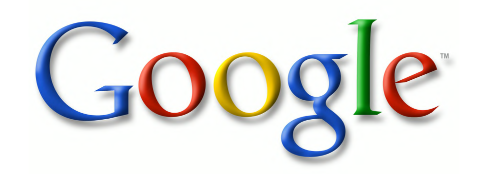


Mola Koko!

Grüße aus Kamerun
von Grete Ziemann







„Mola Koko“!

Grüsse aus Kamerun.

Tagebuchblätter

von

Grete Ziemann.



Wilhelm Süsserott
Hofbuchhändler Sr. Kgl. Hoheit des Grossherzogs von Mecklenburg-Schwerin.
Berlin 1907.

Inhalts-Verzeichnis.

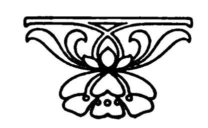
Vorwort.

Die nachstehenden Blätter erheben keinen Anspruch auf literarischen Wert und sind ursprünglich auch gar nicht für die Oeffentlichkeit niedergeschrieben. Daher bitte ich um freundliche Nachsicht bei dem Wagnis, meine afrikanischen Erlebnisse — vielfachen Wünschen jetzt erst nachgebend — zu erzählen. Sie entsprechen tagebuchartigen Aufzeichnungen, die ich vom Beginn meines afrikanischen Aufenthaltes an gemacht habe. Das Wort „Mola Koko!“ bedeutet einen Gruß des Bakwiri-Stammes im Kamerun-Gebirge, in dem ich mich längere Zeit aufhielt und heißt wörtlich: Ich grüße Dich, lieber Vetter! Besonders „aktuelle“ oder aufregende Begebenheiten habe ich zwar nicht zu verzeichnen, verzichte auch auf jeden Versuch kolonialpolitischer Erörterungen, die den Männern überlassen seien. Doch darf ich vielleicht hoffen, daß die schlichte Schilderung meiner Erlebnisse und Eindrücke einiges Interesse erweckt und unsere schöne, leider oft so viel geschmähte deutsche Kolonie in hellerem Lichte erscheinen läßt.

Ja, Neuland ist dort für uns in jenem geheimnisvollen Afrika, das noch heute in allen seinen Teilen so kaleidoskopartig wechselnde Bilder bietet. Hier hat der alte Heraklit mit seinem — "alles fließt" — noch einmal so recht.

Es sollte mich ferner freuen, wenn so manche junge Frau die Ueberzeugung gewönne, daß sie dort draußen im schwarzen Erdteil, wo jetzt so redlich und treu gearbeitet wird zu Deutschlands Ehr' und Ruhm, als Hausfrau und Gehilfin ihrem Gatten oder Bruder noch nützlicher sein kann als daheim, und daß sich ihr ein sehr weites Feld einer ebenso vielseitigen wie segensreichen und dankbaren Tätigkeit bietet, indem sie gute deutsche Art und Sitte mit verbreiten hilft.

Dann wird auch sie erfahren, wie jene wunderbar herrliche Natur jeden mit magischer Macht zwingt, unser Neudeutschland zu lieben.



1. Kapitel.

An Bord der „Alexandra Woermann".

„Ich wollte, Ihr könntet Eure glückliche Grete sehen, die sich ins Land von „Tausend und eine Nacht" versetzt wähnt, die immer noch halb wie im Traum all das Wunderbare und Eigenartige dieser neuen Welt auf sich wirken läßt.

Ich will Euch nicht ermüden mit den Einzelheiten der langen Seefahrt, mit ihren vielen mehr oder weniger interessanten Begebenheiten, obschon von vornherein ein ganz anderes Leben auf diesen Afrikadampfern herrscht, auf denen sich eine völlig andere Reisegesellschaft zusammenfindet als auf den Luxusdampfern z. B. nach Amerika.

Meist sind es doch Menschen mit einem festen Ziel, die von vornherein der Tragweite ihrer Reise nach dem dunklen Erdteil sich bewußt sind und auf viele Annehmlichkeiten und Genüsse ihrer Heimat verzichten müssen, um draußen als tüchtige Pioniere europäischer Kultur zu wirken.

Ich will auch nicht erzählen von Seesturm, Seekrankheit oder den verschiedentlichsten heiteren Veranstaltungen an Bord, wie sie schon so oft beschrieben sind. Tatsächlich konnte die Reise gar nicht herrlicher und interessanter, die Stimmung unter den Passagieren keine gemütlichere sein, zumal unser Kapitän Tr. ein Muster von Liebenswürdigkeit war, stets bereit, billigen Wünschen zu entsprechen; auch Komfort, Verpflegung und Bedienung ließen nichts zu wünschen übrig. Dieser Umstand bedingte es auch, daß, wie auf fast allen Woermann-Dampfern, Engländer ein erhebliches Kontingent zu den Passagieren stellten, trotzdem eine englische Linie ebenfalls die Küste West-Afrikas befährt.

Selbst die Gesprächsthemen verrieten öfter, wohin die Fahrt ging. Haben Sie schon Malaria gehabt? Wie nehmen Sie Chinin? Haben Sie schon Schwarzwasserfieber gehabt? Diese Fragen hört man wohl nirgends mehr als auf der Afrika-Linie.

Wir Frauen waren in selten stattlicher Anzahl vertreten, von denen die meisten allerdings nur eine Vergnügungsreise nach Las Palmas unternahmen.

Für mich war es noch besonders angenehm, daß sich unter den Reisegefährten eine Anzahl von altbewährten Kameruner Beamten und Offizieren.

wie Hauptmann L. und andere fanden, die mit meinem Bruder persönlich bekannt waren, und mir in liebenswürdigster Form ihre Erfahrungen zur Verfügung stellten."

So ungefähr beginnen meine damaligen Aufzeichnungen.

Gestatte mir, lieber Leser, nun in kurzen Zügen nur folgendes zur Orientierung.

Mitten in mein alltäglich-friedliches Leben hinein flog eines Tags ein Brief meines Bruders Hans aus Kamerun, der dort Regierungsarzt ist und die Kolonie schon seit 12 Jahren kennt, mit der dringenden Bitte, doch zu ihm zu kommen, um die Zügel der Regierung im Haushalt zu übernehmen.

Bei meinem reiselustigen und wißbegierigen Wesen bedurfte es hierzu natürlich nicht vieler Aufforderungen, umsomehr, als mir mein Bruder über die dortigen Verhältnisse oft und eingehend geschrieben hatte. (Inzwischen sollten sich letztere ganz erheblich zu ihrem Vorteile verändert haben.) — So findest Du mich nun hier zwischen Himmel und Wasser auf der Rhede von Las Palmas, auf der Insel von Gran Kanaria, an Bord der „Alexandra Woermann".

Je tiefer der feurige Sonnenball herabsank, desto klarer hob sich die imposante Silhouette der Bergketten als feine Schraffierung gegen die Luft ab. Leider schwand mit dem Scheiden der Sonne für uns auch die Hoffnung, an Land zu kommen. — Wie ein Schwarm von Glühkäfern schwirrten um unsere „Alexandra" die Lichter der kleinen Boote, welche spanische, sowie schmutzige Neger- und Mulatten-Händler an Bord brachten.

Im Handumdrehen war das untere und obere Promenadendeck zu einem richtigen Jahrmarkt umgewandelt. Hier in dieser Ecke hatten sich Zigarrenhändler niedergelassen, dort Orangen- und Nußverkäufer; jener hatte entzückende seidene Shawls zu verkaufen, hübsche Filigranschmucksachen oder Kanarienvögel. Waren wir doch in der Heimat dieser sangesfreudigen Piepmätze. Nur hatten sie hier statt der bekannten gelben mehr grünliche Farbe. Aber vor allem kamen viele Stickereihändler, die alle ihre Herrlichkeiten ins rechte Licht zu setzen verstanden. Ihr glaubt gar nicht, mit welchem Vergnügen ich zwischen diesen zum Teil kostbaren Schätzen herumsuchte.

Ich hätte nie gedacht, daß so urplötzlich solch buntes Messetreiben an Bord sich entwickeln könne. Es war eine unglaublich zudringliche Gesellschaft. Wenn man eben meinte, man hätte sie sich endlich abgewimmelt, tauchten sie in größter Seelenruhe von der anderen Seite mit feixenden Gesichtern oder verhimmelndem Augenaufschlag von neuem auf! Decken, für die sie zuerst 100 M. forderten, bekam man bei Abfahrt des Dampfers um ein Viertel des Preises. Nach 4 Stunden Aufenhalt wurden all diese Gesellen mit mehr oder weniger sanften Handbewegungen an die Luft gesetzt, aber trotzdem hielt doch der Lärm in den kleinen uns umschwärmenden Booten noch bis 12 h an.

Bald rasselte die Ankerkette in die Höhe, und zehn Minuten später dampften wir schon wieder weit draußen auf wogender Flut.

In Monrovia nahmen wir die ersten schwarzen Arbeiter an Bord und zwar 130 Mann; zum größten Teil werden sie als Bootsjungen und als Arbeiter in den Kohlenbunkern oder Heizer an Bord verwendet, denn diese Posten sind, je weiter wir nach Süden kommen, für den weißen Mann nicht mehr erträglich. Die meisten jedoch haben sich nach Kamerun als Arbeiter anheuern lassen. Nach Ablauf ihres Kontraktes kehren sie dann mit ihren Ersparnissen oder nach ihrer Meinung mit Schätzen reich beladen, in ihre Heimat zurück.

Oft ist auch ein kleines Faß Pulver, einige Hüfttücher, Pfeifen, Streichhölzer und sonstiger Tand ihr einziger Gewinn. Ihr hättet aber nur sehen sollen, wie die Neger mit ihresgleichen umgehen. Ein großer zweihenkeliger Weidenkorb wurde mittelst Krahns an dicken Tauen heruntergelassen, um die „schwarzen Teufel" aufzunehmen. Kopfüber und -unter wurde alles lebende oder tote Inventar in den Korb gestopft und dann im Boot oder Dampfer umgekippt. Jeder konnte sich und das Seine dann zusammensuchen. Es war tatsächlich ein Wunder, daß es ohne gebrochene Arme und Beine abging.

Einige Male mußte der Dampfer noch auf offener See des furchtbaren „Nebels" wegen, der jede Umsicht unmöglich machte, stoppen, denn es war gerade die Harmattanzeit, wo die Winde aus der Sahara wehen, welche das hiesige Wetter verursachen. Auch fehlten noch etwa 50 Neger, die wir nun in jedem kleinen Küstennest aufzutreiben versuchten, was ziemlich schwer hielt, zumal an der ganzen Westküste eine Gährung unter den Negern ausgebrochen ist, und die Leute mehr Lohn beanspruchen. Man sieht, auch der Neger dort kennt schon die „moderne Arbeiterbewegung".

In Accra mußte der 2. Offizier energisch eingreifen. Die gemieteten Krujungen verlangten alle noch mal 3 M. für die Ueberfahrt von der Küste, obwohl ihr Kontrakt schon richtig erfüllt war. Kurzer Hand hieß er all die unzufriedenen schwarzen Gesellen schleunigst verschwinden. Die meisten sprangen jedoch schon vorher freiwillig wie die Frösche ins Wasser. Es mag dies vielleicht „afrikanisch" klingen, in Wirklichkeit ist es die reine Komödie, denn sie schwimmen wie die Fische und können stundenlang zu ihrem Vergnügen im Wasser herumpaddeln, d. h. wenn keine Haifische da sind.

Als die Krujungen nach 2 oder 3 Stunden nicht nachgaben, wurde ihr Boot freigelassen, worauf sie es sich wieder aneigneten und lachend und singend zurück an Land fuhren. Sie kamen mir anfangs wie die reinen Kinder vor. Doch von dem Negercharakter erst später. Nachher wurden sie dort wegen Kontraktbruchs eingesperrt.

Wir hatten nun etwa 160 oder 170 Neger an Bord, die mit Ausnahme der auf einer etwas höheren Stufe stehenden angeworbenen Wheysoldaten und

deren Frauen auf dem offenen Vorderschiff hausten — dabei nachts dichter wie die Sardinen lagen, ein schier unentwirrbarer, stark duftender Menschensalat. — Ein Kloben Holz, eine Kiste oder Eisenlasche. wie sie es grade fanden, ersetzte ihnen das Kopfkissen. Brannte tags die Sonne zu stark, so machten sie sich aus ihren Lavalavas (Hüftentüchern) eine Art Plan oder Zelt zurecht. Recht zärtliche Neger-Papas suchten ihren „besseren Hälften" auch die schönsten Plätze aus, oder holten Decken herbei und hüllten sie abends fürsorglich darin ein Aller Appetit aber konnte einem vergehen, wenn man ihnen beim Essen zusah. Sie hatten als Reisekost alle eine Art Maisbrei mit, den sie in großen, grünen Blättern verwahrt hielten. Zu den Mahlzeiten holten sie ihn zwischen ihren Lumpen vor, zerquetschten ihn mit der Hand und warfen ihn dann in eine Schale mit kaltem Wasser, aus der sie den Brei mit ihren Naturlöffeln oder Gabeln herausfischten und in den bei den Negern nicht klein ausgefallenen Mund stopften. Aus abgekochtem Reis machten sie sich auch faust große Klöße an denen sie fast erstickten. Fleisch wurde ihnen vom Dampfer geliefert.

Von Afrika selbst bekamen wir erst auf der Höhe von Togo etwas zu sehen, wenn man von dem durch die Luft getragenen Sande der Sahara absehen will, der sich massenhaft auf alles ablagerte, so daß man sich eigentlich schon an Deck auf afrikanischer Erde bewegte.

Es herrschte, wie gesagt, fast immer undurchdringlicher Harmattan, hinter dem das „Land der Verheißung" verborgen lag. Als wir später etwas näher der Küste fuhren, und öfter in den Häfen anlegen mußten, um Passagiere abzusetzen oder aufzunehmen, erspähte das Auge meist nur einen ewig gleichmäßigen, schmalen gelben Sandstreifen ohne jegliche Erhöhung; höchstens erkannte man hin und wieder in einigen weißen Punkten Europäer-Häuser oder in dem Grün den vom leuchtenden Strand sich tief ins Land erstreckenden sogenannten „Busch". So sahen wir auch leider nichts von der schon etwas gebirgigen englischen Goldküste.

Nur Lome, die schöne Hauptstadt unser Kolonie Togo, präsentierte sich im Sonntagssonnenschein und im vollen festtäglichen Flaggenschmuck.

Sie sah auch wirklich sehr einladend und „vorgeschritten" aus; ist sie doch im Besitz einer recht graziös gebauten, mit zwei schlanken Türmen geschmückten katholischen Kirche (vom Herzen Jesu) und vieler Beamtenwohnungen. Der besonderen Liebenswürdigkeit unseres „Kabbis", wie wir unseren netten Kapitän titulierten, habe ich es, allerdings erst nach vielen heißen Bitten, zu verdanken, daß ich mit den Passagieren, die hier abgesetzt wurden, an Land fahren durfte, trotzdem zurzeit eine starke Brandung zu passieren war. Hatten wir auch leider nur wenig Zeit, so war doch dieser kurze Besuch hochinteressant für mich, schon allein deshalb, weil ich hier zum ersten Male nun wirklich afrikanischen Boden betrat.

Lome machte mit seinen schmucken Straßen und Häusern und seinen schönen Menschen einen einladenden und freundlichen Eindruck. Die europäische Kultur findet bei dem intelligenten Volksstamm der Eweneger fruchtbaren Boden. Ackerbau und Gewerbe haben, seitdem dort die schwarz-weiß-rote Flagge weht, gewaltige Fortschritte gemacht.

Eine Eisenbahn ins Innere, die ebenso notwendig wie gewinnbringend sein wird, fand ich im Bau.

In dem englischen Lagos, wo, wie fast stets eine hohe Brandung stand, fingen die Neger, die wir nun vollzählig aufgesammelt hatten, während wir den Brandungsdampfer von Land erwarteten, einen mächtig großen Hai mit der Haiangel, der in kürzester Zeit in die schwarzen Mägen verschwand. Das Tier schlug mit seinem Schwanze so gewaltig hin und her, daß es mit einem dicken Tau gefesselt werden mußte. Schließlich wurde ihm eine mächtige Stange durch den Rachen in den Leib gejagt, um es unschädlich zu machen. Das tückische, kleine grünliche Auge, das furchtbare Gebiß, machten einen scheußlichen Eindruck. Für die berühmte Delikatesse „Haifischflossen" dankte ich.

Hier in Lagos gesellte sich zu meiner freudigen Ueberraschung mein Bruder Hans zu mir, der zum Studium der hygienischen Einrichtungen und behufs Tieruntersuchungen in diesem Lande war und nun mit mir nach Duala fuhr. Er war mit seinen Resultaten sehr zufrieden. Ihr könnt Euch denken, welche Fülle es da zu erzählen gab. Zu meiner großen Freude war er trotz des bösen Klimas und der großen Fülle der Arbeit frisch und gesund. Mit stillem Neide sprach er von der großen Kulturarbeit, die England in jener alten, schönen und reichen Kolonie, allerdings mit großen Mitteln, bereits geleistet. Der Reichtum des Landes beruht in der großartigen Kultur der Oelpalme. Er war dort im Hinterlande in Städten mit 100 000 Einwohnern gewesen. Die Hälfte des Exports ist in deutschen Händen.

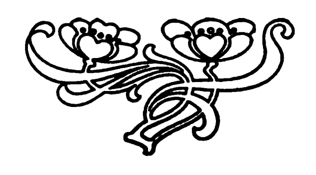
Hans brachte außer einer Anzahl Schafe auch Hühner und Puter für unseren Haushalt mit und stellte mir in Mbimba seinen ersten Lazaretgehilfen aus Duala und in Bingua unseren ersten Diener vor, beides, wie ich später fand, treue anhängliche Negerseelen, die ihrer neuen weißen mami (Herrin) alles von den Augen abzulesen suchten. Namentlich Mbimba machte zweifellos einen ziemlich intelligenten Eindruck.

Mir kam es so vor, als stampfte unsere gute „Alexandra" immer schneller, denn wir näherten uns jetzt eilends unserem Ziel. Die fliegenden Fische, sowie die neckischen Schweinsfische und Delphine, die bisher mit lustigen Sprüngen in langen Zügen unser Schiff begleiteten, blieben zurück, da in den trüben Gewässern des Busens von Unter-Guinea keine reiche Fauna des Meeres gedeiht. Dafür hatten wir jetzt stets des abends ein selten großartiges Meerleuchten! Wie mächtige, goldig funkelnde Seeschlangen zog es blitzschnell durch die Fluten. Jede Welle trug unzählige

solcher leuchtender Quallen davon, die auf tanzenden Wogen schaukelnd, mit ihren „Armen" schwenkend, den Forteilenden zu grüßen schienen. Unzählige selbstleuchende, mikroskopische Lebewesen auf der Oberfläche dieser Quallen bringen das Leuchten hervor. Jetzt sahen wir auch viele Walfische ihre Fontainen hoch in die Luft schleudern. Wie schön waren diese lauen Abende auf dem gleißenden unendlichen Ozean, in dem sich die funkelnden Himmelslichter wiederspiegelten!

Sanft gleitet murmelnd Welle auf Welle am Bug dahin und raunt uns lange Geschichten zu von den tausend Wundern der Tiefe. Ich glaube, wohl die meisten der jungen Menschenkinder an Bord, die hinausfahren in die weite Welt mit einem Herzen voll Sehnsucht und Hoffnung auf gutes Glück, können sich dem Zauber solcher Stimmungen nicht entziehen.

Morgen sollen wir nun Victoria erreichen; die lange, aber für einen Neuling wie mich sehr interessante Fahrt hat dann ihr Ende erreicht.



2. Kapitel.

Victoria.

Mit einem Tag Verspätung langten wir in der Ambas-Bai vor Victoria, dem schönstgelegenen Hafen von Kamerun an. Leider liefen wir des nachts ein; doch bei Tagesanbruch, den ich mit Ungeduld erwartete, war ich ganz überwältigt von dem wunderbaren Bilde, das sich hier offenbarte.

Schon von meiner Kabine aus sah ich nun zum ersten Mal während all dieser Wochen eine wahrhaft üppige Tropenlandschaft aus unmittelbarer Nähe. Als ich dann an Deck eilte und das ganz unbeschreiblich großartige Panorama überschauen konnte, jauchzte ich laut auf vor Entzücken.

Anfangs konnte man den großen, einstmals vulkanischen „Kamerun-Pik", der sich hinter der Stadt allmählig zu der imposanten Höhe von 4070 m erhebt, noch nicht einmal in seiner ganzen Majestät erblicken, da die Spitze leider in Wolkenschleier gehüllt war. Aber schon die sichtbare untere, dicht bewaldete Partie wirkte so gewaltig, daß man ahnte, was der Nebel noch barg. Die eigenartige Silhouette des „kleinen Piks" dagegen stand klar in violettem Farbenton da. Derselbe steigt fast unmittelbar vom Meere ca. 1900 m schroff und steil empor, bis zum Gipfel bedeckt mit herrlichstem Urwalde.

Welch anderes Bild bietet dies herrliche, an Vegetation überüppige Victoria dar gegenüber Lome mit seinen flachen Sanddünen und dem niedrigen Busch! Einen besonders interessanten Anblick gewährten die sogenannten „Rocks", Felsenriffe, die der Küste vorgelagert sind und, da sie vor grauen Zeiten aus dem feurigem Schlunde des Kraters herausgeschleudert wurden, aus verwittertem Lavagestein bestehen. Dunkel sepiafarbig ragen sie steil und phantastisch aus dem Meere empor, zum Teil über dem Wasser mit saftig grüner Moosbordüre verziert, um, je höher, je hellere Nuancen anzunehmen und als Kappe einen Hain von Palmen und üppigem Unterholz zu tragen. Sie werden die Piraten-Inseln genannt, da früher tatsächlich Seeräuber dort gehaust haben sollen, welche die mit Frachten beladenen Boote der heimkehrenden Neger abfingen; doch heute wohnen friedliche Fischer auf jenen schwer zugänglichen Klippen.

Außerdem entzückten zwei größere Inseln — Mondoleh und Ambas — das Auge, von denen die erstere als Quarantänestation vorgesehen ist.

In Viktoria verließen uns die letzten Passagiere, dann hatten wir noch 4—5 Stunden Fahrt bis Duala.

In der breiten Flußmündung des Wuri, dem sogenannten Kamerun- oder Quaquabecken, wurde Anker geworfen, da eine Sandbank oder Barre, wie diese sich bei fast allen westafrikanischen Flüssen findet, ein Weiterfahren tiefgehender Fahrzeuge verhindert, wenigstens zur Ebbezeit. Die Dampfsirene ließ ihre laute Stimme ertönen zum Zeichen, daß hier draußen ein Dampfer vor Anker gegangen sei, dessen Passagiere abgeholt werden sollten. Es währte jedoch noch lange, ehe der Regierungsdampfer von Duala auf unser Signal mit vier Leichtern ankam.

Die „Alexandra" fährt von hier aus gleich weiter nach den südlichen Bezirken Kameruns und löscht die großen Frachtstücke erst bei der Rückkehr von dort.

Der Strom ist an dieser Stelle etwa so breit als die Elbe bei Cuxhaven, und mit großer Geschwindigkeit rauschten seine gelben schlammigen Fluten vorbei. In verschleierter Ferne sah man die niedrigen, einförmigen und unbewohnten Flußufer, umsäumt von Mangroven-Gebüsch, das dem Landschaftsbilde einen etwas düsteren Eindruck verlieh. Hier münden eine Menge von Kreeks, Flußarmen, die das Flußgebiet des nördlich gelegenen Mungo und des südlich gelegenen Sannaga und Lungari-Flusses mit dem des Wuri vereinen.

Unser intimer Kreis bestieg nun unter vielen Lebewohls die Pinaß „Pfeil" und, nachdem die Leichter mit ihrer Ladung voraufgefahren waren, dampften auch wir davon.

Fahre wohl „Alexandra", auf der ich so viele schöne Stunden verleben durfte in fröhlicher Gesellschaft lieber Menschen. Stets werde ich gern an dich zurückdenken. Glück auf zur weiteren Fahrt!





Das Regierungshospital in Duala.

3. Kapitel.

Im neuen Heim.

Nach zweistündiger Fahrt den Fluß hinauf bei flimmernder Hitze, aber in lustiger Gesellschaft, sahen wir endlich die Gefilde von Duala auftauchen. Zeigten die dicht bewachsenen Ufer bisher noch nicht eigentlich afrikanischen Charakter wegen des einförmigen, niedrig gelegenen Mangrovenbusches, so veränderte sich das Bild jetzt von Minute zu Minute. Man erklärte mir, wem die einzelnen sichtbar werdenden Gebäude gehörten, wo vor allen Dingen mein neues Heim liegt, wo das Hospital, das Kasino, Gouvernementsgebäude usw. Ich muß sagen, so anheimelnd hätte ich es mir doch nicht vorgestellt. Die ganze Stadt liegt etwa 20 m über dem Flusse erhöht. Von demselben aus sieht man die Schichtung des leuchtend rötlich-gelben Lateritbodens. Die Gebäude sind zum Teil überragt und umgeben von Palmen, mächtigen Mangobäumen und sonstigem „Grünzeug", das ich noch nicht kenne.

Die Wohnungen der Europäer, meist zweistöckige weiße Steinhäuser mit breiten Veranden, liegen in der Nähe des Wassers, wie denn auch naturgemäß die Faktoreien mit ihren Vorratsräumen sich am Ufer ausgebreitet haben.

Die Negerstadt selbst schließt sich unmittelbar dahinter an und dehnt sich sehr weit aus, so daß dieselbe in viele Stadtteile mit besonderen Namen zerfällt.

An der großen Landungsbrücke wurden wir an Land gesetzt, und die Herren alle hießen die Neulinge herzlich willkommen auf afrikanischem Boden.

Kaum waren wir einige Schritte gegangen, als wir die Frauen und Kinder der Lazaretgehilfen gewahrten, im Sonntagsstaat, mit großen Bouquets, die sie ganz nach Kinderart mit beiden Händen fest auf der Brust hielten, rund gebunden, mit möglichst kurzen Stielen, um die sie ein Taschentuch gewunden hatten, damit man sich die Hände nicht schmutzig machen sollte. Die Kinder gaben lachend und verschämt die Hand, die Frauen aber ganz offen und treuherzig.

Dann defilierte die schwarze Schutztruppe vorüber, um die neuen Offiziere zu empfangen.

Viele Neugierige standen am Wege, als wir die zu unserem Hause führende, aufsteigende Straße betraten. Auf der Hälfte des Weges kam uns unser männlicher Hausstand entgegen, alle mit gleich schönen Sträußen und in netten Anzügen, der Koch sogar im schwarzen Bratenrock, Filzhut, weißer Kravatte und mit zierlich gedrechseltem Ebenholzstock, alle mit demselben treuherzigen kindlichen Lächeln. Ich muß sagen, ich war ganz gerührt und mußte mir schnell die Nase putzen.

Aber alles dies wurde noch übertroffen durch die Ueberraschung, die sich mir im Innern unseres „Hüsings“ bot. — Mir war, als träte ich in einen Palmenhain, der auf das verschwenderischste mit den üppigsten Blumen geschmückt war.

Jeder Pfeiler auf der großen luftigen Veranda war bekleidet mit einem Palmenwedel, der vom Fußboden bis unter die Decke reichte und oben sich noch umbog. Auf dem Tisch standen sämtliche Tafelaufsätze und Vasen mit den herrlichsten Blumen. Dahinter hatten sich wieder alle Jungens, oder wie man leider sagt boys, aufgestellt und riefen mit vieler Mühe ein deutsches „Willkommen“! Ihr glaubt gar nicht, was dieser schlichte Gruß für einen tiefen Eindruck auf mich machte! Ich ärgerte mich, daß ich kein Wort rausbringen konnte. Es war doch gar kein Grund zum Weinen, und dennoch kamen mir die Tränen. Aus den großen, gutmütig blickenden Kinderaugen las ich gleich die Gewißheit, daß ich mit diesen Menschen gut auskommen würde, und dies Gefühl hat mich auch nachher nicht betrogen. — Nun besahen wir die anderen Räumlichkeiten. Ach, könntet ihr doch sehen, wie hübch und wohnlich alles ist!

Unser Haus, im indischen Bungalostyl erbaut, liegt am Wasser inmmitten eines hübsch angelegten Gartens, und man hat von der Veranda aus einen wunderbar schönen Ausblick auf den Wurifluß und geradeaus das dahinter aufsteigende gewaltige Kamerun-Gebirge. Uns benachbart ist links, durch eine Schlucht in unsrem Garten getrennt, das Kasino, rechts das Regierungsgebäude inmitten eines großen Parkes mit schönem Tennisplatz und nach rückwärts das große, völlig massive Europäer-Hospital, ebenfalls von sauberen Anlagen umgeben, etwas weiter davon entfernt das sehr schöne Farbigen-Hospital.

Das Innere des Hauses besteht aus vier Zimmern, von denen Hans 2 und 2 mir gehören. Ringsherum um diesen Kern führt nun die Veranda und, da die letztere auf der Westseite nach dem Fluß zu etwa 6 m breit ist, sind die Zimmer innen nicht ganz hell, aber haben doch gerade angenehm gedämpftes Licht, zumal sie mit hellgrünweißer Oelfarbe gestrichen sind. Oben, zwischen Wand und Decke, sind 10 cm Zwischenraum, damit ständig kühlender Wind durchstreichen kann. Später soll alles moskitosicher gemacht werden. Die Veranda ist nach außen mit Jalousiewänden abgeschlossen und kann durch verstellbare Rollläden gegen Regen und Sonnenbrand geschützt werden. Eine besondere

Ueberraschung für mich bildete das Moskitohäuschen in meinem Schlafzimmer, d. h. stellt Euch einen großen „Fliegenschrank“ vor, der einen besonderen Korridor hat, damit beim Türöffnen die etwa außen daran sitzenden Insekten nicht in den inneren Raum gelangen können. Da außer dem Bett noch gut ein Tisch Platz hat, so kann man eventuell auch abends ganz vor Mücken geschützt bei Licht darin arbeiten. Das zusammenlegbare, aus Holzleisten und blauer Drahtgaze bestehende Häuschen ist etwa $2^1/_2$ m hoch und jedenfalls viel luftiger und angenehmer als ein Moskitonetz. Hans bekommt auch so ein Moskitohaus, es wird jetzt bei uns auf dem Hofe gearbeitet.

Von dem freundlichen Wohnzimmer führt eine kleine Tür ins Badezimmer, wo ein beweglicher Eimer, in dessen Boden eine Gießkannenbrause zum Oeffnen und Schließen angebracht ist, höchst sinnreich und einfach die Douche vorstellt. Wenn auch die ganze Einrichtung nur sehr einfach ist, so macht doch das Gesamte einen anheimelnden, freundlichen Eindruck. Der erste Nachmittag wurde mit Auspacken verbracht; meine sämtlichen Sachen hatte ich nämlich schon innerhalb einer Stunde vom Dampfer erhalten. Die schweren Kisten wurden von Sträflingen gebracht, die zu zweien mit wenig zierlichen eisernen Halsketten verbunden waren, und von einem Polizeisoldaten in kleidsamer Kakiuniform mit roter Schärpe und Fez bewacht wurden; ebenso schleppten sie auch die Käfige mit den Tieren heran, sowie meinen sonstigen Hausrat, der gleich aufgestellt wurde.

Nach 6 h wurde es sehr rasch dunkel.

Der Koch kam und fragte, was es zum Abendessen geben sollte. Die Hänge- und Stehlampen wurden angezündet, der Tisch gedeckt, und alles ging wie am Schnürchen.

Hell erstrahlte die feingezeichnete Mondsichel am dunklen Himmel und glitzerte im Fluß, der so breit ist, daß man jetzt, zur Harmattanzeit, knapp das jenseitige Ufer erkennen kann. Ist er doch hier noch immer seine zirka 1500 m breit. Ganz erstaunt war ich nun, daß mir das von schwarzen Händen bereitete Essen delikat schmeckte. Oder trug der Umstand wohl das Seine dazu bei, daß es das erste Mahl war, das ich nach fast vier Wochen endlich wieder auf festem Boden einnahm? Die Jungens bedienten sehr aufmerksam und geräuschlos, sie waren offenbar gut abgerichtet. — Uebrigens vollzieht sich fast das ganze Leben auf der Veranda. Dort werden die Mahlzeiten eingenommen und auch Besuche empfangen, denn es ist der luftigste und größte Raum.

Eigenartige Laute von mir noch unbekannten Tieren drangen aus der Tropennacht an mein Ohr. Die „Hauptsänger“ schienen mir wohl die fliegenden Hunde (große Art Fledermäuse) zu sein, sowie die Frösche. Dazwischen zirpten Grillen, wie daheim auf Wiesen an schwülen Sommertagen, kurz, es war ein vielstimmiges Konzert. Nicht lange währte es, da erklangen aus dem 100 m entfernten Kasino die Klänge der schwarzen Kapelle, die zu Ehren der neu an-

gekommenen Offiziere spielte. Sie hatte ein ausgezeichnetes Programm, das sie unter einem schwarzen Kapellmeister* lobenswert bewältigte.

Gegen 10 Uhr wurden einige Schüsse abgegeben und als ich, neugierig wie Frauen einmal sind, ans Fenster trat, sah ich, wie im Kasinogarten ein Feuerwerk abgebrannt wurde. Knatternd und farbensprühend stiegen die Raketen hoch in die Luft und fielen zischend vor unseren Augen ins Wasser.

Von den Schüssen erschreckt flogen Vögel und fliegende Hunde aus den düsteren Bäumen.

Lange noch stand ich am Fenster und träumte in die geheimnisvoll flüsternde Nacht hinaus, die erste in meinem neuen Heim. Was mag uns die Zukunft bescheren?

Durch die weit ausgebreiteten, gefiederten Palmenzweige zog ganz leise eine feine, wundersame Melodie; wer doch ihre Weise, gleich Jung-Siegfried die Sprache der Vögel, zu deuten verstände!

Noch lag ich in süßen Träumen, als mich am frühen Morgen des nächsten Tages die schwarze Militärkapelle weckte, die zu Ehren der neuen Mami in unserem Vorgarten aufgestellt war und zuerst den Choral spielte: „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren". Noch nie im Leben hat mir ein Lied so feierlich geklungen.

Gegen Mittag kamen viele Herren, um ihre Aufwartung zu machen und Hauptmann L., der sich meiner an Bord so liebenswürdig annahm, verriet, daß er selbst das Programm zu dem Ständchen unter Berücksichtigung meiner Lieblingslieder zusammengestellt hätte. — Nachmittag machten wir den drei Schwestern vom Roten Kreuz in dem stattlich und freundlich aussehenden Regierungs-Hospital einen Besuch, sowie dem Ehepaar Hauptmann von W. Später gingen wir noch durch die Stadt bis Aquastadt und trafen fast alle Welt unterwegs. Ihr müßt nämlich wissen, daß die Stunde vor Sonnenuntergang die schönste und erträglichste des Tages ist.





Manga Bell's Palast in Duala (links Rudolf Bell's Haus).

4. Kapitel.

Duala.

Ich sagte schon, daß Duala sich sehr weit ausdehnt. Flußaufwärts folgen sich die einzelnen Stadtteile so, daß von Süd nach Nord zuerst die Soldatenstadt mit Schießplatz und dem mehr landeinwärts gelegenen Togo- und Lagosviertel kommt, dann die sogenannte Joßplatte — Joß ist der Name eines hier wohnenden Häuptlings — auf der das Kasino, alle Beamtenwohnungen und auch das Hospital liegen, sozusagen also der vornehmste Stadtteil.

Daran schließt sich Bellstadt, in der Dualasprache Bonanjo genannt, mit dem für Afrika wirklich ganz imposanten und orientalisch anmutenden Palast des Oberhäuptlings, oder, wie er sich am liebsten nennt, King Manga Bell. Sämtliche Stilarten begegnen sich in diesem Negerbau.

Dann folgt Aquastadt oder Bonaku, in dem King Aqua seinen wenig einflußreichen Herrscherstab schwingt, ferner jenseits der Schlucht Deidostadt oder Bone-bela, d. h. auf deutsch die „schönen Wohnungen". Auf dem linksseitigen Ufer, Bonaku gegenüber, gibt es noch ein Stückchen Duala, Hickori oder Bona-beri benannt. Hinter allen diesen Plätzen beginnt dann unmittelbar der sogenannte „Busch", durch den zum Teil nur schmale Negerpfade zu den Eingeborenendörfern des Inlandes bezw. ihren Farmen führen.

Die Stadt, welche die stattliche Zahl von ca. 19 000 Einwohnern zählt, und ihre Umgebung bis zu etwa 30 km liegen in einer Ebene.*)

*) Ich habe bereits einiges von der Küstenlandschaft Kameruns erzählt. Doch dürften schon jetzt für den Leser zum besseren Verständnis des folgenden einige orientierende Worte über die Kolonie von Interesse sein.

Kamerun hat bekanntlich die Größe von Deutschland und seine Einwohnerzahl wird auf ca. 4 500 000 geschätzt. Jedoch dürfte eine einigermaßen genaue Feststellung noch ganz ausgeschlossen sein.

Die Küstenlandschaft wird im allgemeinen von riesigen Urwäldern bedeckt, welche an den niedrigen Ufern der Flüsse von mächtigen Mangrovensümpfen eingerahmt werden. Bald hinter der Küste beginnt das Land sich allmählich zu heben und zu dem Rande des westafrikanischen Plateaus anzusteigen. Dasselbe ist im südlichen Kamerun etwa 10 Tagereisen entfernt. Im Hinterlande von Duala steigt das Land bereits bei dem Orte Jabassi (eine Tagereise weit) an. Im Norden tritt das gewaltige Massiv des Kamerun-Berges, wie schon früher erwähnt, dicht an die Küste heran und findet seine Fortsetzung in anderen, früher vulkanischen Bergen, wie dem Kupeberge, Manenguba ꝛc. — An der Nordgrenze, wo Kamerun an die englische Kolonie Süd-Nigeria stößt, ist ein ausgedehntes Netz von Kreeks, in welche sich der Croßfluß hinein ergießt.

Uebrigens wird der gesamte Stamm der Dualas, der zu den Bantu-Negern zählt und das weit ausgedehnte Mündungsgebiet des Kamerun- oder Wuriflusses bewohnt, auf ungefähr 22 000 Seelen geschätzt. Ich war ganz erstaunt über die schön angelegten und gepflegten, zum Teil auf beiden Seiten mit Schattenbäumen bepflanzten rechtwinkeligen Straßen.

Die große Mehrzahl der Eingeborenen wohnt, wie die meisten Bantus, in rechteckigen, langgestreckten, niedrigen Mattenhütten, die aus den Blättern der Weinpalme hergestellt werden. Die sogenannte Einrichtung derselben ist eine äußerst bescheidene und besteht zum größten Teil aus der mit bunten Lappen ausgeputzten Lagerstätte, die entweder direkt auf dem festgestampften Lehmboden oder auf niedrigen, bettähnlichen Gestellen aus Palmenrippen errichtet wird. Einige selbstgeschnitzte Hocker und wenig Tongeschirr vervollständigen das Mobiliar.

Um so erstaunter ist man dann, aus diesen Hütten irgend einen bekannten Gassenhauer oder das neueste Couplet ertönen zu hören, das ein Grammophon der entzückt und andächtig lauschenden Familie vortrompetet. Nun gibt es aber wie überall auf der Welt auch hier Arm und Reich. Die wohlhabenden und reichen Neger leisten sich dann auch Wellblech-, ja sogar hübsche Steinhäuser, an denen Glockenzüge und Namenschilder nicht vergessen sind. Dieses freundliche Gesicht, das Duala zeigt, ist das beste Kompliment für eine Regierung, die ihren Stolz dareinsetzt, die Bevölkerung auf diese Weise zu fördern und zur Sauberkeit und Ordnung zu erziehen. Die festgestampften Straßen sind alle sehr sauber und mit gelben Kies bestreut. Jeder muß vor seiner Tür das Unkraut niederhalten. Ich hatte mir alles viel primitiver vorgestellt und bin nun fast „enttäuscht" über diese Kultur.

In dem einzigen, ziemlich anspruchslosen Hotel schien ein lebhafter Verkehr zu herrschen, die neuen Afrikaner mußten doch angefeiert werden.

In der Nacht ging ein gewaltiger, ohrenbetäubender Regen nieder, doch die siegreiche Sonne hatte am Morgen bald seine letzten Spuren aufgesogen.

Heute früh, als ich beim Anziehen war, gings plötzlich klirr! und mein schöner 3 teiliger Spiegel verlor eine Spiegelseite. Die Feuchtigkeit der Luft hatte die Kalikoeinfassung aufgelöst, die Rückwand gänzlich aufgeweicht und der schöne Spiegel ist gewesen. — So wird infolge des Klimas wohl noch manches den Weg des Vergänglichen gehen.

In den Urwäldern der Küste hausen eine Unzahl einzelner Stämme, die von den meist viel höher stehenden Bewohnern des Graslandes im Hinterlande durchaus zu trennen sind.

Verwaltungstechnisch zerfällt Kamerun in eine Anzahl Bezirksämter und Stationen I. und II. Klasse, sowie Militärstationen in denjenigen Gegenden, deren Unterwerfung noch nicht mit Sicherheit eine dauernde genannt werden kann.

Unter den Bezirksämtern seien genannt: Victoria, Duala, Edea, Kribi, Jaunde, in welch letzterem der hochverdiente und bekannte Hauptmann D. wirkte.

Auf den Militärstationen haben eine ganze Zahl von Offizieren unserer Schutztruppe in treuer Kulturarbeit die Basis für eine künftige Weiterentwicklung geschaffen.

Hans hat heute eine kleine, etwa 11 jährige Negerin für mich angenommen, mit der ich mich vorläufig nur durch den kleinen Max, unseren jünsten 12 jährigen, etwas deutsch verstehenden Diener als Dolmetscher verständigen kann, somit wenig Hülfe habe. Sie kann nur Duala sprechen, kein englisch und kein deutsch und ist eine Schülerin aus der Baseler Mission.

Zu meinem Leidwesen und Befremden wird in unserer schönen deutschen Kolonie noch erschreckend viel englisch gesprochen, ich glaube aus Bequemlichkeit; denn ebensogut wie die Negerlein, zumal das kleine Kruppzeug englisch, können sie auch deutsch lernen, umsomehr, da sie durchgängig ein außerordentliches Talent im Erlernen fremder Sprachen besitzen. — Aber die meisten Europäer geben sich nicht die nötige Mühe, es ihnen beizubringen und führen zu ihrer Entschuldigung wohl an, daß sie es nicht für nötig hielten, damit die Neger etwa beim Bedienen nicht ihre Gespräche verständen. Dieser Grund ist jedoch hinfällig, wenn man bedenkt, daß die Neger in 4 Wochen doch fast alles verstehen, wenn sie auch noch nicht so gut sprechen können. Außerdem ist es durchaus nicht nötig, daß man sich in ihrer Gegenwart große Geheimnisse erzählt, oder man spreche französisch. — Wir dringen jedenfalls darauf, daß in unserem Hause nur deutsch gesprochen wird. Ich zeige ihnen einen Gegenstand und benenne ihn, und sie müssen es 10 mal nachsprechen. So prägt sich das Wort bald ein, und nach wenigen Wiederholungen wissen sie Bescheid. Die Handelssprache in ganz Afrika ist allerdings das berühmte oder berüchtigte „Pidgin-Englisch“, das leider schon zu weit verbreitet ist, um ausgerottet werden zu können, und das auch von den Haussastämmen, die Afrika durchziehen, verstanden wird. Es ist das wort- und bilderarme afrikanische Volapük, von dem man sich nur etwa 80 Worte anzueignen braucht, um jedes Gespräch zu unterhalten. Wenn der Einzelne sich auch große Mühe gibt, in den Hauptplätzen deutsch zu verbreiten, wie wenig bedeutet denn das gegenüber ganz Kamerun, das so groß ist wie das Deutsche Reich? Nun, Kamerun ist ja noch eine sehr junge deutsche Kolonie, mit der Zeit wird sie hoffentlich immer deutscher! Jedenfalls wird in Kamerun ververhältnismässig schon mehr deutsch gesprochen als in Togo.

Meine kleine Dienerin ist sehr willig und möchte mir alles von den Augen ablesen, aber meistens trifft sie doch daneben. Sie heißt Kwedi, ist ein niedliches, feingeformtes Mädchen und trägt einen langen dunkelblauen Hänger, sowie grünseidenen Turban. Im ganzen liebe ich es mehr, daß namentlich die jungen Weibsen ihre lustig buntfarbige Nationaltracht, d. h. Lavalava, zu deutsch Lendentuch, und Kopftuch oder Wangi tragen, bei der ihre meist wunderschön und ebenmäßig geformten Glieder viel besser zur Geltung kommen. Sie steht ihnen viel schöner, als die gewöhnlich schlecht sitzenden Hänger, geschweige denn gar die europäische Tracht mit hohen Schnürleibern, wie man diese besonders an Sonntagen so vielfach an ihnen bewundern kann. Diese

Hänger, die bei der überaus aufrechten Haltung der Negerinnen vorne zuweilen beinahe bis an die Knie reichen, hinten dagegen eine regelrechte staubfängerische Schleppe bilden, sind auch eine der „Segnungen der Kultur".

Das Kostüm der meisten Dualamänner besteht jetzt in einem bis auf die Knie reichenden Lendenschurz, über den sie ein in der Faktorei erstandenes Hemd lose hängend tragen. Die kleinen Kinderchen fühlen sich am wohlsten in ihrer natürlichen braunen blanken Haut. Die Mädchen und Frauen tragen außer ihrem geschickt geknoteten Hüftentuch gewöhnlich noch ein andersfarbiges meist seidenes Tuch vor der Brust, das entweder wie eine Serviette um den Hals geknotet oder nur lose über die Brust gelegt wird. Um den Kopf schlingen sie sich turbanartig buntseidene Tücher. Die reicheren und feineren Leute wollen es aber in jeder Beziehung dem Weißen immer mehr gleichtun, und so kommen die drolligsten Karrikaturen zustande.

Der Koch, um Euch auch mit unseren Jungens bekannt zu machen, heißt Arnold und ist ein Togomann aus dem Geschlechte Logosu. Der erste Diener heißt Bingua, genannt „Molch" und ist, wie auch der kleine Max, ein ganz heller Kopf. Beide stammen sie aus Ngumba in Südkamerun, einem Landstrich, der in Höhe von 500—600 m am Westabhange des innerafrikanischen Hochplateaus liegt.

Der stolze Togokoch hat außerdem noch einen kleinen Gehilfen in der Küche, denn er würde es doch unter seiner Würde halten, z. B. Gemüse selbst zu putzen oder gar das Geschirr zu reinigen. Küche, Dienerstube und Vorratskammer sind neben dem Hause, desgleichen Hühner- resp. Truthahnstall. Ja, Ihr glaubt gar nicht, wie üppig unser Viehbestand ist, wir haben eine „Heerde" von 28 Hühnern, 10 Truthähnen und 8 Enten.

Die im Hühnerhof wachsenden Bäume sind von den Webervögeln, die ihre Nester, großen Früchten oder manchmal auch langen Strümpfen ähnlich an die schwankenden Zweige gehängt haben, schon ganz kahl gefressen, so daß oft ein Baum mehr Nester aufweist, als er vielleicht Blätter oder Wedel haben würde. Die kleinen gelben Vögel zwitschern ungeniert und unaufhörlich, würdige Vertreter der heimatlichen frechen Spatzen. Damit wir aber nicht zu übermütig werden, hat der liebe Herrgott auch „Kukurutschen" wachsen lassen, von der Sippe der Küchenschwaben, die in Afrika, dem Lande der Superlative nun leider auch ins elefantenartige gediehen sind. Diese holden Tiere treiben nun oft zu meinem Entsetzen in allen Räumen ihr Unwesen, so daß man wilde Jagd darauf machen muß. Die Jungens entwickeln dabei einen solchen Feuereifer, daß ich oft über ihre Sprünge lachen muß. Mit wahrer Siegesfreude werden die Missetäter herbeigeschleppt und getötet. — Als ich den Koch ermahnte, nur ja gut aufzupassen, daß sich die Viecher nicht mal ins Essen verlaufen, beruhigte er mich mit den stoischen Worten: „O, Mami, habe keine Furcht, dann nehme ich sie schon heraus."



Straßenbild aus Duala. Im Hintergrund am Wasser einige europäische Beamtenwohnungen.

Im übrigen gibt es bis jetzt verhältnismäßig wenig Moskitos; ich glaubte, es gäbe ihrer viel viel mehr.

Bis jetzt habe ich noch nicht einen Mückenstich, trotzdem wir doch abends stets bei offenen Jalousieen und Licht sitzen. Einen Monat später sollte es allerdings auch schlimmer werden. Die Kultur ist der ärgste Feind der Insekten. Mit allen möglichen Mitteln wird allerdings gegen alles schädliche Viehzeug und namentlich die Moskitos zu Felde gezogen.

Hans hat eigens zu diesem Zweck eine Sanitätskolonne ausgerüstet, die in der ganzen Stadt, bei Eingeborenen wie Weißen, in den Faktoreien und anderen Gehöften, nach Wassertümpeln, überhaupt stagnierendem Wasser suchen müssen, da dies die Moskito-(Anopheles)Larven beherbergt. Die Sanitätskolonne gießt alle 8 Tage Saprol, einen petroleumähnlichen Stoff, auf diese Sümpfe, wodurch die Moskito-Larven ersticken.

Auch wird viel unnützes Buschwerk fortgeschlagen, damit der Wind die Mücken vertreibe.

Aber ohne eine äußerst streng eingehaltene Chininprophylaxe würde man doch die sicherste Anwartschaft auf die heimtückische Malaria haben, und tapfer schlucken wir alle vier Tage unser Gramm Chinin resp. Euchinin. Wer auch diese Dosis nicht verträgt, soll $1/2$ Gramm nehmen. Wenn dagegen manche sogenannten „alten Afrikaner“ meinen, ohne dieses Vorbeugungsmittel auszukommen, erfahren sie doch meist früher oder später den Schaden an ihrem Leibe.

Ihr habt gewiß eine ebenso falsche Vorstellung vom „wilden“ Afrika, wie ich sie bisher hatte. Daß man es hier nicht nur gut aushalten kann, ja sogar kein Verlangen mehr nach Europens übertünchter Höflichkeit verspürt, merke ich schon von Tag zu Tag mehr. Die große freie Natur im weitesten Sinne entschädigt für vieles.

Je später am Abend, je lebendiger wird es in der Natur. Es schwirrt und summt, brummt, pfeift und zirpt an allen Ecken und Enden.

Alle Augenblicke fallen im Garten die reifen Früchte von den Bäumen. Die Mangofrüchte z. B. sind so groß, wie die größten Spalierbirnen und würden sicherlich blaue Flecke hinterlassen, wenn sie einem auf die Nase fielen. Die Mangobäume könnte man von weitem fast als mächtige alte Kastanien oder Wallnußbäume ansehen. Rings ums Haus und an den verschlungenen Wegen im Garten wachsen Ananas, unser tägliches Obst. Der grüne Trieb jeder angeschnittenen Frucht wird sofort wieder eingepflanzt, der dann auch gleich gut weiter wächst.

Gestern habe ich meine erste lustige Rikschafahrt gemacht! Ihr kennt die Rikschas, jene kleinen indischen zweiräderigen Wagen, die entweder von einem Pferde oder in Ermangelung dessen hier zu Lande von einem oder mehreren Schwarzen gezogen resp. geschoben werden. Sie fahren sich sehr leicht und federn vorzüglich. Frau v. W. holte mich mit der ihrigen ab; ein Neger läuft vorne in der Gabel,

zwei schieben von hinten, und zur Sicherheit folgte heute ein Schutztruppen-soldat, der den sehr passenden Namen „Afrika“ trug. Die hierzu angestellten Neger waren Kriegsgefangene, die bei dem Kribi-Aufstande im Süden Kameruns 1899 von den Unseren mitgeführt wurden und nun hier als Geisel gehalten, beim Wegebau, zur Bedienung und zu sonstigen Arbeiten verwendet werden. Auch gewöhnliche Strafgefangene werden dazu kommandiert.

Wir kamen schließlich bis vor die schöne Mangrovenschlucht, die Aqua- und Deidostadt trennt.

Die schon früher erwähnten Mangroven nennt man eine Sumpfbaumart, die bis über Manneshöhe über dem Morast mit ihren dicht neben- und durcheinander rankenden hohen Luftwurzeln eine undurchdringliche Wirrnis bildet. Dies hier war noch ganz unverfälschtes Afrika, wo die üppige Vegetation sich selbst überlassen blieb, wo die Palmen und Bäume von unten bis oben mit Schmarotzer- oder Lianenranken wie mit einem buntblütigen Schleier überzogen waren, dessen Enden von den Zweigspitzen wieder zur Erde niederhingen; wo die Alten des Waldes selbst umfielen, wenn sie lebensmüde geworden sind, oder höhere Gewalten im Sturmesbrausen sie krachend zur Erde stürzen. Dichtes Unterholz, Farren, Orchideen, Bananen, Oel-Palmen, Pandanus, wunderbare Blumen, alles sieht man in buntem Durcheinander; dazwischen ein kleiner Fluß, über den eine primitive Brücke (d. h. Knüppelhölzer) gelegt war, welche die Verbindung zwischen Aqua- und Deidostadt auf der jenseitigen Höhe herstellt.

Drüben in Deido war Leutnant H., mit dem ich auf der „Alexandra“ hinausgefahren war, mit einer Kompagnie stationiert. In der Schlucht kam er uns zu Pferde entgegen, er wollte uns gerade besuchen.

Schon von weitem hörten wir lautes Trommeln, es mußte in Deidostadt „play“, d. h. ein Fest mit Spiel sein; Leutnant H. bestätigte es und erklärte, daß sie seit fünf Tagen weder Tag noch Nacht deswegen Ruhe gehabt hätten. Wir sahen auch drüben viel Rauch aufsteigen und beschlossen sogleich, hinaufzugehen.

Die Rikscha mit den Läufern sollte warten, während wir, von „Afrika“ begleitet, durch die Schlucht der Richtung des Feuerscheines und dem Lärme folgend, nach Deido hinaufgingen. Bald hatten wir denn auch die Hütte erreicht, vor deren Tür sich dieser eigenartige „Tanz“ abspielte. Hier war nämlich ein großer Mann (Unterhäuptling) gestorben und, um sein Hinscheiden würdig zu begehen, dauert das Totenfest mindestens 14 Tage lang! Man kann sich wirklich gratulieren, wenn man in der Nähe solch pietätvoller Familien wohnt! Etwa 40 Klageweiber und ebenso viele Männer laufen mit entblößtem Oberkörper, mit kurzen Schritten im Kreise hintereinander her, in der rechten Hand meistens eine Art Rute, mit welcher sie nach den Tönen der Palaver-(Gespräch)Trommel, die außerhalb des Kreises von einem Manne bearbeitet wird, im Takt Bewegungen ausführen.



Auf der Jagd im Mangrovenwald.

Vor allen Dingen aber zappeln sie mit den Armen, wiegen sich in den Hüften und drehen bald die eine, bald die andere Schulter weiter nach hinten, dabei in kurzem Laufschritt sich fortbewegend und schrecklich eintönige Laute ausstoßend. Das macht nun die Gesellschaft so lange, bis sie sich eines Schluckes Rums bedürftig fühlen, was ziemlich oft der Fall ist. Sie werden dann von anderen, die bisher zugesehen haben, abgelöst. Das geht so 14 Tage und Nächte lang. Die Hauptsache aber ist doch das Trinken von Schnaps, der in Unmengen fließt. Je mächtiger der Tote war, je größer ist der Schnapsverbrauch nachher, und je länger dauert das Totenfest.

Wie äußerlich jedoch vielfach die Klage ist, erhellt daraus, daß eine der am lautesten heulenden Weiber, wie ich hörte, die Mutter des Toten, plötzlich aufsprang, um mit dem gleichgiltigsten Gesicht über das Abendessen zu verhandeln. „Afrika" verdolmetschte es uns, dann besann sie sich wieder auf ihre Klageweiber-Pflicht und heulte weiter.

Ihre Toten begruben sie bisher in ihren Hütten, doch hat Hans einen eigenen Kirchhof für sie erwirkt, damit sie nicht wie bislang Luft und Wasser durch die verwesenden Leichname verpesten.

Die in Bezug auf altgewohnte Gebräuche äußerst konservativen Eingeborenen haben sich mit der Einrichtung eines mit Grabkreuzen gezierten Kirchhofes auch bald einverstanden gezeigt, da dieser ihrer Eitelkeit schmeichelte. Manga Bell ging ihnen hierin als Mann des Fortschritts mit gutem Beispiel voran.

Die Leute in Deidostadt sollen im allgemeinen recht wohlhabend sein, weshalb wir es scherzweise Duala W nennen; man traf auch als Zeichen dessen vielfach ganz europäisch Gekleidete an.

Die Frau ist hier überall das Arbeitstier; sie muß Kinder versorgen, kochen, beim Hüttenbau helfen und das Feld bestellen, was allerdings nur bedeutet, daß sie so viele Jams- und Kassadawurzeln in ihr Feld zu stecken braucht, als sie für ihren Bedarf benötigt. So gut wie alles andere wächst ihnen ja von selbst in den Mund.

Die mindere Achtung der Frau, die bei dem Neger gar nichts zu sagen hat und gilt, überträgt sich auch auf die weiße Frau. Sie betrachten diese nur als Luxusgegenstand des Mukalla, des weißen Mannes.

Der Neger selbst führt ein Schlaraffenleben, höchstens geht er Fische fangen. Die wenigen Männer, die einen ordentlichen und einträglichen Beruf in Regierungs- oder Faktoreidiensten oder dergl. haben, also guten Lohn verdienen, werden von ihrer ganzen Sippschaft bis ins fünfte ja zehnte Glied förmlich ausgesogen. Sie sind dann die Ernährer ihrer ganzen Familie, und die ist bei dem Neger nicht gerade klein.

Hoffentlich wird das mal in dem Grade besser, je mehr die Kinder zur Schule geschickt und durch sie zur Arbeit erzogen werden. Durch die ge-

steigerten Bedürfnisse und Anforderungen wird ihnen auch allmählich der Appetit zur Arbeit kommen.

Leider mußten wir uns sehr beeilen, zurückzukommen. Die Sonne stand schon ziemlich tief, und sowie sie unter dem Horizont verschwunden ist, bricht auch die dunkle Nacht herein. Binnen 10—15 Minuten geht hier der Wechsel vor sich, und wir hatten noch einen tüchtigen Weg bis nach Hause.

Manche fürsorgliche Negerfrau kam eilends aus ihrer Nachbarin Haus, von der sie sich in einer Feuerpfanne frische Glut geholt hatte, um ihrem teuren Gatten ein warmes Nachtmal zu bereiten.

Auf dem letzten Viertel sahen wir auch schon über jeder Hütte den blauen Rauch der Herdfeuer schwelen. Mir erschien es wie Weihrauch, der über die friedlich daliegende Kolonie gebreitet war, und unwillkürlich kam mir der Gedanke, wie glücklich doch dieses Völkchen hier sei, das in seiner Mehrheit nichts von der großen Weltintrigue weiß, keine Politik machen will und keinen Ehrgeiz kennt. Nun kommmen wir gewinnsüchtigen Weißen daher, setzen uns in ihrem Lande fest und wollen ihnen durchaus den Stempel unserer Kultur aufdrücken!

Doch mit solchen Ideen darf ich Hans nicht kommen, der ganz für englische Kolonialpolitik, natürlich im besten Sinne, ist.

Als ich mit Hans neulich spazieren ging, erklärte er mir den Duala-Gruß: „Njètu-ssé? Njambe, welcher etwa heißt: Wer ist der Mächtigste? Antwort: Der Teufel, d. h. Gott. Und dieser Gruß flog uns auch auf unserem Heimwege fast von allen entgegen; mit freundlichem Grinsen quittierten sie unseren Gegengruß. Wir waren für den Abend bei den Schwestern eingeladen und eilten nun nach Hause.

Ich möchte sehr gern wenigstens so viel von der ganz melodisch klingenden Dualasprache lernen, daß ich mich einigermaßen mit den Eingeborenen verständigen kann. Erschwert wird die Verständigung aber noch dadurch, daß jeder Stamm seine eigene Sprache hat. Daher steht dann auch ein jeder isoliert da, was für den eventuellen Kriegsfall von sehr großer Bedeutung ist, denn die verschiedenen Stämme können sich dadurch nie zu einer gesammelten starken Macht vereinen, wie etwa in Süd-West.

Ich mußte eben herzlich lachen. Auf der Veranda lief schon seit einigen Minuten ein „Clown“ herum. Ich war grade bei der Toilette, und als ich fertig war und mich an den Tisch zum Arbeiten setzte, kam er herein und wer war es? unser guter Koch Arnold im Sonntagsstaat! Da wir zum Frühstück beim Kommandanten S. M. S. „Wolf“, einem kleinen, hier stationierten Kriegsschiff, eingeladen waren, das in den nächsten Tagen Duala verläßt, brauchte Arnold heute nichts zu kochen und konnte sich schon am frühen Morgen in „Dreß“ werfen. Da es wohl keine eitlere Menschen gibt als die Neger, so könnt Ihr Euch kaum vorstellen, mit welcher liebevollen Sorgfalt und Farben-



Palaverstuhlarbeiter.

pracht er dies besorgte. Er trug einen hellblau und gelb-weiß großgewürfelten Kattunanzug mit roter Kravatte und weiße Strandschuhe, und wollte mir nur die Schlüssel zur Pantry (Speisekammer) übergeben. Sonst legt er sie still-schweigend auf meinen Tisch, aber heute mußte ich ihn doch bewundern. Er sah auch zu fein aus! Dem breiten, aus dem dicken schwarzen Wollhaar mit Scheere und Messer herausgegrabenen Scheitel sah man so recht an, daß sein Zustandekommen viel Zeit und Mühe gekostet hatte. Er ist sonst ein netter Mensch, sehr bescheiden und vor allen Dingen sehr sauber und kocht wirklich ganz brillant.

Uebrigens hatte ich mit den getrockneten Gemüsen hier furore gemacht, alle Gäste aßen es für frisches. Die Schwestern des Hospitals wollen es sich auch schicken lassen. Nur muß es selbstverständlich luftdicht verschlossen sein.

Hans hält etwa alle 12 Wochen vor dem Eingeborenen-Hospital Gesundheits-belehrungen für Neger ab, denen ich auch aus psychologischem Interesse heute beiwohnte. Von weit her waren die Neger gekommen, teilweise mit den Lehrern der ein-zelnen Missionsanstalten, und Jung und Alt lauschte scheinbar sehr andächtig, oft kopfnickend auf die Worte. Sie betrachten diese Zusammenkünfte wie auch die Impftermine z. T. direkt als Fest, und erscheinen fast alle in ihren schönsten Gewändern.

Auf dem Rückwege besuchten wir die verheirateten Lazaretgehilfen Anju und Mbimba in ihren Häusern. Ich war ganz überrascht über die Sauberkeit und den gewissen Komfort ihrer Wohnungen; sie hatten sie netter eingerichtet, als viele von den deutschen Bauern daheim. Ueber ihren mit Messingknöpfen gezierten Betten hatten sie sogar richtige Moskitonetze. Das sind aber auch schon „big men", „große Männer" diese beiden Lazaretgehilfen, der eine ist Christ und hat blos eine „offizielle" Frau, die anderen 2 sind nur zum Fischefangen" (sagt er). Aber Mbimba ist dafür aufrichtiger und hält sich mehrere Weiber, die übrigens z. T. wie ganz junge unausgewachsene Mädchen ausschauen und zum Glück keine Spur von Eifersucht kennen. Eine bild-hübsche junge Frau, schlank wie eine Gazelle, mit entzückendem graziösen Gange, ein Wute-Mädchen, weit aus dem Hinterlande, hatte er kürzlich fortgejagt, weil sie mit ihrem Wirtschaftsgelde sowohl wie anderen Männern gegenüber zu liberal verfuhr, und in Geldsachen versteht der gute Mbimba keinen Spaß. Mbimba hat mir einen reizenden, mit seinem Namen versehenen Hocker geschenkt, den er mir feierlichst bei unserem Besuche überreichte. Solche Hocker besitzen fast alle Dualas in mehr oder weniger künstlerischer Ausführung.

Wenn ich eben von den inoffiziellen Frauen Anjus sprach, so möchte ich hierzu erwähnen,daß man bei den Duala folgende Klassen der Bevölkerung unterscheidet: Freie, Halbfreie und Sklaven. Ein Freier kann sich je nach seinem Vermögen und Belieben Sklaven halten, denen ihre Stellung gar nicht zum Bewußtsein kommt, da sie meist sehr gut behandelt werden. Die Kinder dieser Haussklaven

sind laut Verfügung des Gouverneurs als Halbfreie zu betrachten, und deren Nachkommen sind dann wieder Freie. Dieses gilt jetzt für die ganze Kolonie.

Der Durchschnitts-Bantuneger, zu dem auch der Dualamann zählt, steht im allgemeinen geistig weit hinter dem Neger Nordguineas zurück.

Im Innern Afrikas trifft man nicht selten noch auf Stämme, die Menschenfleisch als ein ganz besonders schätzenswertes Gericht betrachten, und die nicht etwa zarte Rücksichtnahme kennen, wenn selbst ihre eigenen Verwandten zu solch einem Mahl auserlesen werden. Geht man in Duala nur einmal aufmerksam beobachtend die Straßen entlang, so ist man sicher nicht nur einem Nachkommen dieser „Feinschmecker" begegnet. Sie fallen einem gleich durch die spitz zugefeilten Zähne auf, welche dem Gesicht etwas unheimliches und raubtierähnliches verleihen.

Daß die Geschenke, die ich unseren Negern mitgebracht hatte, gar nicht zu ihrer Zufriedenheit ausgefallen waren, tat mir recht leid. Ich hatte z. B. den Kindern einiger Bediensteter hübsche Puppen mitgebracht; aber was meinst Du, das geschah? Das erste war, daß die holden Göhren große Steine holten und damit die Köpfe dieser schönen, nachgemachten kleinen Menschlein zerschlugen und ihnen mit großen Messern den Bauch aufschlitzten. Aber in ihren Adern floß ja noch das Blut ihrer Väter, und deren früherer Kanibalismus kam nun beim Spiel in dieser vertrauenerweckenden Nachkommenschaft wieder zum Vorschein.

Wie kann ich auch wissen, was solcher Naturkinder schwarzes Herz erfreut!

Landschaftlich zeigt Duala sich jetzt während der Uebergangszeit von seiner besten Seite. Das Laub prangt in frischem saftigem Grün, täglich begossen durch den unermüdlichen Jupiter Pluvius. Einige Bäume, z. B. die Baumwollbäume kleiden sich zur Abwechselung zuerst in ein herrlich weinrotes Gewand und färben sich erst ganz allmählich grün. Dann sieht es oft sonderbar aus, wenn auf einem sonst grün belaubten Baum sich mit einem Mal große Flächen mit rot überziehen. Eigentlichen Frühling und Herbst gibt es nicht, nur in der Regenzeit ergänzt sich der Lebenssaft.

Die heiße Trockenzeit währt im nördlichen Küsten-Gebiet Kameruns von Anfang November bis Ende März. Uebergangszeiten sind April und z. T. Mai, ebenso Oktober-November, während welcher Zeit die meisten Tornados stattfinden. Die kühle Regenzeit dauert von Juni bis Oktober.

Der Umstand, daß über Kamerun während solch langer Perioden ein trüber, regnerischer Himmel steht, mag es bewirken, daß auch die Eingeborenen im allgemeinen nicht so frohe und sonnige Naturen sind, wie z. B. die Togoleute.

Oft sind geradeaus und in weiter Ferne die gewaltigen Massen des Kamerun-Gebirges sowie der Berge des Hinterlandes sichtbar. Unbeschreiblich schön ist das Bild namentlich abends, wenn die Sonne im Untergehen einen

Strahlenkranz um das Haupt des großen „Kamerun-Piks" webt. Tausend goldige Lichter tanzen auf den sanft bewegten Wassern des breiten Stromes. Weit im Westen vor der Flußmündung tauchen wie 3 leuchtende Wahrzeichen die „Piks" von Fernando Po aus Poseidons Reich hervor, darunter der gewaltige „Clarence Pik". Im Nordosten, in der blauen Ferne halb verschwimmend, der imposante steile „Kupe-Berg", der langgezogene, breitgipflige „Manenguba" und am weitesten nach Osten der „Nlolako". Es ist ein Bild tiefen köstlichen Friedens, das sich hier, von der Bank im Garten aus, auf der Joß-Platte zeigt. Eine erfrischende, kühle Seebrise mildert die Hitze auf das angenehmste. Doch nur zu kurze Zeit dauert der Zauber des hohen Nachmittags. Tiefer und tiefer sinkt die kupferrote Sonne. — Die Dualas, die mit ihren Kanus des Handels oder Fischfanges wegen noch die weite Wasserfläche belebten, streben jetzt der Küste zu. Noch einige kurze Augenblicke, wo die herrlichste Symphonie von Farben über Hochgebirge und Wasser sich lagert, dann senken sich die Schatten der Nacht hernieder, und die Sterne leuchten auf.

Aber noch mindestens eine halbe Stunde lang bleibt die düstere trotzige Wand des „mongo ma loba", des Götterbergs der Duala, — wie der große Kamerun-Pik bei den Eingeborenen heißt — in der Dunkelheit erkennbar.

Schon seit etwa einer viertel Stunde sind fernes Donnergrollen und Blitze bemerkbar gewesen. Unheimlich schnell zieht jetzt das Unwetter herauf. Tief herabhängende blauschwarze Wolkenballen mit scharfen hellem Rande jagen sich überstürzend dahin, und der pfeifende Sturm treibt eine dichte Staubwolke mit Blättern und Zweigen vor sich her, um im Finale als echter Tornado, d. h. als kurzdauernder Wirbelsturm mit Platzregen, Blitz und Donner zu enden, d. h. im günstigsten Falle. Sonst aber kann der Himmel auch scheußlich konservativ sein und Stunden und Stunden lang Douchen à la Niagarafall verabreichen.

Am Morgen nach dem gewaltigen ersten Tornado, wobei es bei uns übrigens tüchtig hinein regnete, und wir mit Regenschirmen im Bett liegen mußten, kamen die Duala-Leute heruntergelaufen zum Fluß in Badetüchern, mit Strohhüten und aufgespannten Sonnenschirm, trotzdem es fast gar nicht mehr regnete. Sie bewunderten zunächst in stummer Andacht unter dem breitausladenden sogenannten „Palaverbaum", der ihnen als heilig gilt, den lange ihren Blicken entzogenen Berg. Dann erst gingen sie in den Fluß zum Baden. Köstlich war es, wie einige krampfhaft ihren aufgespannten Schirm auch beim Untertauchen über sich hielten.

Sie glauben nämlich, daß sie dumm werden, wenn ihnen Regen auf den Kopf fällt. Diejenigen Neger, die es noch nicht zum Besitz eines Sonnen- oder Regenschirms gebracht haben, bedienen sich der großen Bananenblätter, die sie als Dach auf ihr kostbares Haupt legen. In Wirklichkeit benutzen sie instinkt-

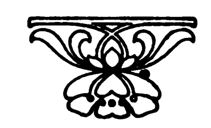
mäßig solchen Schutz, da erfahrungsgemäß Durchnässungen in den Tropen oft latentes Fieber zum Ausbruch bringen.

Die zärtlichen Negermamas tragen selbt ihre allerjüngsten Sprößlinge regelmäßig mit ins Wasser, wo sich die kleine Gesellschaft scheinbar äußerst wohl fühlt.

Wirklich bewundernswert ist es, wie anständig sich die Neger beim Baden benehmen. Man kann ruhig an dem Badeplatz vorüber kommen, ohne Gefahr zu laufen, Anstößiges zu sehen.

Sie sind in ihrer unschuldigen, unbewußten Nacktheit sicher oft dezenter als manche Weiße, auch wenn sie noch so elegant angezogen sind. Gewissermaßen ersetzt ihnen auch ihre braune Hautfarbe, die sich der Umgebung sanft anpaßt, die deckenden Gewänder. Jedenfalls wirkt ein nackter weißer Körper viel auffälliger in der Landschaft als ein brauner. Und wenn einige prüde Sittlichkeitsapostel sagen, daß die Nacktheit zur Unsittlichkeit verführt, so sind solche Leute schon selber rettungslos verdorben. Da gilt das Wort: An und für sich ist nichts gut oder böse, das Denken macht es erst dazu.

Als ich gestern versuchen wollte, einige kleine Knirpse, die in unserem Garten jäteten, zu skizzieren, machten sie, als sie meine Absicht merkten, so viele Kapriolen und wollten sich immer noch interessantere Posen geben, daß aus alledem nichts wurde.



5. Kapitel.

Eine Fahrt nach Suellaba.

Glücklich einer direkten Gefahr entgangen und zu Hause angelangt, möchte ich von den letzten Ereignissen berichten.

Hans, Frau v. W., ein Stabsarzt der Truppe und ich waren in Suellaba, dem Seebadeort (?) und Küsten-Sanatorium für Duala. Die stockenden Säfte, das fiebernde Blut, der überarbeitete und niedergedrückte Geist und alle Uebel, mit denen sich das Wandeln unter Palmen bestraft, sollen hier Genesung finden. Auch für Urlaubler und Naturschwärmer weht hier eine reine, wohltuende und stärkende Luft.

Suellaba liegt etwa 3 Stunden von Duala entfernt am Ausgange des Kamerunflusses oder Wuri am linken Ufer desselben und auf der letzten Landzunge, ist also auf einer Seite (westlich) vom offenen Meer, dem Golf von Guinea, auf der anderen Seite (östlich) von dem meerbusenartig verbreiterten Kamerunfluß oder Quaquabecken umspült. Die Fahrt dorthin in der kleinen Dampfbarkasse verlief sehr gut bei glatter See und fröhlicher Unterhaltung. Gegen Mittag landeten wir in Suellaba und mußten, da das Wasser sehr flach stand, mit einem Boot an Land gesetzt werden. Hier wurden wir von dem weißen Verwalter N., welcher außer dem Sanatorium, die Landwirtschaft und Viehzucht zu leiten und somit viel zu tun hat, empfangen. Nach dem Essen statteten wir den Wirtschaftsräumen, sowie der ausgedehnten Gärtnerei unseren Besuch ab. Man mußte wirklich die Erfolge, die hier erzielt werden, bewundern.

Während augenblicklich in Duala Vieh fast mit Gold aufgewogen wird, ja kaum zu haben ist, da dasselbe meist an der Trypanosomen-Krankheit (Tse-tse) eingeht und man nur auf die Einfuhr angewiesen ist, gedeiht dasselbe auf dieser viel gesünderen Halbinsel ausgezeichnet. Eine herrliche ständige Seebrise, welche Suellaba durchstreicht, hält nämlich recht viele Insekten, besonders auch die Malaria-Moskitos fern. Aus diesem Grunde kann man in Suellaba auch ohne Moskito-Netz schlafen.

Im Garten wurden mit unendlicher Geduld dem dürren Boden Früchte abgerungen. Es ist ein ziemlich unfruchtbarer Sandboden und doch hat man es mit vieler Energie fertig gebracht, außer den schönsten Blumen auch Bohnen, Gurken, Erdbeeren, Salat, Radieschen usw. zu züchten. Einige Arbeiter sind

ununterbrochen darin beschäftigt, zu gießen, Stroh- resp. Blechhülsen um die jungen Pflanzen zu setzen, sie so vor den unbarmherzigen Sonnenstrahlen sowie den Nagetieren und Strandläufern zu schützen. Wenn ich Euch erzähle, daß dort tatsächlich sogar „Tin- oder Büchsenspargel" gedeiht, so entspricht das nur den Tatsachen. Gegen eventl. einbrechende wilde Tiere ist der Garten durch ein hohes Drahtgitter abgeschlossen. Trotzdem scheinen sich die Elefanten nicht viel aus dieser Schutzwand zu machen, denn gerade drei Tage vor unserem Dortsein traf ein solches Ungetüm auf seinem nächtlichen Spaziergange auf das Hindernis und hat es mit seinem gewaltigen Handwerkszeug böse zugerichtet.

Früher gehörte zum Inventar des Sanatoriums auch noch ein wilder Büffel und ein Flußpferd, die sich öfter in der Nähe zeigten.

Alle Wege des Grundstücks sind an den Seiten mit Ananaspflanzen eingefaßt, die üppig gedeihen. Oel- und Kokospalmen, sowie die Kulturpflanzen der Neger hat Hans erst kürzlich anpflanzen lassen.

Um willige Arbeiter zu erhalten, ist diesen jetzt erlaubt, sich im Walde anzubauen und ihre Frauen nachkommen zu lassen. Dort haben sie jetzt ihr Lager aufgeschlagen und sind dafür sehr dankbar und zufrieden.

Das schöne Hauptgebäude enthält außer einem großen Speisesaal vier große luftige Zimmer mit je zwei Betten für Rekonvaleszenten, die hierher zur Erholung geschickt werden.

Rechts und links von der Wirtschaft schließt sich dichter Ur- und Mangrovenwald an, der gute Jagdgründe für Elefanten, Leoparden und anderes Wild abgibt. Reizende, aber sehr schöne Zwerg-Antilopen, deren Leber einen herrlichen Leckerbissen bildet, sowie Wildschweine, Affen und wilde Tauben beleben den ungebahnten Wald.

Mit Stabsarzt H. ging ich in der Frühe des nächsten Morgens ein Stück hinein in den geheimnisvoll flüsternden dunklen Wald und war ganz begeistert von der Ueppigkeit und Ursprünglichkeit desselben.

Zwar waren einige Jagdwege ausgeschlagen, aber dennoch war es stellenweis recht beschwerlich durchzukommen.

Wundervolle, noch taubenetzte Blüten und Früchte führten im Walde ein beschauliches Dasein. Eigenartige Pflanzen hatten ihre Blätter noch sorgfältig zusammengerollt, daß sie fast wie aufgewickelte Regenschirme erschienen, denn erst die siegreiche Sonne sollte sie aus ihrer Verschlingung entfalten. Ich nahm vieles zum Pressen mit, doch zu Hause angelangt, war das saftreiche Grün schlaff und verwelkt.

In dies märchenhafte Schweigen des noch schlafenden Waldes drang das donnerartige Getöse der Meeresbrandung. Als wir dann diesem durch dichtes Gebüsch kletternd folgten und längs des flachen Strandes zurückgingen, sahen wir aus der Brandung zahlreiche Delphine emporsgringen. Einige Schrei-Seeadler kreisten zu unseren Häuptern.

Hier am Strande amüsierten uns die unzähligen sogenannten Dwars oder Querläufer, eine Art Taschenkrebse, die mit den Wellen an Land geschwemmt werden und sofort wieder zurücklaufen, wenn das Wasser auch zurückweicht. Es sieht zu possierlich aus, wie sie mit ihren hohen Spinnenbeinen seitwärts laufen und zwar mit einer Schnelligkeit, daß es ganz unmöglich ist, einen im Laufe zu fangen. Diesen ungezählten Scharen von Krabben verdankt Kamerun ja auch seinen Namen. Als nämlich im 15. Jahrhundert die Portugiesen dieses Land entdeckten, tauften sie es nach denselben camarao, aus welchem Wort dann Cameroons und später Kamerun entstand.

In dem glatten Strandsande wühlen die Dwars- oder Querläufer sich ihre Wohnungen, die man schon von weitem an den kleinen aufgeworfenen Hügelchen erkennt. Um sie zu fangen, muß man möglichst vor Sonnenaufgang aufpassen, wenn sie ihre Schlupfwinkel verlassen und sie dann vor dem Winde in ein davorgehaltenes Netz laufen lassen. Sie können wie Krebse gegessen werden, auch in Pastetenform.

Das Meer ist hier sehr reich an großen und vorzüglich schmeckenden Fischen, die von den Arbeitern in großen Zügen mit Wurf- und Schleppnetzen gefangen werden. Da unbegreiflicherweise an der ganzen Westküste trotz des großen Fischreichtums noch keine Räucherei großen Stils existiert, hat Hans hier eine solche improvisieren lassen, die, wenn auch nur aus einer ganz einfachen alten Zementtonne bestehend, die herrlichsten „Suellababücklinge", Seezungen u. a. m. liefert. Wöchentlich kommen jetzt meist mehrere Sendungen mit diesen von Weiß und Schwarz freudig begrüßten Meeresprodukten in Duala an. Leider halten sich die geräucherten Fische des feuchten Klimas wegen nicht lange.

Fisch-Räuchereien im großen Stil wären in West-Afrika um so gebotener, als wir für die Arbeiterbeköstigung noch vollständig auf die Einfuhr von getrockneten Fischen aus Norwegen und Schottland angewiesen sind, was jährlich viele Tausende kostet.

Mein Bruder hatte daher angeregt, daß der Fischbedarf der westafrikanischen Küste in Süd-West-Afrika gedeckt werden möchte, da dort ähnlich wie an den Scheeren Norwegens die Fi sche in gewissen Zeiten des Jahres in ungeheuren Schwärmen zur Küste strömen. Mir zeigte neulich ein Woermann-Kapitän eine Photographie seines Oberdecks, welches nach einem einzigen Fischzuge in der Nähe von Lüderitzbucht fast bis zur halben Mannshöhe mit Fischen bedeckt war.

In Unter-Guinea ist der Fischreichtum zweifellos erheblich geringer, wie an den felsigen Küsten Süd-West-Afrikas. Auch ist das Klima im Busen von Guinea dem Salzen, Trocknen und Räuchern der Fische nicht so günstig, wie das mehr wüstenähnliche Klima Südwest-Afrikas. Hier eröffnen sich deutscher Unternehmungslust noch Aussichten, umsomehr, wenn die Kriegsschiffe, welche

an der Westküste Afrikas stationiert sind, die systematische Grundlage geschaffen haben werden für eine Kenntnis der günstigsten Fischereibedingungen.

Zu wünschen wäre überhaupt eine bessere Küstenschiffahrt. Da sich die kleinen Kanus nicht weit auf das offene Meer hinauswagen dürfen, bleibt das Land doch ziemlich isoliert. Auf Sao Thomé und den Cap Verdischen Inseln wie auch in ganz Portugisisch Angola gibt es schon viele Segel-Kutter, die nur von Farbigen bedient werden.

Am Nachmittage ertönte plötzlich furchtbares Geheule. Zum Strande laufend gewahrten wir heimkehrende Fischer, die in ihrem starken Schleppnetz einen mächtig großen Hai gefangen hatten. Beim Einziehen des Netzes riefen sie sich noch Vorsicht zu. Dennoch konnte nicht verhindert werden, daß einer von den Arbeitern dem gefräßigen Tiere zu nahe kam, welches ihm eine schreckliche Fleischwunde am Unterschenkel beibrachte.

Trotzdem der Aermste bald mit Tetanus-Serum geimpft wurde, starb er doch kurz darauf elendiglich an Wundstarrkrampf.

Am 2. Tage fuhren wir wieder zurück, obgleich der Himmel böse aussah. Anfangs ging es auch ganz gut, je weiter wir aber vom Lande abkamen, desto wilder wurde die See. Die kleine offene Pinasse hatte tüchtig gegen die Wellen zu arbeiten. Als nun aber ein gehöriger Wind einsetzte, wurden die Brecher mit solcher Gewalt gegen das Fahrzeug geworfen, daß es in allen Fugen ächzte und stöhnte und sich kaum aufrichten konnte.

Plötzlich kamen große Sturzseen mit voller Macht über uns, daß wir sämtlich pudelnaß wurden, und das Dampfboot ganz schräg zu liegen kam. Es war doch eine peinliche Situation, zumal das Feuer hätte ausgeschlagen werden können! Unwillkürlich sprangen wir von den Sitzen auf, balanzierten nach der anderen Seite und versuchten, das Gleichgewicht wieder herzustellen, aber vergeblich. Mit halber Kraft mußte das Boot gegen Wind und Wellen aufdrehen, da wir sonst unweigerlich bei der nächsten Welle hätten kentern müssen. Weit und breit war kein Fahrzeug zu sehen, das uns hätte retten können, und es regnete in Strömen. Nun, wo wir die Brecher von vorn hatten, war die Gefahr ja nicht mehr so groß, trotzdem namentlich das Vorderdeck, das des dichten Regens wegen kaum zu erkennen war, jetzt viel mehr Wasser übernahm.

Meine kleine Kwedi lehnte triefend vor Nässe und ganz „blaß“ über die Reeling und war vor Angst furchtbar seekrank geworden.

Ich sagte wohl schon einmal, daß der Fluß an der Mündung enorm breit ist, das sogenannte Kamerun- oder Quaquabecken bildend. Von einem zum anderen Ufer hat man über eine Stunde weit zu fahren, und Ebbe und Flut sind noch 10 Stunden flußaufwärts stark zu spüren. Infolgedessen hatte der Wind natürlich auch freien Spielraum. Die mächtigen Wellen rollten schaum-

bedeckt daher, und wir waren heilfroh, als wir nach vielen Kreuzfahrten mie starker Verspätung endlich die heimatlichen Penaten erreichten. Sorgenvoll hattt man schon nach uns ausgeschaut.

Unterwegs war auch noch das Handsteuer verloren gegangen und der Fahnenmast gebrochen.

Die Fahrt hatte Hans unternommen, um sich über den Stand der Dinge in Suellaba zu unterrichten, da ihm das Sanatorium unterstellt ist. Keiner wußte sich zu erinnern, jemals eine solche See im Kamerunbecken erlebt zu haben.

Vor 9 Jahren ging es dem hochverdienten Vorgänger meines Bruders, dem jetzigen Prof. P., gelegentlich einer solchen Suellabafahrt allerdings noch ganz anders. Damals war an ein Haus, geschweige denn Sanatorium auf Suellaba noch garnicht zu denken, sondern die Halbinsel lag noch im Urzustande der Schöpfungstage da, vielleicht aber eben deswegen noch romantischer als heute.

Mit einem Ruderboot waren Herr und Frau Dr. P. mit einem jungen Offizier, der soeben sein Gehalt in den Beutel gestrichen hatte, nach dem besagten Suellaba gefahren, um etwas auf Jagd zu gehen. Der Tag verlief ihnen sehr angenehm und nur zu schnell. Gegen 5 Uhr gingen sie nach der Landungsstelle zurück, um nach Hause zu fahren. — Da lagen denn auch die Bootsleute malerisch hingelagert und schnarchten in tiefen Zügen, aber von ihrem Boot fehlte jede Spur. Soviel sie auch Umschau hielten, das Boot war und blieb verschwunden. Es konnte nicht anders sein, die Wellen hatten es den unaufmerksamen Negern vor der Nase fortgetragen. Aber was nun machen? Hatten sie doch weder Proviant noch Dach und Fach.

Das bischen Mundvorrat wurde eingeteilt und für morgen verwahrt. Wohl oder übel mußten sie sich in ihr Schicksal ergeben, und von ihrer Lage wenig erbaut, legten sie sich schließlich schlafen.

So schnell der erste Tag verging, so endlos wurden ihnen die Stunden des nächsten. Ihre kleinen Rationen waren bald verzehrt, sodaß sie schließlich die Dwarsläufer einfingen und zubereiteten. Trinkwasserquellen waren nirgends zu finden, geschweige ein Brunnen. — Wann würden sie nun erlöst werden? Es konnte noch Tage lang dauern.

Da kam Frau Dr. P. auf den großartigen Einfall, von einem ihrer Kleidungsstücke eine Notfahne zu machen, die dann auch bald lustig im Winde flatterte, ihnen aber auch heute noch keine Rettung herbeiwinkte.

Noch um einige Grade mutloser legten sie sich abermals unter dem blauen Sternenzelt schlafen.

Gegen Mittag des dritten Tages kam die „Nachtigall“ zufällig von Viktoria zurück nach Duala, und die scharfen Seemannsaugen des Kapitäns Kl. erkannten das gehißte Notsignal. Er steuerte näher, um nach der Ursache zu sehen, und wurde dann der rettende Engel der Verunglückten.

Um diese richtige Robinsonade vollständig zu berichten, muß ich noch erwähnen, daß das abgetriebene Boot nach einer Woche bei Bimbia am Süd-Abhange des großen Kamerun-Piks 3—4 Stunden von seinem Ausgangspunkten angetrieben wurde, und der Herr Leutnant richtig wieder in den Besitz seines im Boot zurückgelassenen Geldbeutels gelangte! Das konnte auch vielleicht nur in diesem Lande, das man wohl ebenfalls als das der unbegrenzten Möglichkeiten bezeichnen kann, passieren, denn die braven Negerlein kannten noch nicht den Wert des Papiergeldes.

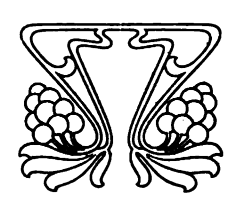
Vielleicht wird die Zeit gar nicht mehr fern sein, wo auch von den Globetrottern gelegentlich jenem eigenartigen Westafrikanischen Badeorte von Duala aus Besuche abgestattet werden oder ihn als Sommeraufenthalt erwählen.

Der Strand ist herrlich und steinfrei und Haie sind, wenn man nicht über die Brandung hinwegschwimmt, beim Baden nicht zu fürchten.

Der Ausblick nach der Insel Fernando Po, sowie dem Großen Kamerun-Berge, die dem Auge hier viel näher gerückt sind als in Duala, ist namentlich in der Uebergangszeit ganz wundervoll.

Jagdliebhaber finden 3—4 Stunden von Suellaba entfernt bei Malimba immer Elefanten. Da in der Nähe von Malimba ein Schonungsgebiet für diese Tiere ist, wechseln sie von dort häufig nach Suellaba hinüber.

Auch kann man herrliche, lohnende Ausflüge durch die Kreeks nach dem Kamerun-Gebirge machen, bezw. durch den Quaqua Kreek nachdem majestätischen Sannaga-Strome mit seinen berühmten Edea-Fällen.



5. Kapitel.

Weiteres über Duala.

Bei unserer Rückkehr wurde Anju, der zweite Lazarettgehilfe schwer an akuter Leberkrankheit leidend vorgefunden. Hans ist seinetwegen in großer Sorge. Seit frühestem Morgen ist er um ihn beschäftigt und kaum, daß ich ihn bei den Mahlzeiten gesprochen habe, ist er auch jetzt, 11 Uhr abends, drüben bei ihm.

Was noch noch nie dagewesen ist, Anju, der alte, treue Diener, der so manchem Europäer in schwerer Stunde beigestanden, ein Schwarzer, ist ins Weißen-Hospital aufgenommen, damit ihm sorgfältigere Pflege zu teil werde. Trotzdem alles aufgeboten wurde, — liegt er jetzt im Sterben, und Hans will bei ihm wachen. Das halbe Duala stand in der Allee und sah zu, als er in der Tragbahre aus seiner Hütte nach dem Hospital gebracht wurde. Seine Frau wollte ihn anfangs nicht fortgeben. Die Verwandten haben ihr aber alle zugeraten und es sich zur hohen Ehre angerechnet, daß Anju im Weißen-Hospital verpflegt wird. — Es ist wirklich rührend, wie Mbimba um seinen Freund besorgt ist. Er geht auch ganz verzweifelt umher und wenn man ihn anredet, stürzen ihm die hellen Tränen aus den Augen.

Nachts um 3 Uhr wachte ich durch furchtbares Geheule auf und erriet sofort den Zusammenhang. Anjus Haus steht seitwärts etwa 40 Schritt neben unserem, und kaum war die Nachricht zu Frau Anju gelangt, daß ihr Mann gestorben sei, hatten sich sofort viele Klageweiber eingefunden, die das übliche Klagen vollführten. Ich zog schnell meinen Schlafrock über und lief auch hin. Hans war schon längst mit Mbimba dort und versuchte die Frauen zu trösten oder vielmehr Frau Anju, denn die anderen fühlen ja doch nicht mit. Frau Anju benahm sich aber sehr brav. Ich kam nicht weit, denn vor der Tür hockten so viele Weiber, und im Hause selbst sah ich in der Stube, die durch eine Lampe nur spärlich erhellt war, so viele Menschen, daß ich bei der zweifelhaften Beleuchtung die richtige Frau doch kaum herausgefunden hätte.

Hans ist der Tod dieses Mannes furchtbar nahe gegangen, er hielt, wie gesagt, sehr viel von ihm.

Die Neger behaupten ja steif und fest, Anju wäre von mißgünstigen Dualaleuten vergiftet worden. Ganz unmöglich ist es nicht, denn die Neger

besitzen viele verschiedenartige Gifte. So nennen sie z. B. eine Sumpfpflanze, welche in Stücke geschnitten und in Palmwein oder unter das Essen gemischt wird, euphemistisch den „Friedensbringer“, der das Blut auflöst und eine Art Schwarzwasserfieber verursacht.

Aber auch die feingestoßenen Barthaare des Leoparden, sowie Glassplitter, die sie unter das Essen mischten, ferner die Früchte des bekannten Herzgiftes Strophantus und die Calabarbohne, die namentlich bei sogenannten „Gottesurteilen“ verabreicht wird, werden als Gifte benutzt. Ich komme später noch darauf zurück.

Eine Sektion Anjus wurde leider nicht gestattet. Dem guten Anju war der quartalsweise Genuß von Gin wohl auch etwas Gift gewesen.

Am Nachmittag hatte ich Einkäufe in verschiedenen Faktoreien gemacht. Neben der Rickscha trottete unser Koch Arnold und hinter ihm sein Küchenjunge, der die Einkäufe tragen sollte.

Die evangelische Baseler Mission ist im Gegensatz zu der katholischen Mission mit einem kaufmännischem Geschäft verbunden und besitzt hier in Duala die größte Faktorei. Der Ueberschuß wird zur Erhaltung der Mission verwandt, da die Einrichtung immer neuer Missionsstationen im Hinterlande viele Mittel erfordern.

In solch einem Kaufhaus, hier hübsch Store genannt, findet man so ziemlich alles, was zur Leibes Notdurft und Nahrung gehört, oft auch grade nicht das, was man sucht, also ein „Wertheim“ in vereinfachter Auflage, nur mit zum Teil farbiger Bedienung. Die weißen Käufer dürfen durch den ganzen Verkaufsraum gehen, um sich die Sachen anzusehen und auszusuchen. Die Neger dagegen warten hinter einem Ladentisch auf die Dinge, die ihnen auf Wunsch vorgelegt werden. Es entsteht dann ein lautes Geschnattere und lebhaftes Gestikulieren.

Da die Baseler Mission auf Grund ihres guten Trinkwasserbrunnens von Hans zur Errichtung einer Selterswasserfabrik angeregt wurde, der ersten im tropischen West-Afrika, so bezieht ganz Duala jetzt dieses billige Getränk von ihr. Dasselbe stellt, sich pro Kugelverschlußflasche, die zurück gegeben werden muß, auf 8 Pf., während wir bisher die aus Deutschland bezogenen Sauerbrunnenflaschen mit 35 Pf. bezahlen mußten. Die Neger bevorzugen natürlich die hübsch bunt gefärbten Limonaden, die sie für 15 Pf. kaufen.

Durch diese Fabrik sollte vor allem der Kampf gegen den Alkohol und besonders das Bier eröffnet werden, was auch bestens gelang, da viele jetzt lieber das gesündere Sodawasser trinken.

Nachdem sich auch die Jungen mit allem möglichen und unmöglichen Kram versorgt hatten (der eine kaufte sich z. B. für 6,75 M. ein Rasiermesser, obwohl er, wie viele Neger gar keine Spur von Bart hat) fuhr ich noch bis zur schönen Deidoschlucht.



Vor den Faktoreien am Wuri.

Dicht davor sah ich vor einer Hütte eine Laube aus Palmenblättern errichtet, unter der eine bunte Gesellschaft an einer langen, feingedeckten Tafel auf Stühlen saß. Die „Damen" meistens in europäischer Tracht mit höchst unkleidsamen Federhüten weit auf dem Hinterkopf, die Männer fast alle in europäischen Anzügen neuesten Schnittes. Schließlich entdeckte ich auch am Ende der Tafel ein Brautpaar und zwar genau wie bei uns zu Hause, die Braut im schönsten weißen Atlaskleid mit langem Schleier, der hier allerdings von einem Moskitonetz abstammte und einem Blumenkranz im hoch frisierten Haar.

Ich konnte es mir nicht versagen, abzusteigen und mir die Gesellschaft in der Nähe zu betrachten. Ich ging zur Braut, gab ihr die Hand und sagte etwa: „I wisch you the best for the future." („Ich wünsche Dir das Beste für die Zukunft.") Die Braut sah verschämt oder auch blöde in ihren Schoß, die Gäste standen auf, verneigten sich und fühlten sich, glaube ich, sehr geehrt.

Das war, wie ich auf Fragen erfuhr, die Hochzeit von einem Manne aus Mangas Geschlecht, also „fürstlichen Geblüts", der mir später zwei sehr hübsche photographische Aufnahmen seiner Hochzeitsfeier übersandte. Auf der mit Blumen schön geschmückten Tafel standen ganz verlockend angerichtet, viele Gerichte in weißem Porzellangeschirr. Wenn ich Euch das so in trockenen Worten erzähle, könnt Ihr gar nicht ermessen, welch eigenartiger Reiz über alledem liegt, die „großen Kinder" erscheinen mir so treuherzig und sorglos und die Natur so überreich an Schönheiten, daß man sich hier wohl und glücklich fühlen muß. Dazu kommt nun noch das herrliche Farbenspiel am Abendhimmel, der jetzt manchmal wirklich märchenhaft schön ist, so farbenprächtig, daß er getreu gemalt, entschieden ungläubiges Kopfschütteln hervorrufen würde.

Am Sternenhimmel sind es zum Teil die alten lieben von der Kindheit her vertrauten Lichter, die nur in anderer Stellung (wie auf dem Kopf) freundlich herniederschauen. Indeß auch neue tauchen auf; das „Kreuz des Südens" aber, von dem phantastische Reisende so viel fabeln, hat mich recht enttäuscht. Es ist zwar ein sehr großes Sternbild, aber doch schwer als Kreuz zu erkennen. Jedenfalls ist unser „großer Bär" oder der „Orion" viel schöner! Die „Kassiopeia" erscheint hier fast wie ein M.

Um $5^1/_2$—6 Uhr, wenn die Sonne zur Rüste sinkt, sieht man Scharen von großen Papageien schreiend zu ihren Schlafstellen fliegen, fast mit demselben Flug, wie ihn unsere Wildenten haben.

Nach Sonnenuntergang aber kommt Leben in all das Nachtgetier. Einen weniger sympatischen als intensiven Lärm verursachen nachts vor allem die großen fliegenden Hunde, die jetzt, namentlich in der Zeit der Mangoreife, zu Haufen in den Bäumen hängen. Sie sind nichts weiter, als riesige Fledermäuse mit ganz unglaublich tückischen Augen und äußerst bissig. Sie veranstalten

ein Geräusch, als wenn man kurz und schnell hintereinander mit einem großen Blechtopf gegen Steine schlägt. Das radikalste und beste Mittel wäre ja, sie einfach abzuschießen, wenn sie abends um 6 Uhr in die Bäume fliegen. Indeß ist es sehr gut, daß auf der Joßplatte nicht geschossen werden darf, und es ist reizend, wie zutraulich bezw. wie wenig scheu infolgedessen alle Vögel sind, haben sie doch nur einen Feind, den Schmarotzer-Milan, der ihnen und den jungen Hühnern nachstellt.

Von dem Konzert der Myriaden von Grillen und Cikaden, die überall, besonders aber in der Mangrovenschlucht links von unserem Hause sich aufhalten, dem Gequake hunderter von Fröschen habe ich Euch schon erzählt.

Wenn man nachts mal nicht schlafen kann und achtet auf alle diese Stimmen, so wird man schließlich so aufgeregt, daß an ein Einschlafen kaum noch zu denken ist.

Ueber jedem Grasstreifen in Gärten und draußen auf den Feldern tanzen in schwülen Nächten Schwärme von Glühkäferchen ihren Reigen. Bei Tage aber schwirren die entzückendsten, in allen Farben prangenden Honigsauger, die Kolibris West-Afrikas herum, ebenso blau und grünschillernde Eisvögel, fast so groß wie kleine Tauben, mit roten Schnäbeln. — Graue kleine unschuldige Eidechsen huschen selbst bis in die Zimmer, wo sie gern gelitten sind, da sie die scheußlichen Kuckerutschen vertilgen. Größere herrlich blau-grün gezeichnete Geckos beleben den Garten und klettern auf die Bäume. Ich habe von Gaze einen Schmetterlingsfänger gemacht und Kwedi damit ausgerüstet, daß sie Schmetterlinge fängt. Richtig kam sie auch mit 2 sehr schönen Exemplaren an. Leider hatte sie dieselben nur im Eifer des Gefechts zu sehr beschädigt. Sie macht sich im allgemeinen sehr nett, und hilft mir immer morgens mit gutem Willen beim Wäscheausbessern, d. h. ich bringe es ihr erst bei.

Während der Uebergangszeit ist es doch manchmal sehr schwül und infolge der Windstille und feuchten Treibhausluft recht erschlaffend. Der nachts gefallene Regen verdunstet bei Tage zu schnell.

Gesundheitlich geht es uns beiden ausgezeichnet; wir haben auch alle Verpflichtung dazu, denn unsere Verpflegung ist in letzter Zeit eine geradezu ausgezeichnete. Wir haben nämlich mit der Frau des Stationsleiters L. in Buea am gr. Kamerun-Berge einen Kontrakt abgeschlossen, wonach wir jeden Mittwoch und Sonnabend frisches „deutsches" Gemüse aus ihrem großen Garten beziehen, welches ein Boot bringt, sodaß wir fast jeden Tag davon zu essen haben.

Meistens bezahlen wir mit Hühnern oder Enten, die hier eher zu haben sind. Als besondere Delikatesse schickt sie öfter herrlichen „Alpensahnenkäse" mit. Auf der Sennerei in Buea wird nämlich mit gutem Erfolg eine Herde echter Algäuer-Kühe gehalten, die z. T. 10 —15 Ltr. Milch pro Tag geben, während die kleinen Duala-Kühe keine Milch geben. Ferner wird hier jetzt regelmäßig



Hochzeitsschmaus eines christlichen Dualamannes.

2 mal jede Woche ein Oechslein geschlachtet, manchmal sogar noch ein Schaf oder eine Ziege nebenbei, sodaß wir durchschnittlich täglich frisches Fleisch haben.

Selbständig Gewerbetreibende giebt es hier noch nicht, wie z. B. Schlachter, Bäcker, Schuhmacher, Gärtner, Friseure und dgl., sondern jeder ist auf sich angewiesen. Beim Schlachten teilen sich gewöhnlich mehrere Haushaltungen in das Fleisch. In einer herumgehenden Liste vermerkt jeder das Stück und Gewicht, was er zu haben wünscht.

Das Schlachtvieh ist hier zu Lande bedeutend kleiner als in Europa, (ein ausgewachsener Ochse z. B. ist nicht viel größer als eine große dänische Dogge). Wir bezahlen das Kilo mit 2 M., ein halbes Hammelchen mit 4. M. Außerdem haben wir häufig delikaten zander- oder lachsartigen Fisch, sowie auch Seezungen, die je nach der Größe bezahlt werden, sodaß das Pfd. etwa 75 Pf. kommt.

Ihr würdet ja einfach die Hände überm Kopf zusammenschlagen, wenn Ihr Eure Grete in der Küche herumwirtschaften sehen könntet! Das Lob meiner Gäste aber spornt mich zu immer kühneren Taten an. Meine Mayonaisen-sauce z. B. erregte neulich höchstes Entzücken, sodaß ich sie drei Tage hinter-einander machen mußte.

Im mühevoll um den Hühnerhof angelegten Wirtschaftsgarten werden viele Blumen und Fruchtbäume angepflanzt, sowie Gemüse und die köstlich erfrischenden Papaya und Guayaven, welch letztere ähnlich wie Quitten schmecken. Ihr glaubt nicht, mit welcher Zärtlichkeit jedes neu aufsprießende Gemüsepflänzchen betrachtet wird, das den Kampf mit dem Sonnenbrande aufnehmen will; jeder Besucher wird herangeführt, diese manchmal recht kümmerlichen Sprößlinge zu bewundern. Wie stolz sind wir dann aber auch über jedes noch so winzige Radieschen oder Salatblättchen.

Das Gemüse dagegen, welches wir aus dem fruchtbaren, verwitterten Basaltboden des Gebirges bekommen, ist ebenso üppig und wohlschmeckend wie in Deutschland. Ich kann absolut nicht begreifen, daß manche Leute ein Vorurteil haben gegen hier gewachsenes Gemüse und das aus Büchsen bevorzugen; ja, die es törichterweise gar unter ihrer Würde halten, Gerichte aus hier heimischen Produkten zu genießen. Wir setzen unseren Gästen aber g r a d e solche vor, die ihnen auch meist sehr gut schmecken. Für Spinat haben wir einen vollwertigen Ersatz in den jungen Blättern des Makabo, einer Art Riesen-Kartoffel der Eingeborenen, für Blumenkohl das wunderbare Mark von Oel-Palmen, das man sich allerdings nur ausnahmsweise einmal leisten kann da nämlich immer eine ganze Palme ihr Leben lassen muß usw. Die Früchte der fast überall wachsenden Mangos ergeben gekocht nnd durchgerührt mit Zucker das beste „Apfelmus". Viele mögen sie lieber roh essen; ich finde jedoch, dann schmecken sie etwas nach Terpentin.

Bohnen, Radieschen, Salat und Gurken gedeihen vorzüglich, etwas kümmerlich dagegen Kohl, Kohlrabi und Mohrrüben. Wenn im Innern die Verpflegung oft so trostlos ist, kann man dies zum größten Teil auf die Bequemlichkeit und Faulheit zurückzuführen. Von selbst fliegen einem auch hier keine gebratenen Tauben in den Mund. Immer wieder dringt mein Bruder bei den Weißen auf den möglichst häufigen Genuß frischer Früchte und Gemüse. Noch vor 10 Jahren war es auch damit hier in Duala nur schwach bestellt. War jemand mal glücklich im Besitz einer Gurke, so gab dies Veranlassung zum Diner einzuladen. Schinken waren nur aus England zu haben, und diese, sowie die fetttriefenden Würste zu 50 % verdorben. Frankfurter Würstchen und Oel-Sardinen waren der rocher de bronce jedes Frühstücks. Die Konserven-Fabrikation steckte damals eben noch in den Kinderschuhen.

Man muß immer wieder aufs Neue staunen, wie geschickt die Jungen beim Servieren sind, — fast zu europäisch geht es mir hier her, es ist nichts Ursprüngliches mehr zu finden.

Der fast 1,80 m große Binguu besucht jetzt die Regierungsschule und zieht jeden Morgen hübsch artig wie der jüngste Abc-Schütze mit seiner Büchermappe, aus welcher der Schwamm seiner Tafel am langen Bande heraus-baumelt, dorthin. Das Lernen macht ihm selbst Spaß, und zu Hause teilt er seinen Collegen eifrig von seinem Wissen mit. Eben jetzt buchstabieren sie sich biblische Geschichte vor; wenn es hoch kommt, bringen sie es an einem Abend bis zu einer Seite. Arnold lernt fleißig mit, aber das Deutsch fällt ihm merkwürdig schwer. Bei ganz schwierigen Fällen kommen sie auch gern zu mir, wenn ich allein bin. Kwedi und Max unterrichte ich selbst.

Heute am Ersten, ist den Jungens wieder ihr Lohn ausgezahlt. Als ich das Ausgabenbuch von Max nachsehe und frage, wo sein Geld geblieben wäre, oder was er damit gemacht habe, sagt er, er hätte sich zwei Hüte bestellt. „Was? gleich zwei, ich hatte Dir doch neulich erst eine so feine Mütze geschenkt, ist Dir die nicht mehr gut genug?. Bei wem hast Du denn die neuen bestellt?" „Bei Rudolf Herzog". Tableau! Die Neger sind zu eitel und wissen nicht, was sie mit dem Gelde anfangen sollen. Der Junge bei Frau v. W. hat nicht weniger als 19 Hüte.

Aber wie schlau die Neger doch sind. Bei Postnachnahmen müssen sich die Neger vom Häuptling Legitimationspapiere ausstellen lassen, worauf sie erst ihre bestellten Waren von der Post erhalten. Dieses haben nun die ehrenwerten Häuptlinge gleich zur Einnahmequelle gemacht, indem sie sich 10 % von dem Werte auszahlen ließen und an manchen Tagen, besonders zur Weihnachtszeit haben sie dadurch eine Einnahme von 50—100 M. gehabt. Diese neue Art der Steuer wurde natürlich nach Bekanntwerden später sofort verboten.

Nach dem Frühstück, das wir gegen 8 Uhr einnehmen, geht Hans zunächst hinüber nach dem Hospital für Eingeborene, vor dem jeden Morgen ein großer



Hochzeitsgesellschaft.

Haufen Kranker versammelt steht, die zur „Poliklinik" kommen. Dazwischen walten Mbimba, der auch meist von den Negern „small doktor" (kleiner Dr.) tituliert wird (im Gegensatz zu dem „big Dr.", dem großen Dr.) und die kleinen Lazaretgehilfen ihrer Pflichten mit weißen Schürzen und sehr wichtigen Mienen. Zum größten Teil leiden diese Patienten an Geschwüren oder äußeren Verletzungen. Simulationen kommen selten, höchstens bei den Gefangenen vor. Wie mir Hans erzählte, sind auch die Geisteskrankheiten der Neger etwas von denen des Europäers verschieden, der den erbarmungslosen Kampf ums Dasein zu führen hat. Meist soll nur Blödsinn vorkommen. Seltener schon ist religiöser Wahnsinn, der sich meist nur bei den höherstehenden Negern Oberguineas findet. Neulich hatten wir nämlich einen Akkra-Neger im Hospital, der tagelang aus der Bibel predigte, „to continue Jesus work". Entsprechend der meist heiteren Gemütsart der Naturkinder findet man auch nie melancholische Zustände. Paralyse, die ja in Europa so erschreckend zunimmt, scheint beim Afrikanischen Neger unbekannt zu sein Ebenso kommt keine Rückenmarksschwindsucht vor.

Hierauf geht Hans zum Weißen-Hospital, das daneben liegt. In ihm befinden sich auch die Apotheke und das Laboratorium, dessen Ausrüstung eine recht gute ist.

Bis zum Mittagessen, das sich naturgemäß oft um Stunden verspätet, habe ich reichlich mein Tun, um fertig zu werden. Zunächst müssen die regelmäßigen Aufzeichnungen der meteorologischen Instrumente und Apparate registriert und der Regenmesser kontrolliert werden, der im Garten aufgestellt ist.

Ein großer Korb Wäsche wartet schon darauf in Ordnung gebracht zu werden, denn hier giebt es weder Ausbesserinnen noch Schneiderinnen; auch für mich habe ich viel zu nähen. Meine Kleine hat sich ein reizendes, rosafarbiges Kleid mit weißen Spitzeneinsätzen gemacht, das ich ihr erdacht und zugeschnitten habe, und das zu ihrer braunen Haut im wirkungsvollen Gegensatze steht. Sie trug es gestern zum ersten Mal beim Servieren und wurde von unseren Gästen sehr bewundert.

Dann harren meiner die verschiedensten Hausfrauenpflichten. Da gilt es u. a. den Hühnerstall zu revidieren, Betten und Kleider an die Sonne bringen zu lassen, (wenn mal welche scheint, da jetzt die Regenzeit begonnen hat), die Jungens beim Scheuern und Putzen anzufeuern, nach dem Essen zu sehen, alle Augenblicke etwas aus der Speisekammer herauszugeben usw. Auch habe ich für Hans viel zu mikroskopieren, zu zeichnen und zu schreiben.

Oft, im letzten Moment, wenn die Speisen schon auf dem Feuer stehen, fällt dem Koch schwer auf die Seele, daß der Zucker oder irgend etwas unentbehrliches plötzlich ausgegangen ist, was dann per Eilboten von einer Faktorei besorgt werden muß. Selbst bei dem intelligenten Togoneger hält es schwer, ihn so zu erziehen, daß er eine Uebersicht gewinnt über die rechtzeitig zu

ergänzenden Waren. Ebenso wie diese Ueberlegung, fehlt ihnen auch der Sinn für das Zeitmaß.

Mittags kommt häufig Besuch, auch sehen wir öfter Gäste zu Tisch. Von 1—2 $^1/_2$ wird gegessen, (Negerbedienung ist sehr langsam). Darnach lege ich mich mit einem Buch in meine Hängematte und halte Siesta.

Inzwischen ist der Kaffee aufgetragen und mit ihm für uns die gemütlichste Plauder=Stunde angebrochen. Doch des Dienstes gleichgestellte Uhr jagt Hans bald wieder beruflich von dannen. Ich mache oder empfange Besuche, oder werde zum Spazierengehen abgeholt, nähe oder zeichne inzwischen. Wenn wir keine Gäste haben oder nicht selbst ausgebeten sind, was namentlich in der ersten Zeit sehr viel der Fall war, um mich mit der ganzen weißen Kolonie bekannt zu machen, so plaudern wir erst noch etwas nach dem Abend=Essen und dann beginnt für mich der eigentliche Sekretärdienst, der sich oft bis in die Nacht hinzieht. Für Abwechselung ist also hinreichend gesorgt.

Da infolge der großen Feuchtigkeit die Uhren oft streiken, haben wir uns jetzt an eine neue pünktlich gehende Zeitrechnung gewöhnt. Morgens um 5 Uhr wird nämlich in der Soldatenstadt Reveille geblasen, um 6 Uhr ertönt von der Maschinenwerkstatt am Hafen die Dampfpfeife, um 8 Uhr wird im Hospital kurz 3 mal geläutet. Um 12 Uhr donnert der Mittags=Kanonenschuß weit über das Land und um 6 Uhr abends pfeifen die Werkstätten wieder Feierabend. Auf diese Weise haben wir uns unabhängig von dem nicht vorhandenen Uhrmacher gemacht.

Vorhin bekam ich, wie fast jeden Sonntag Mittag, ein Ständchen. Hans Makube, der schwarze Kapellmeister hatte mich auf höheren Befehl um besondere Wünsche gebeten, was ich hören möchte. Ich fragte: „Was könnt Ihr denn spielen?“ Zuerst sollte es „Hipp hipp hurra“ geben. „Schön, und dann?“ „Ja, ich muß mal in den Noten nachsehen, was dann kommt“. Nun, sie haben sich ihrer Aufgabe nach besten Kräften entledigt; gewöhnlich giebt es acht Stücke.

Eine große Schar musikliebender schwarzer Gestalten wandelt dann jedesmal in der großen Mango=Allee neben unserem Hause auf und ab.

Inzwischen hatten wieder einige Herren ihre Aufwartung gemacht. Ihr seht, ich habe auch keine Zeit zum Müßigsein, zumal ich meist allein die Honneurs mache, denn Hans ist doch immer drüben im Hospital resp. im Laboratorium beschäftigt.

In diesem Monat werden wir wohl noch nach Victoria, resp. hinauf ins Gebirge gehen. Hans hat an den Tieren daselbst Untersuchungen vorzunehmen, und ich soll währenddessen in der Missionsstation der katholischen Schwestern in Mapanya bleiben, etwa für 4 Wochen. Mapanya liegt nicht weit westlich

von Buca, dem Sitze des Gouverneurs, in Höhe von 800 m und wird mir als sehr schön gepriesen.

Ostern haben wir sehr vergnügt gefeiert. Zwar hatten wir keine Ostereier, da ich für Geld und gute Worte im weiten Umkreis keine auftreiben konnte, statt dessen gab's leckere Confitüren mit Knittelversen auf selbst gesuchten Muscheln aus Suellaba im Garten zum Suchen versteckt. Die Menschen sind hier wirklich für die geringste Kleinigkeit so rührend dankbar und haben sich gut amüsiert.

Zur Kirche waren wir auch. Unsere evangelische Kirche in Togostadt, einem Viertel, das auch auf der Jossplatte liegt, ist ein kleines Holzhaus mit einem Harmonium und mit Bildern von Luther und Melanchton geschmückt, in welchem die Missionare aus der Baseler Mission predigen.
Zur Abwechselung ist wieder das Vermessungsschiff S. M. S. „Wolf" hier. Außerdem liegt ein großer „Engländer" und die „Lucie Woermann" im Hafen, sodaß letzterer beinahe Aehnlichkeit mit einem richtigen Welthafen annimmt.

Auf diese Weise sind wir stets mit lieben Gästen gesegnet, denn auf dem neutralen Boden des Doktorhauses kommt alle Welt zusammen.

Eine große Annehmlichkeit bieten die Woermann-Dampfer noch außerdem. Sie verkaufen an die Europäer liebenswürdigerweise frisches Fleisch aus der Eiskammer, das von ebengeschlachtetem nicht zu unterscheiden ist. Wir bezahlen für Rind- und Schweinefleisch 1,— M. pro Pfd. an Bord. Jeden Morgen um 5 Uhr muß unser Junge nach dem Dampfer fahren, um Eis zu holen, das uns aus großer Gefälligkeit vom Kapitän überlassen wird. Trotzdem schon Meere von Tinte vergossen sind, giebt es in Duala nämlich bis jetzt leider noch keine Eismaschine, die doch ganz besonders wichtig für das Hospital wäre. Für gewöhnlich müssen wir unsere Getränke dagegen nur mit Kühlsalz kühlen, was bei der Negerbedienung stets seine Schwierigkeiten hat und recht teuer ist, da sie das gebrauchte Salzwasser nicht genügend auskochen wollen; ich habe immer meine liebe Not mit ihnen in diesem Punkte.

Heute hatte Fr. v. W. bei mir allein zu Mittag gespeist. Ihr, wie mein Herr waren ausgebeten zum Frühstück: wir beide hatten uns viel zu erzählen und bedauerten lebhaft, nun von einander scheiden zu müssen. Da ihr Gatte nämlich nach einer Station im Innern versetzt ist, wohin er seine Frau nicht mit nehmen kann, fährt sie mit dem nächsten Dampfer nach Hause.

Nachmittags hatte ich noch zu packen und am Abend sagten wir dem Ehepaar v. W. endgültig Lebewohl, denn am anderen Morgen sollten wir sehr früh aufstehen, um unsere Reise nach Victoria anzutreten. — Davon später. — Habt meinetwegen keine Sorge, uns geht es so gut, daß ich nichts weiter wünschte, als daß Ihr hier sein und all' das Schöne mitgenießen könntet.

---

7. Kapitel.

Bei den katholischen Schwestern im Kamerun-Gebirge.

Ich bin jetzt wie im Himmel und das kam so. — Früh um 4 Uhr sind wir aufgestanden. Schwarze Nacht lagerte noch auf allem. Die Jungen waren trotz aller Ermahnungen am Abend vorher kaum wach zu bekommen. Ein Trupp Gefangener brachte die tags zuvor gepackten Koffer und Kisten zur Landungsbrücke, und um 6 Uhr fuhren wir, begleitet von Bingua und Kwedi auf einem kleinen Boot an Bord der „Herzogin Elisabeth“, die uns zur Fahrt nach Victoria zur Verfügung gestellt war. Eine katholische Schwester war schon an Bord, die auch mit nach Mapanya zur Erholung fahren sollte.

Im Abfahren sahen wir noch über Duala die Sonne aufgehen, für mich immerhin ein seltenes Schauspiel, da ich meist nur Sonnenuntergänge zu sehen bekomme. Hier beleuchtete sie ein buntes Treiben am Hafen, denn der Sonnabendsmarkt war im vollen Gange.

Während wir uns auf der mit gutem Comfort eingerichteten Jacht ausruhten, rückte draußen der gewaltige vollkommen sichtbare Kamerunberg, der Fako, immer näher, der um so imposanter erscheint, als er direkt vom Meeresspiegel bis in die Regionen des ewigen Schnees hineinragt, während die meisten Bergesriesen, z. B. die Berge der Alpen, sich doch erst von einem Hochplateau aus erheben. Nach 4½ Stunden lag Victoria am Fuße des Gebirges in der vollen Pracht seiner paradiesischen Lage vor uns im hellsten flimmernden Sonnenlichte. Neben uns, greifbar nahe zur Linken die große Insel Mondoleh, aus deren dichtem Grün einzelne Matten-Hütten am Abhange hervorlugten. Hans fuhr mir zu Liebe mit zu ihr hinüber.

Mondoleh ist ein mehrere hundert Fuß hohes felsiges Eiland, mit üppigem Buschwald bestanden, von dem ein einziges europäisches Wohnhaus mit Wirtschaftsgebäuden etwa auf halber Höhe des Berges freundlich aus dem umgebenden Grün herausschaute. Dies war früher das Haus des englischen Gouverneurs aus Old-Calabar, der die Insel als Gesundheitsstation benutzte, sie aber bereits seit einigen Jahren wieder verkauft hatte. Bis zum Hause führte ein ziemlich breiter, sehr verwildert ausse-

hender Weg, von da ab bis zur Höhe jedoch nur schmale Negerpfade. Zu beiden Seiten dehnte sich echter Buschwald aus mit üppigster Entwicklung herrlichen Unterholzes. Wundervolle buntfarbige, schön gezeichnete Schmetterlinge umgaukelten uns auf Schritt und Tritt. In der lautlosen Stille hörte man nicht einen beschwingten Segler der Lüfte und mit Ausnahme von Schafen, Ziegen und schwarzfleckigen Schweinen, die in der Umgebung einiger Negerhütten sich ihren Unterhalt suchten, entdeckte man auch keine Vierfüßler.

Dagegen sahen wir, nachdem wir nach mühseligem Klettern eine Schlucht erreicht hatten, kolossale Schwärme von fliegenden Hunden, die sich hier versammelt hatten.

Unser schwarzer Führer konnte sich mit den dortigen Negern nicht anders als in dem schönen Pidgin-Englisch verständigen. Auf der Höhe angelangt, hatte man eine wundervolle Aussicht über die ganze Ambas-Bai und den Hafen von Viktoria, der sich halbkreisförmig vor den Blicken ausdehnt, von allen Seiten von Bergen eingefaßt, die von oben bis unten mit prachtvollem Urwald bedeckt sind. — Will man Victoria vom günstigsten Standpunkt aus betrachten, so kann es keinen besseren geben, als von der Höhe Mondolehs.

Während die Berge im Süden die Höhe einiger hundert Fuß nicht übersteigen, erheben sie sich im Norden und Nordosten zu immer höheren Dimensionen. Dies allmählige Ansteigen des Gebirges mit den vielen, sich immer noch überbietenden Kuppen gewährte einen geradezu überwältigenden, mir unvergeßlichen Anblick. — Seinen Abschluß fand das Panorama nach Norden zu durch die kühne und majestätische Form des kleinen Kamerun-Pik, der erst von wenigen Männern bestiegen ist. Um ihn zu bezwingen, muß man sich anseilen lassen. Nach Nordosten hin war dieser durch einen hohen Gebirgskamm mit dem großen Pik verbunden. Wenn letzterem auch das Steile seines kleineren Bruders fehlte, so wird er doch stets unvergeßlich durch seine imposante Höhe von 4070 Metern wirken.

Wie ein grünes Meer wogten die gewaltigen Baummassen, die die Berge bekleideten, bis diese Wellen nach oben zu allmählich ausliefen, und sich alles in bläulich schimmernden Dunst auflöste, dabei aber doch noch die gewaltigen Konturen des Hochgebirges erkennen lassend. — Stellenweise sah man auch aus dem Urwald Rauchsäulen aufsteigen, ein Beweis, daß auch hier Menschen im Ringen mit der Natur ihr Brot suchten.

Freundlich lugten aus der Höhe von Bonjongo im Norden des großen Kamerun-Pik die Gebäude der katholischen Missionstation hervor, wo ich also für die nächsten Wochen bleiben sollte.

In der Regenzeit soll man auch aus 14 000 Fuß Höhe noch sehr gut die brandenden Wellen am Gestade der Bai unterscheiden können.

In Victoria selbst hat wohl das Regierungsgebäude die schönste Lage.

Denkt Euch ein schönes massives Tropenhaus auf einem kleinen Hügel, der in ein einziges großes Blumenbeet verwandelt scheint, das nach der einen Seite die Aussicht auf das Meer mit den Pirateninseln und rückwärts den majestätischen Berg hat. Ich versuchte an Land noch ein paar Schuhe für meine kleine Kwedi zu kaufen, konnte aber leider keine passenden für sie bekommen. Mir tat das kleine Würmchen so leid, das barfuß den weiten Weg hinauf über die scharfen Steine machen sollte. Sie sagte aber, sie sei das ja gewohnt und könnte in den Schuhen nicht gehen.

Es gibt zwar ein Hotel in Victoria, da es aber nicht sehr empfehlenswert und deswegen auch meistens geschlossen sein soll, so machten wir uns auf den Weg zum Regierungsarzt H., der in den letzten Tagen in Duala schon unser Gast war. Doch auch hier kamen wir an ein leeres Nest. Der Herr sei im Gebirge, hieß es.

Nach echt afrikanischer Sitte ließen wir uns jedoch dadurch nicht abhalten, über seinen Haushalt zu verfügen, sondern von dem herbeigerufenen Koch in aller Eile ein Frühstück bereiten.

So gehts nun einmal in Afrika! Wir hatten Appetit auf Bouillon, da er aber kein Rindfleisch hatte so machte er solche von Fleischextrakt. Ein Huhn lieferte das Material zu einem „Beefsteak“, Eier und Ananas vervollständigten die Genüsse. Bumswasser gab es auch, wie die Neger das Selterswasser, im Gegensatz zu Bumswein (Sekt), sinnig bezeichnen, und somit hatten wir nichts auszustehen. Einige Herren hatten inzwischen von unserer Ankunft gehört und machten uns Besuch.

Schwester A., die schon lange in Afrika war, zeigte mir den wundervollen botanischen Garten, besser gesagt, wir haben etwas hineingesehen; denn wir hatten ja leider nicht mehr viel Zeit zu eingehender Besichtigung. Hans hatte unterdessen die Träger bestellt zum Weitermarsch. Der etwa 54 Hektar große botanische Garten, in dem Anbau-Versuche mit tropischen Nutzpflanzen angestellt werden, erstreckt sich längs der Küste ins Innere hinein und ist mit den seltesten, kostbarsten Pflanzen besetzt. Da blühten Kaffee-Bäume neben Vanillesträuchern und verbreiteten einen süßen bezaubernden Duft. Kakaopflanzungen der verschiedensten Sorten und in allen Entwickelungsstadien, desgleichen Gummi-, Kolanuß-, Tabak- und Papaiakulturen und viele andere Anpflanzungen zeugten von ungeheurem Fleiß, der hier aufgewendet wird. Er macht dem Schöpfer des Gartens, dem hochverdienten Prof. Preuß alle Ehre. Ganz sonderbare Bäume mit bunten, roten, grünbesäumten Blättern, mit kürbisartigen Früchten fielen mir besonders auf. Japanische Fächer-Palmen, Far-



Borassus- oder Fächerpalme.

en, kurz eine Zauberwelt lag um uns her. Casuarinen wurden mir gezeigt mit geradezu fabelhaft schnellem Wachstum. Zwischendurch springt des Limbeflusses kühles Gebirgswasser munter plätschernd über blankes Gestein dem nahen Meere zu. Ein neues steinernes Direktionshaus für das botanische Institut war im Bau.

Als wir zurückkamen, tranken wir noch schnell Kaffee. Die 19 Träger traten an, leider nur mit einem Pferde, das nun Schwester A. tragen sollte, und die fast stattliche Karawane machte sich auf den Weg. Staunt Ihr vielleicht über die Menge Träger? Ihr müßt aber bedenken, der Neger ist faul und läßt sich nicht so beladen wie ein Berliner Dienstmann. Ja, er würde dies auch gar nicht aushalten, da er viel längere Strecken zurücklegen und bis jetzt als einzig existierender „Lastwagen" dienen muß, so daß man schließlich seine Ausdauer nur bewundern kann. Jeder von ihnen nahm eine ziemlich auf 50 Pfund abgewogene Box auf den Kopf und zog damit los. — Da ich in der Hängematte getragen werden sollte, waren allein 8 Träger dafür nötig, 4 zum Tragen und 4 zum Wechseln; dann ein Pferdejunge, und die anderen für die Koffer und Kisten. Auch ist zu bedenken, daß man eine große Menge Proviant mitschleppen muß, und wir wollten 3—4 Wochen fortbleiben.

Ich hätte ein Königreich gegeben für einen Kodak, um Euch das eigenartige Bild unserer Karawane auf dem Zuge vorführen zu können. Ich wurde in einer höchst unpraktischen Hängematte, deren Kopf- und Fußende an Querbalken befestigt war, vorangetragen und zwar wie alle Sachen, ob noch so groß oder klein, auf den Köpfen der Neger. In der ganzen Länge war ein Leinendach so niedrig an einem Längsbalken angebracht, daß man sich nicht aufrichten konnte. — Hinter mir kamen viele Träger, der schmalen Negerpfade wegen immer einer genau hinter dem andern. Es ist eigenartig, wie krumm sich solche Negerpfade dahinschlängeln, denn wenn irgend ein Hindernis, ein Baumstamm, größerer Stein oder dergleichen im Wege liegt, so geht der Neger mit tötlicher Sicherheit im Bogen um ihn herum, statt ihn bei Seite zu schaffen und der nächste Mann macht es natürlich ebenso. Selbst auf den schönen breiten Straßen Dualas gehen sie selten neben-, sondern aus alter Gewohnheit hintereinander.

Kwedi war ganz selig über einen neuen Schirm, den sie jetzt einweihen konnte. Dann kam Bingua mit Massa's (Herr) Sachen und dann „Massa" selber, der nun im Schweiße seines Angesichts neben der in ihrer weißen Nonnentracht im Herrensattel sitzenden Schwester fürbaßschritt. Den Beschluß machten zwei Soldaten, die den Transport leiteten. Die Träger waren nämlich alle Strafgefangene aus Victoria.

Eine Stunde lang ging es in der Ebene dahin, meistens unter breiten schattigen Bäumen. Dann aber begann die Kletterei und immer höher und steiler ging es den Berg hinauf.

Streckenweis kamen wir durch dichtesten Urwald. Zuweilen lag so ein Ungeheuer von Baumwollbaum quer über den Weg und streckte seine kulissenartigen Stützwände hoch in die Luft, daß wir Mühe hatten drunter oder drüber wegzuturnen. Oft mußten die Träger die Hängematte vom Kopf herunternehmen und sie dicht über der Erde durchschieben, wo zwischen Wurzel und Stamm des umgelegten Baumgiganten sich ein Durchweg bildete.

Ich kenne nun zwar reinere Freuden, als so in einer Hängematte befördert zu werden, bei der man bei jedem Schritt der ungeübten Träger einen Ruck bekommt, und in ewigschwankender Bewegung ist, die einen fast seekrank macht (ähnlich denke ich mir das Reiten auf einem Kamel). Doch alles dies störte mich weniger als der eigentümliche scharfe Geruch der schwitzenden Neger, die sich mit weiß der Himmel welch übelduftendem Konservenbüchsenöl eingesalbt hatten. Als es jedoch immer steiler den Berg hinaufging und sie mich so trugen, daß ich mit dem Kopf nach unten hing, wurde es denn doch zu ungemütlich, so daß ich protestierte. Trotzdem es keine Dualaleute, sondern Bakwiris waren, die häßlichen Bewohner des Gebirges, taten die Kerle doch, als ob sie meinen Befehl, die Hängematte anders zu tragen, verständen. Sie nickten grinsend und setzten sich sofort in einen regelrechten Trab, was natürlich die Situation noch unsympathischer gestaltete. —

Es gibt nun nichts Nützlicheres als den guten Ton in allen Lebenslagen, und ich begann heftig zu strampeln und im Fortissimo zu schelten, in allen mir geläufigen Idiomen, wenn auch nicht ganz salonmäßig, sah aber mit Vergnügen, daß auch Bakwiriherzen sich nicht dem Zauber der Beredsamkeit entziehen können. Der eine Bursche nahm in einem Anfall von Erleuchtung die anderen am Kopf und dirigierte sie auf die richtigen Stellen.

Immer schöner wurde es, mit jeder halben Stunde hatte man eine herrlichere Aussicht, und als wir nach 3 Stunden am Fuße des Engelberges anlangten, da war mir gerade, als würde ich von schwarzen Engeln in Abrahams Schoß getragen.

Der Engelberg, eine freistehende Kuppe am großen Pik, liegt auf einer Höhe von 700 Meter, und da ich mich zu der kühnen Behauptung versteigen möchte, ihn als den allerschönsten Ort, wenn auch vielleicht nicht der ganzen Erde, so doch jedenfalls der westafrikanischen Küste zu bezeichnen, so wird es Euch nicht wundern, daß die katholischen Patres, die ein wunderbares Talent im Aussuchen schöner Gegenden für ihre Niederlassungen besitzen, sich dort anbauten.



Hängebrücke aus Lianen.

Oben steht leuchtend eine weiße Kapelle und grüßt die Gläubigen im friedlichen Tal. Ringsherum sind Wirtschaftsgebäude und Häuser für die Brüder und Missionszöglinge. Vom Engelberg aus hat man die wunderbarste Aussicht auf den Berg und das Meer mit seinen vielen Inseln und der größten unter ihnen, dem spanischen Fernando Po.

Steil fliegt der Blick von hier oben hinab ins Tal, hinter dem dann der kleine wie der große Pik in grün-bläulicher Gewandung und wunderbarer Majestät emporsteigen; an letzterem erkennt das Auge Mapanya, den Schwesternsitz, als kleinen weißen Fleck.

Ich dachte unwillkürlich an die Worte: „Dies alles, diese Herrlichkeit will ich dir schenken, so du niederfällst und mich anbetest." Keine noch so kühne Phantasie kann sich solch wundervolles Panorama erdenken, wie man es von hier aus genießt, und der Versucher hätte keine verlockendere Weltschönheit darbieten können.

Nach einem stärkenden Gläschen Wein mußten wir Frauen uns nur leider zu früh von dem zauberhaften Fleckchen trennen, während mein Bruder die Gastfreundschaft der liebenswürdigen Patres noch bis zum nächsten Morgen in Anspruch nehmen mußte, um mit seinen Trägern von dort nach Buea zu gehen.

Auf schmalem Serpentinweg ging es etwa 150 Meter tief hinunter, um jenseits einer Schlucht wieder nach Mapanya emporzusteigen. Die Sonne war als feurige Kugel ins Meer hinabgesunken, als wir noch dort oben standen. Nun wurde es leider nur zu schnell dunkel, dabei war der Pfad stellenweise so schmal, daß wir oft mit dem scharfen Elefantengras, das eine Höhe von 4—5 Meter erreicht, in höchst unliebsame Berührung kamen. Bald blitzten hell die Sterne am Himmel auf, und immer noch ging es steil in unsicherem Tasten in die Höhe, wobei Schwester A. den Pfadfinder spielte. Sie kannte den Weg schon, was sehr wichtig war, denn in dem dunklen Walde hätte man sich sonst leicht verirren können.

Um 8 Uhr sahen wir endlich die Lichter von Mapanya vor uns und wurden auf das Herzlichste von den dortigen Schwestern empfangen, die ebenfalls wie die Patres der Pallotiner Mission angehören. Außer Schwester A. traf ich noch eine mir bekannte Schwester aus Duala an, die beide zur Erholung auf 6—8 Wochen hier bleiben wollen.

Nach diesem ziemlich anstrengenden Tage mundete uns das bald bereitete Nachtmahl vortrefflich, und nachdem wir die Träger abgelohnt und entlassen hatten, zog ich mich zeitig in meine Kemenate zurück.

Alles ist hier primitiv aber äußerst gemütlich, anheimelnd und zweckentsprechend. Das ganze Haus und die Wirtschaftsgebäude haben die Missions-Brüder selber aus dem afrikanischen Eisen- bezw. Rotholz gebaut, desgleichen das gesamte Mobilar.

Mein Lager war mit 3 dicken wollenen Decken und darüber noch mit einem dicken, buntgeblümten Federbett ausstaffiert. Wenn ich auch letzteres nicht benutzte, so wickelte ich mich doch mit aller Sorgfalt bis über die Fußspitzen in die schützenden Decken, denn es ist für uns verwöhnte Küstenbewohner des nachts ganz empfindlich kalt hier oben; ich habe mir auch zum Glück die wärmsten Kleider mitgebracht.

Der nächste Morgen, ein Sonntag, wurde um 6 Uhr durch Glockenläuten begrüßt, das hier noch mal so feierlich erklang in dieser großen Stille als daheim und sich harmonisch mit dem Zauber der Natur vermischte. Ich ging hinaus und hätte aufjubeln mögen über den herrlichen Anblick, den man von der Veranda aus hat. Weit in der Runde schweift der staunende Blick über die Baumkronen, aus denen ein großer Baumwollbaum sich besonders riesenhaft hervorhebt. Weiter unterhalb liegt der Engelberg mit seiner burgartigen, weiß leuchtenden Kapelle, dann ringsherum die vielen zum Meere flacher abfallenden grünen Bergkuppen, und vor allem das unendliche Weltmeer, das den Gesichtskreis einfaßt und sich kaum wahrnehmbar mit der Himmelskuppel am fernen Horizont vermischt. So hoch und frei ist der Ausblick, daß man über die Berge hinweg den Bimbiafluß weit ins Land hinein verfolgen kann; soweit — bis nur noch hin und wieder silbern flimmernde Punkte seinen Lauf andeuten. Deutlich erkennt man den Lauf des Kamerunflusses nebst all seinen vielen Kreeks bis hinter Suellaba, und auf der großen Insel Mondoleh erkennen wir abends die Lichter der Eingeborenen. Ein kleines Stückchen können wir auch von dem Kriegsschiffhafen sehen, der durch eine vorspringende Landzunge getrennt neben der Ambasbai liegt.

Am Tage machte ich mich mit der mir neuen Umwelt eingehend bekannt und muß vor allem berichten, daß die Schwestern hier eine Schar von etwa 60 Mädchen und Knaben zu Menschen zu machen versuchen. Zum größten Teil wohnen die ersteren auch bei uns hier. Es sind Kinder von 2—20 Jahren, die z. T. in der Schule unterrichtet werden, sowie im Haushalt, Garten-Arbeiten und im Handwerk. Jetzt z. B. sind zwei Brüder vom Engelberg hier, die mit den Jungens (10—25jährigen) ein neues Schulgebäude errichten. Hier stiftet die Mission, im Jahre 1896 gegründet, wahrhaften Segen. Seit 6 Jahren erst nehmen sie die viel schwerer erziehbaren Mädchen auf und haben auch mit ihnen schon unendlich viel erreicht. Die meisten verstehen und sprechen zum Teil Deutsch, sind ziemlich brauchbar und geschickt in der Arbeit, wenigstens urteile ich so nach dem, was ich sehe. Augenblicklich sitzen einige Jungens in der Nähstube, die unter Anleitung einer Schwester teils mit der Hand, zum Teil auf der Hand-Nähmaschine nähend, Frauenkleider mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit

verfertigen. Später gedenken sie dann in ihrer Hütte einen „Salon für moderne Damenbekleidung“ zu eröffnen!

Gestern war Waschtag, da hätte eine jede deutsche Hausfrau ihre helle Freude gehabt, wie schön alles am Schnürchen ging. — In einer extra dafür errichteten Hütte waren 5 Zober und Tische aufgestellt, an denen unter Aufsicht und Anleitung der Wirtschaftsschwester das Waschen schnell von statten ging. Heute wurde in derselben Hütte gebügelt, meistens von Jungens, die sich zu dem von ihnen sehr beliebten und einträglichen Beruf als Waschmänner ausbilden lassen.

Dicke weiße Nebelschwaden umkreisten unser Haus und versperrten jede Aussicht, bis sie sich endlich gegen 12 Uhr auflösten und nun eine solch unheimliche Wassermasse über uns ausschütteten, daß es überall durchregnete und die Jungens auf den Boden geschickt wurden, um dort, wo wir mit dem Besenstiel gegen die Decke klopften, große Blechbüchsen aufzustellen. Alles war feucht, was man auch anfaßte. Die Salznäpfe glichen kleinen Salzseen, und was nicht niet- und nagelfest, geht rettungslos aus dem Leim.

Deswegen müssen ja die Möbel in Kamerun auch alle mit Messingschrauben in sich verfestigt sein, denn geleimte würden sofort auseinanderfallen.

Die Schwestern sind rührend zu mir und verpflegen mich geradezu großartig.

Es ist Sonnabend, somit herrscht hier wie anderswo der Scheuergeist, der mich in die Berge vertrieben hat. Hier bin ich zu der Erkenntnis gekommen, daß die Zeit noch mehr vorwärts rast, als daheim, da täglich so viele neue Eindrücke und Begebenheiten hinzukommen.

Wenn Ihr nur eine Ahnung haben könntet, wie schön es hier ist, und wie wohl ich mich fühle.

In dem sorgfältig gepflegten Garten blühen die herrlichsten europäischen Blumen neben den phantastischsten afrikanischen. — An Bäumen hängen grüne und rote, ½ Meter und noch längere, leider ungenießbare „Würste“, ganz appetitlich neben den rötlichen Blüten. Ich taufte sie Elefanten-Saucischen, denn den richtigen Namen der Bäume und Blumen erfragt man hier ja doch vergebens.

Eine andere Baumart trägt feuerrote, wundervolle große Blüten, die auf den Stielen sitzen, als seien es rote Schmetterlinge. Auch des Eukalyptus kahle graue Arme ragen der Sonne entgegen, und seine Wurzel findet selbst in dieser Glut noch Nahrung.

Mimosenhaft empfindsames Blätterwerk faltet sich bei Sonnenuntergang zusammen, — bunte Vögel und schillernde Käfer beleben die Lüfte.

Ich habe schon einen schwachen Versuch gemacht, die Aussicht auf der Leinwand zu fixieren, aber so große Mühe ich mir auch gebe, den wahren Zauber der Landschaft und Luftstimmung kann man nicht wiedergeben.

An einem unserer allabendlichen Spaziergängen kamen wir endlich so hoch hinauf, daß wir ganz deutlich sehen konnten, wo die Baumvegetation auf dem Fako aufhört und die Graslandschaft dafür einsetzt. Vollkommen klar hoben sich die braunroten Lavastraßen ab, die strahlenförmig herablaufen.

Es ist jetzt nach dem letzthin berichteten Tornado ziemlich kühl geworden, und am andern Morgen hat auf der höchsten Spitze des Piks dicker Schnee gelegen. Wir selbst konnten es nicht sehen, da wir zu nahe an der Bergwand wohnen, aber die Patres vom Engelberg haben es deutlich betrachten können. Hier im Gebirge ist es in der Regenzeit so kalt, daß die Schwestern einen Ofen heizen müssen. Meiner kleinen Kwedi ist es auf dem Fußboden in meinem Zimmer nachts auch zu kalt, und damit sie nicht krank wird, habe ich sie zu den anderen Mädchen im Schlafsaal geschickt. Dort hat sie es wärmer und liegt in einem richtigen Bett, d. h. auf einer mit einigen Decken ausgestatteten Holzpritsche, für die Neger schon ein sehr großer Luxus.

Vor einigen Tagen bin ich auch in einem Trauerhause gewesen. Dort war einem Neger seine zweite Frau gestorben, die nun in der Hütte im vollsten Staat aufgebahrt lag. Die Männer waren dabei, in der Mitte ihrer Hütte ein Grabloch zu graben, selbstredend unter vielem Geschrei und Geklage, um die Frau darin zu verscharren.

Es ist dies leider bisher durchgehends Brauch bei allen Negern gewesen, auch in Duala, dem jedoch, wie ich schon sagte, mit allen Mitteln gesteuert wird. Sie mögen zu Lebzeiten die Ihrigen noch so schlecht behandeln, nach dem Tode aber können sie sich nicht von ihnen trennen, sie müssen bei ihnen in der Hütte bleiben.

Man hatte dieser Frau einige Calabassenflaschen voll Plamwein oder Mimbo unter den Kopf gelegt, ihr das schönste Kleid angezogen mit allem Kopfputz, ferner eine nur sparsam bemessene Portion Kassada zum Essen beigegeben, denn die Toten haben ja keinen großen Hunger mehr, und einen Dolch, um sich evtl. gegen böse Mächte zu verteidigen, sowie Geld für den Bootsmann, der sie über das „große Wasser" fährt.

Dieser Ahnen- oder Totenkultus scheint mir überhaupt der Ausgangspunkt ihrer sowie fast aller Naturvölker Religion zu sein. Denn scheint es nicht, als ob sie eine ihnen vielleicht garnicht einmal klar zum Bewußtsein kommende Vorstellung haben, daß ihre Toten eine unsterbliche Seele besitzen, die zu einem höheren Richter eingehen und die

Zurückgebliebenen vielleicht verklagen könnte? Nur so erkläre ich mir die reiche Ausstattung der Toten, sowie die Darbringung von Sühneopfern, die zur Besänftigung der Rachegötter dienen sollen.

Mir war es sehr interessant, diese Vorstellung vom Tode mit der anderer Naturvölker zu vergleichen.

Am dritten Tage, nachdem die Tote begraben war, ging wieder ein verstärktes, offizielles Geheul los, für das die Klageweiber reich bezahlt werden. Ich glaubte anfangs, sie täten es aus guter Freundschaft und aufrichtiger Trauer, aber das ist ein richtiges Geschäft. Sie können weinen mit sogar echten Tränen, und wenn man sie anredet, hören sie auf, ja lachen seelenvergnügt, nur wenn die Unterbrechung zu lange währt, drehen sie sich um, sagen, sie hätten jetzt keine Zeit, sie müßten weinen, und heulen gleich drauf los wie die Schloßhunde.

Hier grüßen sie nicht mit nietu-sse? — njambe, sondern: Mola-koko, d. h. „ich grüße dich, süßer Vetter."

Wir haben hier einen großen Burschen Paul, der Schneider werden will und uns durch seine Komik oft zum Lachen bringt.

Die Schwestern dürfen doch Freitags kein Fleisch essen, aber für mich hatten sie ein Huhn geschlachtet, oder vielmehr der bewußte Paul mußte es töten. Da sagte er: „Bin ich der Patre Paul und werde ich geben Erlaubnis, daß die neue njango (weiße Frau) darf essen von diesem Huhn, trotzdem ist heute Freitag." Man kann ihm soviel aufgeben als man will, er legt ruhig seine kurze Tonpfeife hin und sagt, „nja, nja, werd ich Sie alles machen, nja, eins nach das andere, bin ich doch deine Klave." Sklave kann er nicht aussprechen. Neulich sagte er: „wenn Du bist Schwester, muß ich doch Dein Bruder sein." Unter anderen ist noch ein reizender Mulatte Alois hier, ein bildschöner etwa achtjähriger Junge, der mit seinem gelblichen Teint, langem dunklen Lockenhaar und langen geschwungenen Wimpern geradezu als Italiener gelten könnte. Nur etwas dunkle Hände und blaue Halbmonde an den Fingernägeln verraten die schwarze Abstammung. Er ist so intelligent, daß er in der Schule allen Großen voraus und sogar Vorbeter ist. Er spricht vorzüglich Deutsch, Duala und Bakwiri und dient mir auf meinen weiten Streifzügen gern als Dolmetscher. Als er mir zum ersten Male die Hand geben sollte, sagte er: „Ich kann ja nicht guten Tag sagen, ich weiß ja nicht, wie er (der Mensch) heißt"; er meinte, er wüßte ja nicht, mit wem er es zu tun hätte. Als ich fragte, ob er mit mir nach Duala zu den Patres gehen wollte, meinte er: „Ich weiß ja nicht, ich habe keinen Willen, wenn die Schwestern befehlen?" Er ist so bescheiden und willig, jeder muß ihn lieb haben.

Nur von Herzen bedauern kann man all dies unglückliche Halbblut; denn von Vatersseiten sind sie wohl zu etwas Besserem geboren, als ihre unverfälschten schwarzen Halbbrüder, doch das minderwertige Erbteil der Mutter steht ihnen im späteren Leben meist sehr hindernd im Wege. Sie sind auch gewöhnlich bedeutend zarter veranlagt und führen, von der einen Rasse sowohl wie von der anderen nicht für voll angesehen, ein trauriges Dasein. Es ist auch möglich, daß das Klima selber sie viel mehr dahinrafft, als die Negerkinder, denen von ihren seit vielen Generationen längst akklimatisierten Eltern Schutzkräfte gegen das Klima vererbt werden. Intellektuell sind sie den Vollblutnegern bedeutend voraus und finden daher auch meist als Schreiber oder Commis in den Handlungen eine Anstellung; es laufen aber ziemlich viel Mulatten umher, die keine Anstellung haben und daher allmählich verkommen. Besonders schlimm sind Mulattenmädchen dran, denen, da sie meist sehr hübsch sind, arg nachgestellt wird. Früher galt es für die Negerfrauen als große Schande, ein Mulattenkind zu haben, deshalb wurde es angeblich auch meistens gleich nach der Geburt getötet. Doch die Zeiten haben sich geändert.

Nach der Frühmesse haben die Zöglinge von 8—10 Schule, in der die Schwestern und Patres unterrichten. Von 10—2 müssen sie beim Bau helfen oder im Garten, und von 2—4 haben sie wieder Schule, d. h. nicht jeden Tag, ich glaube viermal in der Woche. Im mühsam angelegten Garten wachsen herrliche Bohnen, Salat, Klettergurken, verschiedene Kohlsorten, Makabo usw. Mit Spargel haben sie auch schon einen Versuch gemacht; ferner haben sie große Felder mit Bananen, Kakao, Kaffee und Kassada angelegt. Hier bei den Schwestern habe ich schon so viel neue einheimische Gerichte kennen gelernt, daß ich mich freue, sie unten in Duala in unserem Haushalte vorzusetzen. Jede Frucht kann man fast immer auf 3 bis 4erlei Art bereiten. Da wir, wie ich schon sagte, von hier herab auf den Hafen von Victoria und Kriegsschiffhafen blicken können, sahen wir gestern den „Adolf Woermann“ in die Heimat abdampfen, mit dem auch Frau v. W. fahren wollte. Ich hatte ihr lange mit meinem Taschentuch freundliche Grüße nachgewinkt.

Als mich die Jungen so winken sahen, glaubten sie sich auch dazu verpflichtet, und schwenkten ganz verzweifelt mit ihren Cutlassen, d. h. ½ Meter langen Hau-Messern in der Luft herum, mit welchen sie just den Rasen vor unserem Hause abschnitten oder vielmehr abschlugen. Einer nahm sogar kurzer Hand ein zum Bleichen ausgebreitetes Lendentuch als Fahne.

Jetzt liegen wieder einige Schiffe im Hafen, der „Paul Woermann“ und ein „Engländer“ und im Kriegsschiffhafen der „Habicht“, der von Duala zum Manövrieren hergekommen ist. Die Herren vom „Habicht“, die

in Duala versprochen hatten, mich hier zu besuchen, haben auch richtig Wort gehalten und kamen gestern vergnügt zur Kaffeezeit an und waren ebenfalls sehr begeistert von der herrlichen Aussicht.

Eine von den hiesigen Schwestern wird nächste Woche nach Jaunde gehen, welches von Kribi an der Südküste Kameruns aus 14 Tagemärsche weit im Innern liegt. Sie geht mit noch drei Schwestern und dem Pater Präfect dorthin, wo sie erst eine Schwesternstation gründen sollen; sie werden gewiß noch auf viele Schwierigkeiten stoßen, zumal bis dorthin noch nie eine weiße Frau gekommen ist; einige Brüder jedoch sind schon seit einiger Zeit dort. — Sie können für den Transport außer einer Anzahl Träger nur ein Pferd und eine Hängematte mitbekommen und müssen täglich 7 Stunden marschieren.

Man kann sich nur schwer eine Vorstellung machen, wie mühselig und oft gefahrvoll solche Expeditionen bei der argwöhnischen Gesinnung vieler Buschneger immer noch sind. Gibt es doch in entfernteren Teilen des Hinterlandes noch tatsächlich Menschenfresser.

Oberschwester J. erzählte mir, daß gerade jetzt solch „zärtlicher Verwandter" in Victoria abgeurteilt wird, der seinen eigenen Stammesgenossen aufgefuttert hatte.

Aber für die Tapferen, die nach Jaunde gehen, gilt vor allem die Devise: entbehren sollst du, sollst entbehren, denn da der ganze notwendige Proviant von der Küste aus auf den Köpfen der Neger dorthin getragen werden muß, so brauche ich doch wohl nicht erst zu sagen, wie sehr teuer alles dadurch wird. Nur für schweres Geld bekommen sie Lebensmittel und Zubehör oder was das Leben eines Europäers sonst angenehm und erträglich macht, aus der Heimat beschafft. Sie sind also fast lediglich auf die Landesprodukte angewiesen.

Schwester A. wollte heute weit oben im Gebirge wohnende Missionskinder besuchen, und ich begleitete sie. Schließlich kamen wir, über Berg und Tal kletternd, bei den letzten Hütten von Mapanyas Gebiet an, nur ganz vereinzelt noch mal auf eine Oel-Palme stoßend. — Eine kleine windschiefe Hütte stellte den „Palast" des Kings von Mokunda vor und „seine Majestät" selbst schritt mit nachgemachter Würde und in der vollen Pracht seines fast paradiesischen Kostüms auf dem „Schloßhof" einher, als wir zu ihm traten.

Da er außer den dicht verhüllten Schwestern noch nie eine weiße Frau gesehen hatte, empfand er nun vor mir eine furchtbare Angst, so daß man sein schwarzes Herze ungestüm klopfen sehen konnte. Er glaubte, wie er nachher gestand, ich sei die Frau eines Governors, die ihm auf höheren Befehl mit etwas drohen wolle. Feige sind sie doch alle, und böse Gewissen

haben diese großen Kinder auch stets. Erst kürzlich nämlich hatte dieser Held für eine Gehorsamsverweigerung 30 Ziegen bezahlen müssen.

Ich versicherte ihn jedoch meines unbegrenzten Wohlwollens und trug ihm nur noch auf, wenn er fette Hühner zu seinem Kronschatz zähle, uns recht bald eins zu verkaufen, wir hätten auch den schönsten Tabak. Damit war er denn auch vollständig beruhigt und versprach das Blaue vom Himmel.

Erleichternd aufatmend und von der Harmlosigkeit seines Besuches überzeugt, führte er uns zu einer entfernt liegenden, dem Einsturz nahen Hütte, in der seine alte Mutter schwer krank und stöhnend auf einigen schmutzigen Brettern lag, mit einem noch schmutzigeren Lendentuch kaum notdürftig bedeckt; es war jammervoll anzusehen! Die Busch-Neger suchen ihre alten und kranken Leute vielfach beiseite zu schaffen und kümmern sich herzlich wenig um sie, kaum, daß sie ihnen ein paar Happen Essen bringen; je eher diese dann sterben, je besser ist es. Ich lernte also auch hier ein Stück sozialen Neger-Elends kennen. Manche Stämme setzen die alten und kranken Leute auch einfach in der Wildnis aus.

Dieser armen, an Ruhr leidenden Frau versprachen wir Medizin, die aber nichts helfen würde, wenn er die Frau hier in der zugigen, feuchten Hütte liegen ließe.

Am andern Morgen stand der „King“ denn auch in seinem festtäglichen Lendenschurz auf dem Missionshof, um die Medizin zu holen und sich angelegentlichst nach der Güte unseres Tabaks zu erkundigen, seine Hühner seien leider schon alle in den Busch gegangen, als er heute früh fortging.

Gestern, den 28. lief die „Eleonore Woermann“ in den Hafen von Victoria ein. Wir konnten es uns zuerst gar nicht denken, daß sie es sei, denn sie kam zwei Tage zu früh.

Pater B. aus Duala, der auf dem Engelbeeg zur Erholung gewesen war und mit diesem Dampfer wieder zurückwollte, kam am Nachmittag, um sich zu verabschieden. Mit ihm ist auch die Jaundeschwester hinuntergegangen, um nach Kribi zu fahren, von wo aus sie ihre Expedition zu Fuß antreten werden. Die anderen 3 Schwestern sind eben mit demselben Dampfer von Deutschland gekommen.

Mit Pater B. ist auch der kleine Alois nach Duala gegangen. Er soll jetzt bei den Patres erzogen werden. Hier wird er von uns allen auch zu sehr verwöhnt. Er fragt mich immer sehr interessiert, ob es in Duala auch so schön sei, und wie wohl die Patres wären; er freute sich schon sehr. Mir tat der Kleine ordentlich leid, wie er aus der sorgsamen Pflege der Frauen davonzog; aber feinere Gefühle, wie Sehnsucht oder Heimweh sind bei dem Neger entschieden weniger ausgebildet. Am Abend hatten wir großen Spaß. Als

wir nach dem Essen handarbeitend auf der Veranda saßen, veranstalteten die Mädchen auf dem Hofe ein sonderbares Konzert. Ich war neugierig auf ihre Instrumente, mit denen sie dieses vollführten und ließ die Mädchen rufen.

Die eine Art ihrer Instrumente bestand aus einem fingerdicken Rohrstock, der durch eine kräftige, an beiden Enden befestigte Baumfaser zu einem Fiedelbogen gespannt war. Nun nahmen sie die Faserseite in den Mund oder vielmehr legten sie gegen die Zähne und schlugen mit einem feinen Holzstäbchen auf die Saite. Je nachdem sie nun den Mund mehr oder weniger öffneten, kamen die verschiedensten Töne heraus. Sie hatten darin eine große Geschicklichkeit und brachten richtig eine Art Melodie zu stande. Es klang garnicht so ganz schlecht, nur sehr schwermütig und eintönig. — Nun, eintönig ist ja die Musik aller Naturvölker.

Ein anderes Musikinstrument bestand aus einer kleinen Holzkiste, von der Größe etwa einer Cigarrenkiste, in deren Deckel auf einer Schmalseite 3—6 verschieden lange Rohrstäbchen hineingesteckt waren, die mit Bind oder Bastfäden niedergebogen wurden. Die so entstandenen abgestimmten Saiten wurden dann wie eine Zitter oder Guitarre geschlagen. Außerdem hatten einige primitive Kürbisklaviere. Jetzt aber kam die Spaßmacherin des ganzen Kreises, die Tochter eines Häuptlings, und führte die verrücktesten Tänze auf. Auf dem Kopf trug sie eine bunte, silbergestickte Mütze mit langen geblümten Seidenbändern, die die Schwestern einst aus dem Schwarzwald mit anderen Liebesgaben geschickt bekommen hatten, gluckste wie eine Henne, machte urkomische Bewegungen, schnitt dabei entsetzliche Gesichter und stieß stoßweise die Worte hervor: angé gungé, unghé, gange; die anderen klatschten den Takt resp. spielten auf den Instrumenten dazu. Es sah zum Totlachen aus.

Gestern bin ich mit Schwester J. nach dem Engelberg gegangen, um den Patres endlich meinen Gegenbesuch zu machen.

War ich schon das erste Mal so entzückt, als ich mit Hans und Schwester A. herauf kam, so steigerte sich dieses noch um viele Grade, wo ich in Ruhe Umschau nach allen Seiten halten konnte.

Die Schwester hatte Mühe, mich von der Stelle zu bekommen.

Man hat vom Engelberg eine noch viel schönere Aussicht, trotzdem er etwa 50 m niedriger als Mapanya liegt; man überschaut im Halbkreis das unbegrenzte Weltmeer und die ganze weite Ebene mit ihren vielen Flüssen und Kreeks.

Rückwärts schauend hat man den gewaltigen Kamerunberg, den großen wie den kleinen, in der vollen majestätischen Größe vor sich.

Nach Westen sieht man in violett flimmernden Dunst eingehüllt Fernando Po, im Vordergrund die Victoria vorgelagerten Inseln.

Weiße Wolkenbänke zogen unterhalb der Bergspitze vorüber, und plötzlich standen auch wir mitten in dem dampfenden, wallenden Nebel.

Nach einem sehr gemütlichen Plauderstündchen, und nachdem ich alle Baulichkeiten eingehend besehen hatte, traten wir den Heimweg an.

Inzwischen hatte ein leichter Wind die blaue Himmelskuppe wieder klar gefegt, und Berge und Täler schimmerten wie zuvor in goldenem Sonnenglanze. Unten in der Tiefe durchstreiften wir die wunderschönen Farmen, welche die Patres und Brüder aus dem Urwald geschaffen haben. Wo heute weite Felder mit Mais, Makabo, Jams, Kassada, Planten und Bananen gedeihen und von ihrem unermüdlichen Fleiße zeugen, stand noch vor zehn Jahren dichter Urwald.

Aber Ihr habt ja keinen Begriff, wie mühsam es ist, nur ein ganz kleines Feld urbar zu machen. Gewöhnlich legen die Leute zu diesem Zweck in der Trockenzeit Brände in den Urwald und lassen die ausgedörrte, dichtverwachsene Vegetation so lange brennen, bis wenigstens das Laub und undurchdringliche, zähe Unterholz verkohlt ist und man es leichter mit der Axt abhauen kann. Dann gilt es noch die Urwaldriesen zu fällen und fortzuschaffen, und da nicht genügend Kräfte und Hülfsmittel zu ihrem Transport vorhanden sind, werden auch diese, wenigstens zum größten Teil, an Ort und Stelle verbrannt. Wie viel herrliches Edelholz kommt auf diese Weise noch um. Weiter aber müssen die unzähligen Lavablöcke und Steine aus dem Boden entfernt werden, die so massenhaft vorhanden sind, daß man aus den Steinen eines sehr kleinen Feldes bequem ein stattliches Gebäude errichten könnte. Na, kurz und gut, es ist ein tüchtiges Stück Arbeit zu verrichten.

Leider sind die schönen Tage von Mapanya jetzt bald vorüber. Es regnet schon fast jeden 2. Tag, und die schönsten Gewitter bescheren uns die herrlichsten Wolkenstimmungen.

Gestern kamen plötzlich Weiber ganz aufgelöst und furchtbar weinend zu uns gelaufen. Sie erzählten, daß oben im Gebirge ein Kind gestorben sei. Da es ein Christenkind war, gingen die Schwestern hinauf, und ich schloß mich ihnen an.

Fernes Schreien ließ uns auch richtig die Trauerhütte finden, vor der wir eine große Anzahl von Weibern und einige Männer fanden, die dies unharmonische Konzert veranstalteten. Die Mutter schrie verzweifelt unter schrecklichen Gebärden am lautesten. In der mit ätzendem Qualm angefüllten Hütte hielt ein Weib das tote, ungefähr 9 jährige Kind auf dem Schoße, umgeben von klagenden und weinenden Frauen. Dazwischen liefen entsetzlich häßliche, langschnäuzige, schwarze Sauen mit ihrer Nachkommenschaft, sowie Schafe, Hühner und Ziegen umher.

Plötzlich war alles still, die Mutter ging herum und sagte in ihrer Sprache und mit den Gesten einer Beschwörerin: seid ruhig, ganz ruhig, Johanna, mein Kind schläft; Ihr sagt, sie sei tot, sie ist nicht tot, nein, ist nicht tot, sie schläft, seid ruhig, ruhig. O Gott! Ich hatte von sieben nur noch dies eine



Beim Fällen eines Urwaldriesen (Baumwollbaum).

Kind; wenn ich nach Buea ging, besorgte sie das Haus. Sagte ich, Johanna, geh, hole Holz, holte sie Holz zum Kochen; o Johanna, nun ist sie tot, aber nein, hahaha, sie ist ja nicht tot, sie schläft, seid ruhig! Johanna schläft ja nur. Und dann weinte sie wieder zum Erbarmen und stieß furchtbare Verwünschungen gegen Gott aus.

Es ist wahr, die Neger lieben ihre Kinder abgöttisch; Ausnahmen bestätigen natürlich auch hier die Regel. Niemals habe ich bis jetzt wenigstens beobachtet, daß sie ihre Kinder schlagen, eher lassen sie sich von ihnen schlecht behandeln.

Heute verscharren sie das Kind in ihrer Hütte. Die Schwestern haben ein Sterbekleid und Blumen hinaufgeschickt. Kaum hat die Sippschaft des Tokolo, dessen Frau vor 14 Tagen gestorben war, aufgehört zu heulen, so fangen sie jetzt für das Kind wieder an. Man kann es deutlich bis zu uns hören, und namentlich nachts klingt es ordentlich schauerlich durch die tiefe Stille.

Als besondere Sonntagsdelikatesse habe ich heute meinen zweiten Papagei verzehrt. Es gibt hier eine grüne Sorte mit roten Schnäbeln, die recht gut schmecken, nur ist deren dunkles Fleisch etwas zähe. Papageitauben schmecken ebenfalls ganz gut. Als „raffinierter Genußmensch“ ist man froh, hin und wieder einmal frisches Fleisch zu bekommen, meistens steht Büchsenfleisch oder Kotelettes von Schinken auf dem Speisezettel. Mittags und Abends giebt es, wie auch bei uns in Duala, warmes Essen.

Ich bin heute ja die Glücklichste der Welt. Erstens habe ich einen so herrlichen Tag verlebt. Ich war auf dem Engelberg zum Skizzieren, bin sehr fleißig gewesen, ward reizend aufgenommen und mußte durchaus zurückreiten, der Weg sei doch zu weit zu Fuß. So kam ich denn hoch zu Maultier und stolz wie ein Spanier glücklich in Mapanya an und hatte vor allem die Taschen voll lieber Briefe aus der Heimat. Zur Kaffeezeit kam gerade die längst erwartete Post an. Ihr könnt Euch garnicht denken, wie vergnügt ich war Euren lieben Brief habe ich sofort an Ort und Stelle verschlungen. Trotz aller ausführlichen Briefe könnt Ihr Euch also doch keinen richtigen Begriff vom Tropenleben machen, wie ich sehe; mir ging es ja ebenso.

Habe wieder mit Schwester J. meinen obligaten Spaziergang gemacht, bergauf und ab, haben dabei in jede uns zu Gesicht kommende Hütte hineingeschaut nnd viel Spaß an dem törichten Gerede gehabt. Wie lange die neue Nyango wohl schon verheiratet sei; ob ich ihnen auch Tabak mitgebracht hätte oder ob ich nicht meinen Stock jenem Manne dort schenken möchte, er wäre zwar ein so schöner Mann aber arm, so daß er auch nur zwei Frauen hätte kaufen können usw. Sie reden und denken eben wie die Kinder, und um sie zu verstehen, muß man sich in ihren einfachen Ideenkreis hineinversetzen.

Hoch oben auf steilem Fels habe ich auch mein Lieblingsplätzchen. Es ist wie ein natürlicher wunderbarer Königsstuhl, vor dem die Schönheit der Natur in vielgestaltiger Art ausgebreitet liegt. — Dort verträume ich manche Stunde

Nichts tut mir mehr leid, als daß ich die Sprache so wenig verstehe, die wieder so ganz von der Dualasprache verschieden ist. Man könnte viel mehr aus dem Volke heraushorchen und von seinen Gebräuchen und Eigenarten erfahren. — Die Leute von Mapanya, die beiläufig gesagt, sehr weit auseinander wohnen, sowie die von Mokunda, sind im allgemeinen freundlich und gutmütig, auch wie alle Bakwiris ziemlich schwächlich.

Ein sehr schwer zu jätendes und ausrottbares Gebiet ist dasjenige ihres tief eingewurzelten Aberglaubens. Sie möchten ja alles glauben, was der „große weiße Mann", der „mukalla" ihnen sagt, aber daß der Mensch von selbst sterben sollte ohne Zutun eines anderen, das zu glauben ist ihnen ganz unmöglich. — In der Tat kommen ja leider noch häufig genug Giftmorde vor. Aber auch da, wo an einen Racheakt garnicht zu denken ist, setzen viele Neger einen Mörder voraus, und der natürliche Tod findet dann zuweilen eine schauerliche „Sühne" dadurch, daß sich die Angehörigen des Verstorbenen für teures Geld von ihrem schwarzen Medizinmann z. B. ein Gift zusammenbrauen lassen, das dem an dem Tode vermutlich Schuldigen beigebracht wird. Stirbt dieser dann nicht, so ist er unschuldig, und der Medizinmann muß seine Kunst noch einmal probieren und einen anderen verdächtigen.

Nicht selten bekommen auch die Angehörigen dieses ganz unschuldigen Opfers durch Hinterbringung Kenntnis des teuflischen sogenannten „Gottesurteils" und bestechen dann den Giftmischer, von dem sie ein Brechmittel oder Gegengift erhalten. Weiß jemand aber, daß er „Gift" bekommen hat, auch wenn dieses in Wirklichkeit ein ganz unschuldiges Medikament war, so bewirkt doch die suggestive Macht mitunter so viel, daß der Betreffende stumpfsinnig vor sich hinstarrt, Essen und Trinken verweigert und mit schlotternden Knieen auf den Tod wartet, der dann auch häufig infolge von Erschöpfung eintritt.

Bei dem immerhin feigen Charakter der Neger gehören Selbstmorde zu den Seltenheiten, doch kommen sie gelegentlich vor, sogar mit dem Motiv „Liebeskummer". Die schwarzen „Doktoren" lassen sich ganz enorme Gelder für ihre Kurfuschereien und Operationen zahlen, und es bedarf der großen Kunst des weißen Arztes, das Vertrauen dieser Naturkinder zu erwerben.

Gleichwie alle in den Kinderschuhen der Entwickelung stehenden Völker wohl aller Gegenden, sehen auch die Neger in den Naturgewalten ihre „Götter", und ungeschickte Hände vermitteln in plumpen Gebilden aus Ton oder Holz dem Volk eine Verkörperung dieser Mächte. Fast jeder Stamm aber hat sozusagen als Sprachorgan der verschiedenen Gottheiten Auserwählte, die wir nun entweder als Fetischpriester kennen lernen, oder als Wesen, die wir wohl am besten als Hexen bezeichnen würden.

Als wir gelegentlich eine vollständig im Busch versteckte Hütte entdeckten und ahnungslos darauf zusteuerten, kam uns ein altes Weib lebhaft gestekulierend und schreiend nachgelaufen, wir möchten nur um Gotteswillen da nicht hinein-

gehen, das sei ja die Hexenhütte. Nun wollten wir natürlich gerade hin, und sie mußte uns begleiten. Selbstverständlich war die Hütte leer, durch deren verwittertes Dach die liebe Sonne in breiten Strahlen hineinlachte. Ringsherum aber wuchsen die Früchte tragenden Medizinsträucher, und selbst im Innern fanden wir ein kleines grünes Bäumchen, dessen citronengelben Beeren man mit einiger Phantasie ihre Giftigkeit schon von außen ansehen konnte. Frische Reste von einem Mahl am Boden über Holzkohlen verstreut, verrieten, daß Menschen dort hausten.

Es ist etwas Eigenartiges mit diesen Hexen! Drei Weiber werden jedes Jahr von den drei vorjährigen Hexen gewählt und dürfen sich nun bei Tage von keinem Menschen sehen lassen. So hat man mir erzählt.

Damit die Neger vor den Hexen fortlaufen und sich verbergen können, haben letztere Klappern in der Hand und Schellen an den Knöcheln, sodaß man sie schon von weitem hört. (Diese Vorsichtsmaßregel gilt an einigen Orten des Hinterlandes auch für die an Lepra und sonstigen unheilbaren Krankheiten Leidenden, denen die Angehörigen selbst Plätze im Walde anweisen, wo sie dieselben, ohne mit ihnen in Berührung zu kommen, mit Nahrung versorgen. — Hans hat in Duala für diese Aermsten eigene Isolierbaracken bauen lassen. — Da sich diese böse Krankheit leider immer mehr verbreitet, soll dafür gesorgt werden, daß auf allen größeren Stationen solche Lepraheime errichtet werden. Eines Tages bat mich Hans zuerst ganz schüchtern, ob ich mich wohl entschließen könne, solch einen armen Leprösen zu malen, da er das Bild für seine Arbeit haben möchte. — Selbstverständlich tat ich ihm den Gefallen.) — Gleich dem Nachtgetier gehen die Hexen nachts in den Busch und suchen sich ihr Essen zusammen. Wer sie jedoch bei Tage zu Gesicht bekommt, muß nach ihrer Meinung sterben. Sie aber brauen alle möglichen Gifte zusammen und „verhexen" ihre Opfer, und um die Götter wieder zu versöhnen, müssen ihnen Schafe oder Ziegen dargebracht werden, deren bestes Fleisch man für die Hexen an einen bestimmten Ort im Walde tragen muß, das sie sich dann nachts holen und essen. Auf die Weise leiden diese holden Feen nie Not, denn fast ein jeder dünkt sich besonders heimgesucht und will sich durch Geschenke loskaufen, er versorgt deshalb oft und reichlich die stets hungrigen „Götter". Sie sind die weisen Frauen und sollen im Mondschein tanzen. (?) Ich gäbe was drum, könnte ich sie mal so beobachten. — Ich muß noch mehr über sie erfahren.

Irgend etwas mußte die Geister des Götterberges mongo ma loba wohl sehr in Zorn gebracht haben, denn sie schütteten in vorletzter Nacht nicht blos ihre Schalen, nein so gewaltige Sturzbäche ihres Unwillens über uns aus, daß wir wegen des Rauschens keine Spur vom Donnergesang verstehen konnten, trotzdem der weite Himmel dicht bei dicht und ununterbrochen wie mit feurigen Flammen beschrieben war.

Ich weiß nicht, wie sich der afrikanische Gott des Windes und Wetters nennt, aber jedenfalls verstand er sein Handwerk nur zu gut. Er blies mit Hülfe aller seiner Sklaven so fürchterlich aus allen Richtungen, daß es ein großes Kompliment für die Brüder war, daß das festgefügte Schwesternhaus nicht davon geflogen ist. Von einem leeren Stallgebäude allerdings war am nächsten Morgen keine Spur mehr zu entdecken „und wo der Wind es hingetragen, das wußte nachher kein Neger zu sagen.“

Die letzte Nacht um 1 Uhr wachte ich durch heftiges Klopfen an meinem Fensterladen auf; ich fuhr in die Höhe und horchte. Da wieder! Erst verhielt ich mich still, dann, als immer wieder geklopft wurde, stand ich, meinen Mut zusammennehmend, auf, um durchs Fenster zu sehen, wer da sei; doch war kein Mensch zu erblicken. Plötzlich hörte ich auf der anderen Seite vom Hause das Klopfen noch verstärkt, nun Schritte auf der Veranda und lautes Sprechen. Endlich war Ruhe eingetreten. Am anderen Morgen erfuhr ich, daß es ein Bote von Buea war, der für mich von Hans einen Brief abzugeben hatte, und der es in seinem Pflichteifer etwas zu gut meinte. Ihr braucht aber garnicht so über meine kleine Angst zu lachen, denn die Schwestern wohnen hier ganz ohne männlichen Schutz und schlafen alle mit einem geladenen Revolver über dem Bett, mit dem sie allerdings wohl höchstens einen Schreckschuß oder ein Notsignal nach dem Engelberg hinüber abgeben würden.

Vor 4 Wochen waren nachts auch mehrere Männer auf dem Hof, rüttelten an Türen und Fenstern und machten großes Palaver, weil sie keine Strafgefangenen mehr nach Victoria hinunterschicken wollten. Während 3er Monate mußten nämlich 30 Mann aus diesem Bezirk als Geiseln nach Victoria wegen Unfriedens und Gehorsamsverweigerung gestellt werden. Sie konnten sich aber ablösen und suchten nun Ersatz, fanden aber nicht genug, die sich freiwillig dazu meldeten. Da die Schwestern angeblich die Urheber der Bestrafung jener Leute waren, wollten sie sich vermutlich rächen. Nur der weisen Diplomatie der Schwestern ist es zu verdanken, daß kein Unglück geschah. Die Soldaten, welche damals die 30 Leute gefesselt herunter holen und während der ersten Nacht auch das Gehöft der Schwestern bewachen sollten, da man Widerstand befürchtete, fanden jedoch das ganze Dorf wie ausgestorben und mußten unverrichteter Sache wieder abziehen. Mit Kind und Kegel waren die Bewohner geflohen, ja selbst ihre Schweine, Ziegen und Hühner hatten sie mitgenommen. Die verschiedenen „Kings“ mußten nachher die 30 Mann stellen.

Die Schwestern handeln gelegentlich Früchte, Hühner, Eier und dergl. gegen Tabak und Stockfische von den Negern ein. In einem Speicher liegen die für die Neger so kostbaren Schätze aufgestapelt, und alle Viertel-Jahr wird derselbe gründlich gereinigt. Gestern war solch ein Tag; die Stockfische wurden zu großen Haufen auf den Hof geworfen und jeder einzelne von seinen Maden befreit, die massenhaft aus den knüppelharten Stücken herauspurzelten. Die



Bakwiridorf im Urwald des Kamerungebirges.

Hühner waren wie wild dahinter her und halfen fleißig bei der Arbeit. Ein großer Stockfisch gilt etwa 50 Pf. und bildet roh, gebraten oder gekocht einen Leckerbissen für die nicht sehr wählerischen Neger. — Gekochter Macabo oder Jams, Planten und ein Stück in Oel gesottener Stockfisch ist ihre hauptsächliche Nahrung.

Mit den Schwestern war ich gestern in Bonjongo, der Neger-Kolonie, die am Fuße des Engelbergs gelegen ist. Wir besuchten auf unserem Wege auch den „King" Evesua, den verhältnismäßig intelligentesten Negerhäuptling, den es hier herum wohl gibt. Ich war tatsächlich überrascht, als ich sein Haus betrat. Erstens war es ein für dortige Verhältnisse schönes, großes, massives Steinhaus, das er auch zweitens richtig bezogen hat, im Gegensatz zu King Manga Bell aus Duala, der zwar einen pompösen Palast besitzt, sich aber fürchten soll darin zu wohnen, wenigstens des nachts.

Leider war seine Frau nicht zu Hause. Sie soll früher eine berühmte Schönheit gewesen sein. So trafen wir nur ihn und seinen 13-jährigen Sohn, der europäisch gekleidet uns unbefangen und bescheiden entgegen kam. Der Alte hatte ein sauberes Makohemd, Jacke und Lendentuch an und sprach leidlich englisch, so daß wir uns gut unterhalten konnten. Dieser Sohn, sagte er, sei kürzlich sehr krank an Malaria gewesen. Er habe den weißen Doktor aus Viktoria kommen lassen, damit er ihm Medizin gebe. Dank derselben sei er auch wieder besser; er müsse aber noch gut gepflegt werden und bekäme jeden Tag seine kräftige Hühnersuppe. Der Junge sah auch sehr matt aus, las uns aber trotzdem aus seinem Lesebuch vor. Er brauchte sich vor keinem deutschen Volksschüler zu verstecken. Er sprach sehr gut deutsch, las auch ebenso gut. Der Vater, der voll Stolz auf seinen gelehrten Sprößling blickte, komplimentierte uns auf Korb-Lehnstühle und setzte uns als liebenswürdiger Wirt große süße Orangen vor. An der geweißten Wand hingen neben einer Schwarzwälderuhr die Kaiserbilder, sowie ein Bild, eine vor einer Gesellschaft tanzende Bajadere darstellend. Die anderen Wände zierten unglaublich bunte christliche Bilder, namentlich alttestamentarischen Inhalts; der „King" ist Baptist. Er versprach aus Freude über meinen Besuch, vor meiner Abreise noch einige Hühner oder ein Schwein zu bringen. Es blieb aber natürlich bei den üblichen Versprechungen. Hierauf beehrten wir noch viele andere Hütten mit unserem Besuch. Ich lernte auf diese Weise „die Kunst im Hause des Negers" und ihre Gewohnheiten kennen.

In den Hütten der Bakwiri sieht es noch viel primitiver aus als bei den Duala. Ihre meisten noch niedrigeren Hütten sind so gut wie mit nichts ausgestattet. Die eine Hälfte ist Schlafstätte für Mensch und Vieh, kaum, daß man in einigen Lumpen die „Schlafzimmereinrichtung"

angedeutet findet. Selbst die einfachen Bettgestelle, wie sie sich die Duala aus den Palmenrippen herstellen, fehlen hier fast überall. Der Grund ist, daß hier keine Weinpalmen vorkommen, aus denen die Duala ihre Geflechte herstellen. In der anderen Hälfte steht, wenns hoch kommt, ein Dreifuß über dem Feuer mit einem Topf. Sonst findet man nur Kohlenreste und einige Sparren, welche die Küche markieren. Diese bildet gleichzeitig Empfangssalon und Unterhaltungsraum. Ein atemraubender, ätzender Qualm ist über beide Hälften gleichmäßig verbreitet und sucht sich durch die Tür und das dichte Dach Bahn. Auch in der Umgebung der Hütten sah es sehr schmutzig aus. Unwillkürlich fiel mir ein, daß z. B. in West-Indien zum Sauberhalten der Straßen und Gelände Aasgeier gehalten werden. Wie wäre es, wenn man diese Art der Straßengarde auch hier in Kamerun einführte? An Nahrungssorgen oder Arbeitsmangel brauchten sie nicht einzugehen.

In jeder Hütte aber, Behausung wäre zu viel gesagt, fand ich eine zerkaute, weiße, faserige Wurzel in dem Wandgeflecht stecken und erfuhr auf Befragen, daß dies ihre Zahnbürsten seien. Auf den Dächern sah ich vereinzelt Affen- und Wildschädel im Sonnenbrande bleichen. Fast alle Frauen sind leidenschaftliche Raucher. Selbst bei der Arbeit haben sie kurze Tonpfeifen im Munde. Zurück gingen wir durch die zu Engelberg gehörende Farm, die von gefangenen Bulis instand gehalten wird, denselben, die im Jahre 1899 Kribi überfielen und zerstörten. Eine hiesige Schwester war damals dabei und erzählte neulich davon, wie es mit den im grausigen Kriegsschmuck und weißbemalten Bulis zum Kampf Mann gegen Mann kam. Im letzten Moment wurden sie noch von schwarzen Soldaten auf den Dampfer in Sicherheit gebracht. Im Uebrigen sind aber gerade diese Buli die besten Arbeiter, die man wohl mit den Kru-Arbeitern Ober-Guineas vergleichen kann.

Im Februar hat man hier oben in Mapanya einen Elefanten geschossen, jedenfalls einen guten Hochtouristen. Unten in der Ebene, z. B. in Marienberg, treten diese Tiere zuweilen in großen Heerden auf, fressen die jungen Bananentriebe aus und zerstören die Makabofelder, so daß die Schwestern sie oft nachts mit Blendlaternen verscheuchen müssen. Dagegen sind die Leoparden hier im Gebirge so dreist, daß sie häufig bis dicht an die Hütten herankommen. Der Weg nach Victoria ist dieserhalb von den Negern sehr gefürchtet.

Am Montag fahre ich nach Duala, bin dann 4 Wochen hier gewesen, eine herrliche, lehrreiche Zeit, an die ich mich stets mit Vergnügen erinnern werde.

Augenblicklich male ich ein afrikanisches wunderschönes Stilleben. Die Bonjongoleute brachten mir eine Art wilder Weintraube mit, die wenig-

stens acht Pfund wiegt. Die Beeren sind blauschwarz, aber fürchterlich sauer.

Solch ähnliche große Frucht mag die berühmte Weintraube aus dem gelobten Lande auch wohl gewesen sein, hoffentlich süßer, aber kaum schwerer. Außer diesen und Ananas-Früchten kommen noch ganz wundervolle weiße, große Trompeten-Blumen, Datura, auf das Bild. Sie wachsen auf niedrigen Bäumen und duften stärker und süßer als Narcissen und Lilien. Ich habe noch nie eine schönere Blüte in der Wildnis gesehen. Aschenbrödels Wunderbaum kann nicht märchenhafter ausgesehen haben. Von dem Aberglauben der Neger übrigens gleich hier noch eine kleine Probe. Ich nahm von den bitteren Weinbeeren eine in den Mund, da ich aber durchaus keinen Genuß davon hatte, spie ich sie bald wieder aus. Diesen Vorgang beobachteten die Neger mit maßlosem Erstaunen und erklärten sofort, nun müßte ich sterben, denn das wäre ein sehr großes Gift. Ich lachte sie aus und sagte, das wäre Unsinn, sie sollten nur selbst davon essen, um die Haltlosigkeit ihrer Behauptung einzusehen. Am andern Tage kamen einige sog. Zauberer oder Medizinmänner an und fragten, ob es wirklich wahr wäre, daß ich von den Weintrauben gegessen hätte, das wäre doch eins ihrer stärksten Gifte. Als ich auch ihnen einige Beeren zum Kosten anbot und ihnen sagte, daß wir Weißen auch eine solche, nur süßere Frucht besäßen, aus der wir einen schönen Wein oder Saft zum Trinken machten, sahen sie mich ganz verdutzt an. Dann hellten sich ihre Mienen auf, und wie eine Offenbarung klangen des Einen Worte: „Aha, nun wissen wir auch, weswegen Ihr Weißen so viel klüger seid! Daß das mit dem Gift eine besondere Bewandtnis hat, haben wir also richtig gewußt, nur Ihr seid klüger und bereitet es wohl anders, und der Saft gibt Euch den „sens" (wörtlich übersetzt: Gehirn oder Verstand, Klugheit), dabei tippte er sich auf die Stirn. Aber wenn wir das auch täten, müßten wir doch sterben, und uns hast du einen großen Zauber zerstört, denn nun wird keiner mehr daran glauben."

Beim Bezirksamtmann in Victoria habe ich vier Träger für meine Koffer bestellt, sowie ein Pferd für mich. In solch eine Hängematte gehe ich nicht wieder, wenn ich nicht totkrank bin. Hoffentlich regnet es nicht, wie fast immer in den letzten Tagen. Es wird schon empfindlich kalt hier, die Regenzeit setzt sehr schnell ein.

Leider war die Bergspitze immer umnebelt, wenn ich nach Bonjongo gehen wollte, um den großen Pik zu skizzieren, er ist jetzt nur wenige Stunden in der Frühe sichtbar. Am klarsten ist die Luft in der Uebergangszeit, also März—Mai und Oktober—Dezember. Von Dezember bis März kann man (es ist die heiße Zeit) nur das erkennen, was in unmittelbarer Nähe ist. Ihren Gartenzaun „ahnen" die Schwestern dann

nur, und es ist ein Fest, wenn sie zum ersten Mal wieder Engelberg wahrnehmen können oder gar das Meer mit einem Dampfer.

Wir schlürfen hier oben jetzt den wundervollsten, unheimlich süßen Honig von wilden Bienen, der sicherlich nicht hinter dem berühmten klassischen vom Hymettos zurückbleibt. Die Schwestern hatten einige Jungen auf den Pik ins Grasland geschickt, damit sie dieses köstliche Produkt der fleißigen Bienen suchen sollten, und nach vier Tagen kamen sie mit etwa 8 Pfund an. Sie sagten, es wäre ja sehr schön dort, aber sie hätten es vor Kälte nicht länger aushalten können. Im Herbst möchte ich gern hinauf auf den Götterberg oder den Fako. Man kann die Partie von hier aus gut in 2 Tagen machen, hinunter vielleicht dann in einem Tage. Im Herbst ist beständigeres Wetter als jetzt.

Nun bin ich wohlbehalten wieder in Duala gelandet und will Euch nur noch schnell über das Letzte von Mapanya und der Reise berichten.

Hans wünschte durchaus, daß ich wieder in einer Hängematte hinuntergetragen werden sollte, wogegen ich mich jedoch ganz entschieden sträubte.

Am Dienstag Vormittag brachten einige aus Victoria bestellte Gefangene meine Habseligkeiten herunter. Ein Pferd war mit dem besten Willen nicht aufzutreiben. So ging ich denn am Nachmittag mit meiner Kwedi zu Fuß nach Victoria, und daß ich mich mit Kompaß und Karte allein auf den schmalen Negerpfaden zurechtfand, machte mich sehr stolz.

In Mapanya waren sämtliche Jungen und Mädchen zusammengelaufen und gaben mir bis zum Kingsplatze das Geleite. Dann schritten wir tapfer fürbaß. Wir brachen um ½2 Uhr auf und waren just vor Dunkelwerden in dem idyllischen Victoria. Rückwärts schauend zeigten sich beide Piks in grandioser Schönheit, und hier unten lief das schon bedeutend vorgeschrittene schwarze Volk zum Teil schon in recht aufgeputzten Kleidern einher, was mir jetzt um so stärker nach dem Aufenthalt bei den mehr als spartanisch einfachen Bergbewohnern auffiel.

Bei dem Ehepaar J. (Woermann Faktorei) machte ich gleich meinen Antrittsbesuch und wurde auf das Liebenswürdigste zu Gaste gebeten. Nachdem ich mich in dem angrenzenden Rast-Hause des Reisestaubes entledigt und umgezogen hatte, verlebte ich frohe Stunden in ihrem gemütlichen Heim.

Die Nacht aber sollte sich zu einer der unruh- und peinvollsten gestalten, die ich je erlebte. Da nämlich das Unterkunftshaus meistens leer steht, die aufgestellten Betten aber doch nicht ganz unbenutzt bleiben sollten, hatten Ratten allerfettester Sorte sich dieselben zum Domizil erkoren. Ich ahnungsloses Menschenkind begebe mich auch müde und arglos zur Ruhe, ziehe trotz der drückenden Hitze auch das Moskitonetz schön dicht zu,

verspüre aber sehr bald höchst verdächtige und raschelnde Bewegungen unterm Kopfkissen und als ich vorsichtig Licht anzündete, um nachzusehen, ergab sich's, daß ich auf einem Rattennest gelegen hatte!

Da ich mich vor Leoparden und Kukurutschen, selbst vor Spinnen und Eidechsen nicht graule, jedoch ausgerechnet vor Ratten höchsten Respekt habe, so brauche ich nicht erst zu schildern, wie schnell ich aufsprang! Genug, mittels meines Spazierstockes bearbeitete ich energisch den Bananenbeutel, der hierorts als Matratze dient, und beförderte so wohl ein ½ Dutzend dieser greulichen Biester ans Lampenlicht, die im Nu in den Ritzen des Fußbodens verschwunden waren. Jetzt erst bemerkte ich die faustgroßen Löcher im Boden, die wahrscheinlich die Verbindung mit den nahen wohlgefüllten Speichern der Faktorei herstellten, und Waschschüssel, Eimer, Koffer usw mußten herhalten, um diese Zugänge zu verschließen.

Mit zusammengerafftem Gewande auf der Stuhllehne hockend, und einen Stock in der Hand verbrachte ich bei schwelender, übelriechender Lampe, nach allen Richtungen Umschau haltend, die Nacht und durfte zur größten Pein nicht einmal die Fenster öffnen, da sonst Moskitos und Diebe zu leichten Zutritt gehabt hätten. Aus den Fugen blitzten alle Augenblicke die runden blanken Rattenäuglein und ihre piepsenden Stimmen tönten aus allen Ecken. Da, — gegen 3 Uhr klopfte es laut in Zwischenpausen gegen die Wand; ich konnte aber in der Dunkelheit draußen nichts erkennen und auf Anruf blieb alles still. Zu alledem hatte ich Not Kwedi zu beruhigen, die ängstlich wurde und zu weinen anfing.

Jedenfalls war es eine Erlösung, als ich bei Tagesanbruch dieser Stätte entfliehen konnte. Wißt Ihr, als was sich der Spuk nachher entpuppte? Es war J's großer Hektor, der Wache halten sollte, der plötzlich Kratzgelüste verspürte und mit seinem Fuß gegen die Wand trommelte. Vor der Faktorei spielte sich das interessante Wochenmarktstreiben ab. Herr J. erklärte mir, daß er hier an manchen Tagen über 2000 Menschen gezählt habe.

Um 10 Uhr ging die „Nachtigal“ nach Duala ab, und nach den ersten 5 Minuten war ich so seekrank wie nie zuvor. Erst dicht vor Duala konnte ich wieder den Kopf hochhalten. Hier wurde ich dann von Hans herzlich in Empfang genommen.

Ich habe mich trotz des bedeutenden Klimaunterschiedes schon einigermaßen wieder eingelebt. Die Schwestern des Hospitals freuten sich auch, daß ich wieder da war. Schwester E. hatte unterdessen geheiratet und wohnt mit ihrem Manne in Rio del Rey.

Alte Bekannte sandten große Körbe voll der herrlichsten Blumen zum Willkommen. Eine schöne Ueberraschung hatte mir Hans zugedacht, über

die ich mich ungeheuer gefreut habe. Auf dem molligen Fell auf der Veranda lagen an einer weniger schönen als großen Katzenmama nicht weniger als fünf reizende, winzig kleine Miezekätzchen, die nun auch eine goldene Jugend haben sollen. Die Alte ist vorläufig noch entsetzlich mißtrauisch, faucht jeden an, der es wagt, in ihre Nähe zu kommen, und es ist gut, daß sie an einem derben Strick festgebunden ist, sonst würde sie sicherlich mitsamt ihren Jungen verschwinden.

Nächsten Ersten kommt auch Frau Hauptmann L. mit der „Alexandra", ihr Gatte ist ihr bis Lagos entgegengefahren. Ich freue mich sehr, endlich wieder eine Dame hier zu haben.

Eben bringen mir die Jungen alle ihre Bücher her, ich möchte ihnen neue Umschläge darum machen und ihren Namen darauf schreiben. Ich tue es mit Vergnügen, sehe ich doch daraus, daß sie Vertrauen zu ihrer Mami haben, was sehr viel wert und bei den Negern nicht immer leicht zu gewinnen ist. Mein Schlafzimmer hatten sie zu meiner Rückkehr herrlich mit Palmen und Blumen ausgeschlagen und mit Boukketts geziert.

Sonnabend Morgen war ich um 5 Uhr aufgestanden, um sofort mit dem Koch Arnold auf den Markt zu gehen, der in der Nähe der Landungsbrücke abgehalten wird und mich natürlich höchlichst interessiert.

Da hockten wohl an die 800 Menschen herum, vor sich ausgebreitet ihr Häufchen Macabo, oder Country-Pfeffer, Fische, Tonpfeifen, Mais, Zuckerrohr, Reis, Salzfleisch, große Stauden Bananen, Planten, Perlen, Tabak und was der guten Dinge mehr sind. Dazwischen nun ein Gewoge mehr oder weniger stark duftender Negerlein. bald beleidigend bunt gekleidet, bald nichts wie einen kurzen Lendenschurz tragend. Die Weiber, meist behaglich aus kurzen Tonpfeifen rauchend und ihre jüngsten Sprößlinge in einer Art Sack auf dem Rücken festgebunden, oder sie auf der Hüfte reiten lassend, priesen schreiend und schwatzend ihre Schätze an, ganz mit den Manieren unserer so berühmten Marktelfen, nur mit dem Unterschiede, daß diese schwarzen vielleicht nicht so zudringlich waren.

Hühner-Eier, etwas größer wie die von Tauben, bezahlt man das Stück mit 10 Pfg. in bar, für 1 Dtzd. 1 M., im Hinterlande mit einer Rolle Garn, 1 Schachtel Streichhölzer, einem Blatt Tabak, 1 Blechlöffel, oder dergleichen. Das winzige magere Huhn selbst kostet in Duala 1,00 bis 1,50 Mk., in Kribi dagegen nicht unter 3,00 bis 3,50 Mk., Fische je nach der Größe 1,00 bis 4,00 Mk.

Hier an der Küste wird meist mit deutschem Gelde bezahlt, während im Innern fast nur Tauschhandel getrieben wird. Indeß geht das Bestreben der Regierung dahin, immer mehr den Bargeldverkehr einzuführen. Im Adamaua-Gebiet gelten auch Kaurie-Muscheln und Maria The-



Wochenmarkt in Viktoria am Fusse des Kamerungebirges.

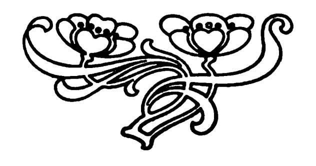
resien-Taler als Münze. Von Jaundeleuten habe ich einige eigenartige „Münzen" bekommen. Diese bestehen aus 3—6 Zentimeter langen, lanzettförmig geschnittenen, glatt polierten Stücken von Cocosnußschalen, in deren äußerst harte Rinde mit Geschicklichkeit und guter Beobachtung der Dinge menschliche, besonders aber tierische und pflanzliche Darstellungen erhaben ausgeschnitten sind. Augen und Beine sind ägyptisierend, d. h. en face in der im Profil gezeichneten Figur wiedergegeben. Dieses Geld gilt ihnen gleichzeitig als Spielmarken. Sie schütteln eine Hand voll einige Male in den hohlen Händen oder in einer Calabassenschale und werfen sie dann auf die Erde. Diejenigen Stücke, welche mit der Bildfläche nach oben fallen, gehören nun dem Gegner. Um 10—40 solcher Stücke verwürfeln oder verspielen sie nicht selten ihre Frauen, oder was ihnen noch wertvoller ist — ihr Vieh.

Nun, unsere Altvorderen haben es ungalanterweise ja nicht besser gemacht.

Auch eiserne kleine Pfeil- und Speerspitzen gelten teilweise als Geld.

Im Innern werden die Eingeborenen-Märkte zumteil nur nachts abgehalten. Ich glaubte erst, der Hitze wegen, hörte aber, daß es von alters her so Brauch sei. selbst bei einander feindlichen Stämmen. Durchgängig hören nämlich Streit und Feindschaft unter dem Schutzmantel der Nacht auf, sodaß sie ihre Waren in aller Ruhe austauschen können, wenngleich sie sich auch bei Tage in oft blutigen Fehden berauben. — Daher wurden auch Europäer im Innern fast nie des nachts angefallen.

Wohnen nun auch um die größeren. unter Kultur stehenden Ortschaften herum friedliche Leute, so hat sich doch diese Sitte stellenweise bis heute erhalten.



8. Kapitel.

Zur Psychologie der Neger.

Neulich schenkten mir Arnold und Bingua ihre Photos. Arnold, dem ich mit vieler Geduld das Lesen und Schreiben beigebracht habe, schrieb auf meine Bitte seinen Namen unter sein Bild und zwar: Arnold M. Cook-Togo. Als ich fragte, was das große M. heißen sollte, meinte er: d. h. „ich bin (I am rasch gesprochen) Cook." Eine empfehlenswerte Vereinfachung! Bingua schrieb: Paul Bingua III., er ist nämlich der dritte Sohn eines großen Häuptlings und fühlt sich mächtig als „Prinz", bringt es auch bei jeder Gelegenheit an, daß er aus fürstlichem Geblüt ist.

Aber Wilde sind die Jungen im Grunde ihres Herzens doch. Neulich kam ich dazu, wie sie gerade eine Ratte, die sich in der Falle gefangen hatte, mit Petroleum begossen hatten und ansteckten. Das arme Tier lief brennend über den Hof und die Jungen lachten. Als ich ihnen ihre Untat vorhielt, verstanden sie mich anfangs gar nicht.

Inzwischen hat sich wieder neues ereignet. Mit dem letzten Dampfer sind Frau Hauptmann L. und Frau J. angekommen, beides sehr liebe Damen, mit denen ich oft und gern zusammenkomme. Bei allen Gesellschaften war ich bisher die einzige Dame. Auch waren wir wieder für einige Tage in Suellaba, diesmal jedoch mit einem sicheren Dämpfling. Auch hatten wir mehrfach Bootspartien auf dem Fluß und in die Kreeks unternommen. Die Besichtigung von Manga Bells Haus hat mir viel Spaß gemacht. Durch einen „Leibdiener" wurden wir bei „S. M." angemeldet, der auch bald in schwarzem Lendentuch und ebensolcher verschnürter Husarenjacke in dem mit gediegenen, geschnitzten Eichenmöbeln ausgestatteten großen Empfangssaal erschien. Ich muß gestehen, er war, die meisten Duala an Größe überragend, eine stattliche Erscheinung. Wie bei fast allen Großen oder sog. Adeligen Duala zeigten auch sein und seines Sohnes Antlitz wirklich edle Züge. Manche Anthropologen nehmen an, daß hamitisches bezw. semitisches Blut sich bei diesen Edlen eingemischt findet. Bei den Fulbe und Wute im nördlichen Kamerun ist dieser semitische Einschlag noch augenfälliger, und erklärlich ist diese Er-



Aus Manga Bell's Heim.

scheinung, wenn man den allgemeinen Zug der innerafrikanischen, besonders der mohammedanischen Neger nach der Küste in Betracht zieht. King Manga unterhielt sich würdig und in gewählten Ausdrücken und zeigte uns nachher voll Stolz seine sämtlichen Gemächer, die mit den teuersten Möbeln ausgestattet waren. Diese sind jedoch ohne Verständnis und Geschmack so willkürlich durcheinandergestellt, wie es eben nur ein Negergeschmack zu stande bringen kann. Es störte ihn durchaus nicht, daß etwa in einer Nußbaum-Einrichtung ganz keck und wie selbstverständlich ein Roccocozierschränkchen paradierte. In einem anderen Zimmer hingen nicht weniger als 3 mächtige reich geschnitzte, goldene Spiegelrahmen. Auf Befragen erklärte er uns, daß die Scheiben leider beim Ausladen vom Dampfer zerbrochen seien. Sehr niedlich wirkte es auch, wie immer zwei gleiche Möbelstücke in den Zimmern gegenübergestellt waren. In der schön ausgestatteten Schlafstube stand in der großen Waschschüssel ein funkelnagelneues Grammophon und unter dem, dem großen Königsbett genau nachgemachten kleinen „Kronprinzenbett“ sannen 9 Paar elegantester Lackstiefeletten darüber nach, warum ihr königlicher Herr sie eigentlich angeschafft habe, wenn er sie doch nicht tragen will.

Manga und sein ältester Sohn Rudolph Bell waren äußerst höflich und gewandt in der Unterhaltung. Rudolph, den Hans außerordentlich lobt, sprach ein recht gutes Deutsch. Er ist auch in Deutschland erzogen, hat doppelte Buchführung gelernt, ist Christ und bewohnt mit seiner einzigen, recht hübschen Frau, einer Mulattin, ein besonderes Haus. Da Rudolph Bell so streng von der Sitte seiner Väter abgewichen ist, hat er viel Palaver mit seinem Stamme gehabt. Im ganzen gehören Monogamien eben noch zu den Seltenheiten hier zu Lande. Manga dagegen, der in England seinen „Schliff“ erhielt, fürchtet sich, in seinem prächtigen Hause zu schlafen, obgleich sein Himmelbett mit der goldenen Königskrone, welche die blaue schwere goldgestickte Sammet-Draperie hält, sehr verlockend wäre. Er zieht es daher vor, es sich bei seinen angeblich 230 Frauen, die in kleinen Häusern dicht hinter seinem Hause wohnen, gemütlich zu machen. Manga Bell erkennt also zwar die Segnungen der Religion zumteil an, kann sich aber trotzdem den Annehmlichkeiten seiner früheren nicht verschließen. Oder sollte unter jenem heißen Himmelsstrich noch das Kräutlein „Männertreue“ gedeihen, wenn er seinen vielen Frauen nicht den Laufpaß gibt, trotzdem er Sonntags in der Kirche sitzt.

Mitleidig sehen die Neger im Grunde die „armen“ Weißen an, die sich nur eine Frau halten. Er hat heillosen Respekt vor dem sog. „which“, dem großen Zauber oder Fetisch, der in dem dunklen obersten Aufbau seines Palastes wohne. Es war dies auch der einzige Raum, den er uns nicht zeigte.

Als wir uns in der Dämmerung von ihm verabschiedeten, erstrahlte Manga elektrisch, oder vielmehr seine elektrische Busennadel, die er zur Feier des Moments in Aktion setzte! Ein schneller Seitenblick fragte, wie er uns jetzt wohl imponierte. O, Kultur!

Manga Bell hat gegen früher, als die Neger noch selbständig waren, nicht mehr so viel Macht, wenngleich man sich nicht verhehlte, daß es auch manches Gute hat, wenn bewährten Häuptlingen etwas Autorität bleibt. Sie können, da sie die Art ihres Volkes doch ganz genau kennen, gewiß oft mehr vermittelnd eingreifen, daß z. B. das Volk nicht nur aus Furcht vor gerichtlicher Strafe irgend eine Verordnung erfüllt, wenn es sich etwa um einen Wegebau oder dergleichen handelt, sondern mehr aus Liebe und Respekt vor ihrem Oberhäuptling. Diese Fragen sind wegen der gegenseitigen Eifersüchteleien der Neger sehr schwierig.

Unweit von Manga Bells Palais haben sich die Neger eine eigene Kirche errichtet, die ein Mittelding vorstellt, zwischen einer Kirche und einer Heilsarmee-Kapelle. Ich meine dies nicht etwa nur in Bezug auf die innere Ausstattung, sondern auch die Art des Gottesdienstes. Nachmittags gegen 5 Uhr kommen die Neger und hauptsächlich die Negerinnen dort geputzt zu den Versammlungen, in denen ein ehemaliger schwarzer Missionszögling die Stelle des Pastors übernimmt und aus der Duala-Bibel vorliest. Ein Harmonium begleitet den ohrenbetäubenden, schreienden Gesang der Gemeinde. — Ich sah aber auch gelegentlich eines sogen. Gottesdienstes, wie das Bethaus zu einem Kaufhaus gestempelt wurde, wie damals zu Jesu Zeiten, nämlich dadurch, daß auf dem als Altar dienenden Tische Stücke bunten Zeuges aufgestapelt lagen, die hochgehoben und angepriesen dem Meistbietenden verkauft wurden, während die unbeteiligte Gemeinde bemüht war, dieses Geschäft durch ihren Chorgesang zu übertönen.

Diese Negerbaptistengemeinde hat sich selbständig gemacht von der hier ebenfalls wirkenden europäischen Baptisten-Gemeinde.

Ich deutete vorhin schon an, daß sowohl Manga Bell wie auch die andern bewährten Häuptlinge bis zu einem gewissen Grade selbständige Gerichtsbarkeit haben. Duala hat selbst ein eigenes Palaverhaus, d. h. wörtlich Verhandlungs- oder Gesprächshaus, wir würden sagen Gerichtsgebäude. Wenn man die Vorliebe der Neger für Palaver kennt, kann man sich denken, daß diese Gerichte vollauf zu tun haben, um dem Andrang zu genügen.

Die Gerichtskosten, die recht hoch sind, kommen dem Vorsitzenden und den Beisitzern zu Gute, und ist Bestechung nicht selten. Einer solchen Gerichtsverhandlung beizuwohnen, hat mir großes Vergnügen bereitet. Da konnte man die meist stumpfsinnig dreinblickenden Neger in ihrem Ele-



Rudolf Bell
mit seiner Frau

Manga Bell und seine Familie.

Manga Bell

mente sehen, wie sie sich immer mehr erhitzten und lebhaft gestikulierend mit beredtem Mienenspiel auf einander einsprachen. Sie zeigen dabei oft eine erstaunliche Redegabe. Die hauptsächlichsten Verhandlungsgegenstände sind 1) Die Erbschaftsstreitigkeiten oder 2) Weiberpalaver. Um diese beiden Pole dreht sich fast ihr gesamtes Interesse, und es gehört eine Engelsgeduld dazu, die streitenden Parteien zu versöhnen oder zufrieden zu stellen. In schwierigeren Fällen steht es ihnen auch frei, sich gleich ans Bezirksamt zu wenden, wie denn auch eigentliche Verbrechen durch den Bezirksamtmann verhandelt werden. So wurde z. B. neulich ein gewisser Muledi, ein farbiger Postgehülfe, zu 3 Jahren Gefängnis verurteilt, weil er bedeutende Unterschlagungen auf Grund von Handschriftfälschungen begangen hatte. Da er schon jahrelang zur Zufriedenheit auf der Post gearbeitet hatte, wurde ihm schließlich ein Vertrauensposten übergeben, bis er nun doch das in ihn gesetzte Vertrauen so schnöde mißbrauchte. Wie sich herausstellte, lagen seine Veruntreuungen schon Jahre zurück. Er selbst wäre vielleicht ein getreuer Beamter geblieben, aber ständig hatte ihm seine farbige Verwandtschaft mit Klagen in den Ohren gelegen, sie hätten doch nichts, und er hätte doch so viel in der Kasse! Er solle doch ihnen davon abgeben! Dumm, frech, naiv! Der Mann hatte zuletzt völlig den Posten eines weißen Postassistenten versehen. Nicht viel später machte auch ein anderer, ungewöhnlich intelligenter und dienstlich sonst sehr brauchbarer farbiger Postgehülfe lange Finger.

Besonders bei den Gerichtsverhandlungen wäre es von großer Wichtigkeit, wenn die weißen Beamten der Eingeborenensprache vollkommen mächtig wären, damit keine Ungerechtigkeiten und Entstellungen etwa durch Dolmetscher möglich werden.

Wenn ich auch nicht den Standpunkt einiger Missionare teilen kann, die künstlich die Dualasprache verbreiten, so ist doch hier wie überall, wo Beamte unmittelbar mit den Negern verkehren müssen, diese Forderung direkt geboten. Die Missionen führen den Einwand an, daß sie den Negern nur in ihrer Muttersprache die tieferen Begriffe der Religion beibringen können. Ferner ist auch die Bibel- und Fibelübersetzung ins Duala erfolgt. Ebenso gut aber könnten diese auch in die Haussasprache übersetzt sein, denn dieser viel größere Stamm ist doch über ganz West-Sudan verbreitet. Vielleicht sollte man doch lieber mit den höheren Religionsbegriffen so lange warten, bis die Neger erst die elementaren Begriffe des Menschentums verstanden haben.

Im großen und ganzen sind die Neger geneigt, viel strengere Strafen zu verhängen, als der Weiße es tun würde, und wenn sie ihr Unrecht einsehen, nehmen sie mit stoischem Gleichmut die härtesten Strafen hin. Nur muß man die Strafe gleich der Missetat folgen lassen und

ihnen die Erklärung geben, daß die Strafe wegen dieses oder jenen Vergehens verhängt wird. Der Neger vergißt seine Missetat sehr schnell und sieht im Weißen, der ihn erst nach Wochen bestraft, bloß einen grausamen Peiniger.

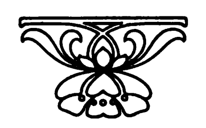
Nach ihren natürlichen Rechtsanschauungen steht auf Totschlag auch die Todesstrafe, genau nach dem alttestamentarischen Grundsatz: Aug' um Auge, Zahn um Zahn, was besonders in Kriegszeiten gilt. Die schwarzen Soldaten kennen daher auch keinen Pardon.

Eines Tages wurde eine Hinrichtung notwendig, und so schrecklich es Hans und besonders mir war, so mußte Hans doch bei der Hinrichtung zugegen sein. Als er dann nach Hause kam, erzählte er, wie peinlich ihm doch zuerst zu Mute war, als er dann aber den Deliquenten vor sich sah, mit welchem fast tierischem Gleichmut er sein Todesurteil entgegennahm und selber den Kopf in die Schlinge steckte, da sei ihm doch ein ganz Teil von dem Grausigen einer solchen Strafe erspart geblieben.

Neger sind eben doch aus anderem Holze geschnitzt. Was gilt dem Neger das Leben als solches, wenn man den Europäer zum Vergleich heranzieht.

Bei einer Prügelei hatte sich neulich ein Neger den Arm in der Schulter ausgerenkt und begab sich seiner Schmerzen wegen zu einem berühmten Medizinmann seines Stammes, der ihm für teures Geld (120 Mark) alle möglichen Kräuter und Amulette anhängte und „großen Zauber“ zu machen versprach. — Als sein Arm aber trotz alledem nur noch schlimmer wurde, rieten sie ihm alle, er solle es doch lieber mit dem weißen Doktor versuchen, vielleicht könnte der noch helfen; und so geschah es. Er klagte sein Leid, nun müßte er wohl bald sterben, denn sein Arm wäre doch schon gestorben, er fühle ihn garnicht mehr, „he go inside“ (er wäre nach innen gegangen).

Als ihm nach einer Dosis Chloroform der Arm eingerenkt und fest eingewickelt war, und der Neger nach einiger Zeit ohne Schmerzen erwachte, wußte er den weißen Mann gar nicht genug zu rühmen. Heute brachte er, nachdem sein Arm wieder „ganz lebendig“ ist, aus Dankbarkeit 12 Eier an.



9. Kapitel.

Ueber Essen und Trinken.

Sehr interessant war es mir, die Magenfrage der Neger mehrfach zu studieren. Als Kind des Augenblicks kennt der Neger, wie ich sah, wenn er nicht in europäischer Zucht ist. keine bestimmten Stunden der Mahlzeiten. Die Zahl der letzteren hängt sehr von seinem Geldbeutel ab. Hat er nichts, so hungert er auch wohl. Meist scheinen nur zwei Mahlzeiten genossen zu werden, in der Zeit zwischen 10 und 11 vormittags und gegen 6 Uhr abends. Viel weniger als nach der Sonne richtet er sich nach seinem Hungergefühl. Die Hauptnahrung der meisten Duala besteht aus den Wurzeln der sogenannten Kassada- oder Maniock, (einer kartoffelähnlichen Frucht). Die Pflanze wird durch Stecklinge fortgepflanzt und das ganze Jahr hindurch gewonnen. Es gibt zwei Sorten, von denen die eine, roh genossen, giftig ist. Diese letztere wird jedoch mit Vorliebe gegessen, nachdem man die Frucht zwei bis drei Tage in fließendem Wasser gewässert, um die darin enthaltene Blausäure zu entfernen. Die länglichen Wurzeln werden, nachdem sie gekocht und gestampft sind, in Bananenblätter eingerollt. Die Speise besteht dann nachher aus einer fürchterlich zähen, kleistrigen Masse. Als Kinderernährung übrigens das tollste, was man sich denken kann.

Ferner essen sie die sogenannte Kokofrucht, eine ebenfalls kartoffelähnliche Frucht, deren Brei gekocht recht gut schmeckt. Speziell zu „Kartoffelpuffer“ fand ich ihren Brei besser schmeckend, als den von Kartoffeln. Leider wächst die Pflanze meist nur auf besserem Boden. Wie ich höre, sollen ja überhaupt die wertvollen Bestandteile im Boden, soweit er in der Küstengegend nicht vulkanischer Natur ist, lange nicht so reich sein, wie man früher vermutete. Der verwitterte Basaltboden des Gebirges dagegen ist von immenser Fruchtbarkeit. Auch wird leider wenig Mais gepflanzt. Er liebt scheinbar mehr sonnige, freie Plätze, aber nicht den Schatten des Urwaldes und bedarf besseren Bodens als den mageren Lateritboden Dualas.

Jeder, der zum ersten Male hierherkommt, denkt unwillkürlich, daß die vorhandene Ueppigkeit der Vegetation gleichbedeutend sei mit Frucht-

barkeit des Bodens. Das ist durchaus nicht der Fall. Die Ueppigkeit der Vegetation ist vor allem durch die immense Feuchtigkeit bedingt. Das Holz mancher riesiger Bäume, z. B. der Baumwollbäume, ist so wasserhaltig, daß man es garnicht zum Brennen verwenden kann.

Ein Hauptnahrungsmittel ist ferner noch der Pisang oder die Plante (musa sapientium). Die nahe verwandte Banane (musa paradisiaca) wird vom Neger weniger gegessen. Vielleicht ist die Plante, welche die Natur in ziemlich reichlicher Fülle bietet, doch kein Gottesgeschenk für den Neger, da sie ohne jede Kultur heranwächst und ihn so zur Faulheit verführt. Der fleißige Togo-Neger hat in seinem Lande viel weniger Planten. Allerdings trägt die Plante nur zweimal im Jahre Früchte. Auch alle anderen Früchte wie Bataten, Jams, Koko usw. werden nur zweimal geerntet. Wenn ich nun erzähle, daß mit Ausnahme des selten gepflanzten Maises alle die erwähnten Früchte ziemlich schnellem Verderben ausgesetzt sind, (die Kassadknollen in 15 Tagen, Koko innerhalb von zwei Monaten), so ergibt sich schon daraus die Notwendigkeit, dem Neger Nahrungsmittel zu schaffen, die ihn von der Jahreszeit unabhängig machen, und diese dürften sowohl der Mais wie der Reis sein. In der Tat sind auch schon vielfach Versuche mit Berg- und Sumpfreis in Kamerun gemacht. Ich habe selber bei Edea ein kleines Reisfeld gesehen, das ausgezeichnet stand, doch muß noch erst die Trägheit des Negers bei dieser Kultur überwunden werden, da sie mühseliger als die anderer Früchte ist. In den fruchtbaren Landstrichen wachsen auch viel Süßkartoffeln, die beim Neger sehr beliebt sind. Auch Erdnüsse gedeihen in Kamerun ausgezeichnet. Sie sollen, während die Linsen nur 22 Proz. Eiweiß enthalten, bis 50 Proz. aufweisen. Doch muß man mit Bedauern bemerken, daß die Erdnuß noch nicht genügend praktische Bedeutung für Kamerun erhalten hat. Frankreich exportiert aus Senegambien, wie wir auf der Heimreise sehen sollten, für viele Millionen Francs Erdnüsse, die fast alle nach Süd-Frankreich gehen und dort das bekannte „Provence-Oel“ von „Olivenbäumen“ liefern. Alle Kenner des Landes sind darin einig, daß auf den Hochebenen des Hinterlandes nach Erschließung durch die Bahn für die Kultur der Erdnuß sich glänzende Bedingungen ergeben.

Als Fett für ihre Speisen benutzen sie meist Palmöl, doch lernte ich später in Kribi auch das Fett von den Früchten des sog. Jabibaumes kennen, das besonders zu Fischen ganz vorzüglich schmeckte. Manche müssen sich allerdings erst an diesen Geschmack gewöhnen.

Hier möchte ich noch erwähnen, daß die Früchte der Oelpalme, die eine verschwenderische Natur in Wäldern von meilenlanger Ausdehnung gedeihen läßt, noch nicht entfernt genügend an Ort und Stelle ausgenutzt werden, ja, in vielen Distrikten infolge der Bevölkerungsarmut nutzlos und

ungepflückt verkommen. Einer der „Königlichen Kaufleute" Deutschlands, Herr W. in Hamburg, dessen verdienstvollem und großartigem Wirken und Einfluß man überall an der westafrikanischen Küste begegnet, soll das schöne Wort geprägt haben: „Die Oelpalme ist das Gold West-Afrikas."

Um diese Fruchtdolden der Oelpalme, welche meist ziemlich dicht am Stamme unterhalb und zwischen dem Abgange der Blätter sitzen, zu bekommen, bereiten sich die Neger einen in sich geschlossenen Baststrick, den sie um den Stamm und sich selbst um den Rücken schlingen. In schräger Körperhaltung steigen sie dann direkt an der Palme empor, um mit dem Haumesser die Dolden abzuschlagen. — Die Herren Duala allerdings überlassen selbst diese ihnen zu beschwerliche Arbeit am liebsten den „Busch-Negern".

Wie oft hört man den Europäer über die Unmäßigkeit der Neger im Essen schelten! Mit gutmütigem Spott oder Verachtung schaut er auf den Neger, wenn er ihn sinnlose Mengen Nahrung verschlingen sieht. Ich glaube aber, es ist nicht ganz allein das Tier, welches den Neger so maßlos werden läßt, sondern vielfach auch die Reaktion auf den so oft chronischen Hunger. Es ist doch Tatsache, daß wenigstens die Stämme im Urwalde von der Hand in den Mund leben. Fleisch haben sie nicht entfernt genügend. Daher ihre Gier, mit der sie direkt faulendes Fleisch, welches der Europäer von Ekel ergriffen, hat eingraben lassen, wieder ausgraben. Ich selbst sah einen Kriegsgefangenen, der im Hospital damit beschäftigt war, daß er sich einen Knochen, der einem Menschen im farbigen Hospital durch Operation entfernt war, gekocht hatte und zu kauen anfing. Ein schrecklicher Anblick, bei dem ich schaudernd enteilte. Ich habe mir auch von älteren Afrikanern sagen lassen, daß vielfach der Elefant nicht sowohl der Elfenbeinzähne halber gejagt wird, sondern auch, um die Gier nach Fleisch zu stillen. Wie die Tollen stürzt sich dann der ganze Stamm auf den Koloß, um das halbrohe Fleisch zu vertilgen. Es kommt dabei oft zu erbitterten Kämpfen, und im Innern des gewaltigen Kadavers stehend, fügen sie sich mit ihren Haumessern im Eifer des Fleischverteilens oft schwere Wunden zu. Auf einige Tage des Ueberflusses (da sie das Fleisch auch anräuchern), folgen dann manchmal Tage schwerer Darmverstimmung. Häufig blühen ihnen solche kulinarischen Genüsse nicht, denn der westafrikanische Urwald ist nur arm an Tieren, die Flüsse meist nicht sehr fischreich.

Wie schon erwähnt, leiden sie auch an Vegetabilien oft empfindlichen Mangel. Ist es da zu verwundern, daß der Neger noch nicht an geregelte Mahlzeiten gewöhnt ist, wenn er fast tagelang hungert, an manchen Tagen wieder 3 oder 4 mal ißt? Früchte scheinen sie mit Ausnahme von Guajaven und Mangos nicht zu schätzen. Ich habe jedenfalls

bis jetzt noch keinen Neger Ananas oder die so außerordentlich gesunde Papaya verzehren sehen.

In 8—10 Tagen werden wir beide voraussichtlich nach dem portugiesischen Principé fahren. Hans will dort bei Tieren weitere Untersuchungen anstellen, speziell aber wegen der Schlafkrankheit, von der er hier mehrere eingeschleppte Fälle studierte, hingehen. Gerade in Principé soll sie häufiger auftreten. Ihr habt wohl von den entsetzlichen Verheerungen gehört, die diese Krankheit z. B. in Uganda und im Kongogebiet anrichtet.

Da ferner in Kamerun die Mückenart Stegomyia vorhanden ist, welche das Gelbfieber übertragen kann, so ist eine ständige und äußerste Vorsicht der Gesundheitspolizei geboten. Glücklicherweise haben wir bis jetzt in Kamerun noch kein Gelbfieber gehabt. Ich freue mich schon sehr auf die Reise, obwohl ich noch lieber eine richtige Buschtour mitmachte. Aber für Frauen ist so etwas doch ziemlich anstrengend und umständlich, und ich bekomme doch nicht die Einwilligung dazu.

Jetzt ist es außerdem im Kamerungebiet stellenweise etwas unruhig. Die Polizeitruppe ist augenblicklich auch zur Hülfeleistung fortgesandt. Einige Tage von hier entfernt sind kleine Unruhen ausgebrochen. Aber zum offenen Aufstand wird es hier an der Küste wohl nie mehr kommen, oder es geschehe durch unsere eigene Schuld, wie alle einsichtigen Afrikaner meinen. Hier soll jetzt die Kopfsteuer eingeführt werden, natürlich nicht ohne auf den Unwillen der Neger zu stoßen, denn Steuern gelten hier, wie überall nicht als Kompot des Lebens. (Später wurde sie wieder abgeschafft.) Jeder Mann darf sich kostenlos eine Frau halten, aber für jede weitere muß er pro Jahr die kolossale Summe von baren zwei Mark bezahlen. Außerdem zwei Mark für den gewerbsmäßigen Fischfang, und das wollten sie sich nicht stillschweigend gefallen lassen. Später wurde die rationellere Hüttensteuer eingeführt.

Einer von Aquas Söhnen hat wegen Aufwiegelung in dieser Sache 2 Jahre Gefängnis bekommen und der „Herr Prinz" muß jetzt an der Kette arbeiten beim Wegebau.

Von der heimtückischen Ermordung des aus dem alten bekannten Patriziergeschlechts stammenden Grafen Fugger im nördlichen Adamaua, habt Ihr in Deutschland wohl eher gehört, als wir hier in derselben Kolonie. Ein vergifteter Pfeil tötete den verdienstvollen Mann, wie einige Jahre früher auch den Leutnant Plehn. Ein ehrendes Andenken wird diesen Helden in der Kolonie überall bewahrt.

Es muß grauenhaft sein, geduldig und mit vollem Bewußtsein dem kommenden sicheren Tode ins Auge zu schauen.

So sicher ist es längst noch nicht in Kamerun, daß man mit einem Spazierstock ruhig überall durchs ganze Land gehen kann, wie es in

Deutschland immer heißt. Aber keine junge Kolonie bleibt vor solchen Zwischenfällen verschont. Nur unnachsichtlich strengste Bestrafung kann da vor weiteren oder ähnlichen Ausschreitungen schützen. Jede unnütze Milde wird von den Negern stets als Schwäche ausgelegt werden. Sie wollen streng aber gerecht behandelt sein, und wer sie so behandelt, ist ihr liebster und größter Herr. Im Uebrigen ist es in den wirklich unterworfenen Gebieten tatsächlich viel sicherer als in den meisten Teilen Europas, da der Neger doch im Weißen den Herrn sieht. Eben kommt Mbimba „the small doctor" und meldet mir den Tod eines Eingeborenen, der heute Morgen im Schwarzen-Hospital behandelt war. Dieser Fall ist wieder einmal ein Beispiel dafür, wie abenteuerlich doch in gewisser Beziehung das Leben hier noch ist. — Etwa 3 Tagereisen von Duala entfernt sitzen 2 Neger plaudernd in ihrer Hütte, als plötzlich ein mächtiger Leopard oder wie die Neger sagen „tiger", in die Hütte springt, und erstaunt die beiden Leute mustert, die von furchtbarem Schrecken erfaßt, aufgesprungen waren. Doch zu spät. Der Leopard hatte sich schon auf den einen Neger geworfen Der andere ergriff schnell sein Buschgewehr um den Freund von dem unliebsamen Besuch zu befreien, trifft aber statt den Leoparden seinen unglücklichen Freund in die Seite, der dann sterbend nach qualvollem langen Transport eingeliefert wurde.

Nun müßt Ihr aber nur bedenken, mit welchem Material die Neger schießen! Sie haben meist alte Steinschloßgewehre, die sie mit Glassplittern, Topfscherben, Blechstücken, z. T. auch vergifteten Nägeln, Tierkrallen und ähnlichem Zeug vollstopfen. Daß die Wirkung solcher Geschosse natürlich eine schreckliche ist, läßt sich wohl leicht begreifen. Er roch so furchtbar, daß bei der Operation den Meisten schlecht wurde. Die Leoparden sind überhaupt eine große Landplage; doch scheint es im allgemeinen, als ob sie sich an kräftige Männer nicht heranwagen. Von einem Anfall auf Europäer haben wir noch nie etwas gehört. Einzelne Frauen und Kinder sind dagegen schon öfter im Walde angefallen worden. Sehr gut wäre es daher, wenn allen Stämmen gezeigt würde, wie Leopardenfallen aufzustellen sind. Auf jeder Station müßten letztere vorrätig sein.

Am Morgen um 5 Uhr war eine Missionsschwester von den Baptisten im Hospital gestorben, die 2 Tage vorher operiert war. Da sie infolge von Schwarzwasserfieber Nierenverstopfung bekam, wollte Hans zum ersten Mal den Versuch machen, dieselbe durch Spaltung der Niere zu beseitigen, doch war der Erfolg nur ein vorübergehender. Am Sonntag Morgen wurde die Leiche seziert und nachmittags bestattet. Vor dem Leichenhause, welches zwischen Europäer- und Farbigen-Hospital gelegen ist, hatten sich fast sämtliche Weiße von Duala eingefunden, sowie die Offi-

ziere von S. M. S. „Habicht“ und einige 50 Neger. Wir hatten den viereckigen Sarg mit Blumen reich geschmückt, der unter Vorantritt der Militärkapelle aus der Halle von Schwarzen getragen wurde.

Es war ein sehr sehr trauriger feierlicher Anblick! Der Weg des Leichenzuges führte am Hospital vorbei, und alle Kranken, die auf die Veranda gehen konnten, grüßten in Wehmut die tote Schwester.

Ich weiß nicht, hier draußen geht einem so etwas doch viel näher, da man sich eben als eine große Familie betrachtet.

Es ist jetzt überhaupt eine böse Zeit und der klapperige Sensenmann führt manchen mit sich fort.

Heute wurde wieder ein Todeskandidat eingeliefert. Der 3. Offizier eines englischen Schiffes ist aus der Höhe von 10 Metern in ein Boot gefallen und hat sich jämmerlich verletzt, Schädelbruch und Zerreißung der Niere, deren Herausnehmen glücklicherweise gelang.

Indeß ist der Gesundheitszustand gegen früher nach allgemeiner Einführung der Chininprophylaxe ein unvergleichlich viel besserer geworden. Früher starben in einem Jahre an einzelnen Plätzen zuweilen 10 bis 17 Prozent und noch mehr. Dabei waren es doch meist gesunde, kräftige Männer.

Jetzt sterben nur noch verschwindend wenige an Tropenkrankheiten, und fast nur Leute, die im wilden Busch leben. Ja, die Mortalität ist an früher ungesunden Plätzen, wie in Duala und Victoria auf 0 Proz. herabgegangen, bezw. einen kleinen Bruchteil über 0 Prozent.

Im Farbigen-Hospital sieht es gerade augenblicklich auch nicht sehr tröstlich aus.

Unser liebes Duala aber wächst sich inzwischen immer mehr zu einer Weltstadt aus. Nicht allein, daß viele neue Europäer-Häuser wie Pilze ans der Erde wuchsen, auch die Neger wollen nicht zurückstehen, und auf Grund der Gesundheitsbelehrungen bemühen sie sich, allen hygienischen Anforderungen möglichst gerecht zu werden. Voll Stolz kommen sie dann häufig zu uns und zeigen uns ihre „Prachtbauten“ mit Fenstern, Veranden und Sonnenschutz oder erbitten Rat. Wer Duala von früher kennt, würde es jetzt einfach kaum wiedererkennen. So hört man allgemein. Heute nun ist auch die telephonische Verbindung von uns nach dem Hospital und den Faktoreien fertiggestellt. Somit hat doch die ewige Zettel- oder wie die Neger sagen „book“- Schreibereien auch ein Ende. Ich war zuerst ungeheuer gespannt auf den Eindruck, den diese wunderbare neue Einrichtung bei meinen Naturkindern hervorrufen würde, muß aber leider berichten, daß ich arg enttäuscht bin. Es war fast selbstverständlich für sie, daß der Weiße auch durch und aus der Wand sprechen kann. Wenn bei einem Volk das Wort gilt: nil admirari, so ist es bei den Negern.

Der Weiße muß eben alles können, und sie benutzen die Erfolge tausendjährigen Schaffens, die ihnen unvermittelt dargeboten werden, sicher und ohne mit der Wimper zu zucken, als seien sie von jeher damit vertraut. Unverfroren nahmen sie gleich das Höhrrohr ab, drehten an der Kurbel und meinten einfach: „mami, you may come for telephon, one man talkes inside.“ (Mami, du möchtest ans Telephon kommen, ein Mann spricht dadrin.)

Dieser Telephon- und Telegraphenverkehr erstreckt sich übrigens, wie ich zu meinem Erstaunen höre, schon bis Kribi und soll später bis Jaunde und Jabassi weiter geführt werden.

Mein Lieblingskätzchen liegt regelmäßig abends mit drolligem Sybaritenausdruck neben meinem Tintenfaß und verfolgt schnurrend und aufmerksam jede Bewegung der schreibenden Feder. Daher sieht es wirklich aus, als ob sie läse. Verständnisinnig schaut sie mir in die Augen, denn sie wartet auf den Bodensatz der Naturamilch, die ich jeden Abend trinke und kann scheinbar gar nicht begreifen, daß die Arbeit heute so lange dauert.

Ich habe an diesen kleinen Katzenkindern sehr viel Freude; wenn Ihr sie sehen würdet, teiltet Ihr sicher dieselbe. Sie sind unheimlich dreist und klettern jedem Gast in den ersten fünf Minuten auf die Schultern. Da übrigens die Duala absolut nicht mit Tieren umzugehen verstehen, sind ihre Tiere oft sehr scheu. Als sie sahen, daß unsere Katzen sofort auf unseren Ruf herbeikamen, meinten sie, daß wir wohl besondere Geheimkräfte besäßen. Leider sind schon drei Kleine an Tier-Malaria gestorben. Es sieht zu schrecklich aus, wenn sie so an Krämpfen leiden müssen. Ich brachte zwar eine nach der andern zum Doktor, habe den nun aber in dem schmählichen Verdacht, daß er sie mir totgeimpft hat. Diese letzte von ihren Geschwistern habe ich schließlich selbst behandelt und sie mit List und Tücke dem Tode abgerungen. — Auch sie raste eines Tages in Krämpfen auf der Veranda einher. Der steif abstehende, gesträubte Schwanz glich einem struppigen Lampenputzer. Mit dem Kopf rannte sie überall gegen und außerdem hatte sie Ruhr in höchstem Maße. Da steckte ich sie kurz entschlossen in ein warmes Bad, füllte 2 Bierflaschen mit heißem Wasser, bettete die arme Katze in einem Frottierhandtuch auf die warmen Flaschen in dem schnell mit Holzwolle gepolsterten Papierkorb und hielt sie trotz heftigen Zuckens etwa ½ Stunde fest, damit sie nicht heraussprang. — Nach dieser Parforcekur ist sie tatsächlich durchgekommen.

Die Jungen haben dies Kätzchen sehr treffend „Löwe“ getauft, während die andere, ein Vermächtnis von Frau v. W., der „Hauptmann“ heißt.

Leider halten sich Hunde hier meist schlecht; am besten geht es noch mit Terriern.

Ich hätte nicht gedacht, daß man auch Dampfern böse sein kann, aber der „Nachtigall“ bin ich es tatsächlich. — Jedesmal, wenn ich mich ihr anvertraue, verdirbt sie mir das ganze Vergnügen, daß man sich mehr mit Opferdiensten befassen muß, als sich an der Fahrt und den Gegenden zu erfreuen. So ging es mir auch wieder letzthin bei der Fahrt nach Fernando-Po, wo ich erst mit dem Betreten festen Bodens wieder Mensch wurde. Diese spanische Insel machte, soviel ich davon zu sehen bekam, einen recht verfallenen und verkommenen Eindruck.

Es besteht dort nur eine deutsche Firma, und was die Ehrlichkeit anbetrifft, so war es damit dort scheinbar nur schwach bestellt. Frankierte Briefe aufs Postamt zu geben soll früher eine riskante Sache gewesen sein, und der verflossene Gouverneur machte sich kein Gewissen daraus, Regierungsland einfach zu verschenken.

Das Interessanteste war mir die Bevölkerung, die in ganz merkwürdig phantastischen Aufzügen und mit unförmlich großen Hüten umherlief. Den kleinen Kindern werden um Oberarme und Waden eiserne Ringe bisweilen auch nur Stricke umgetan, die nie wieder abgelegt werden, und, da der Körper sich später auswächst, tiefe Einschnitte in den Weichteilen hervorbringen.

Diese abgeschnürten Arme und Beine sehen dann ganz sonderbar aus, und hat man das Gefühl, als müßten sie abbrechen.

Wie verschieden ist doch der Geschmack! Die Chinesen betrachten künstlich klein gehaltene Füße als etwas Hochelegantes, eine europäische Modedame eine Wespentaille, und bei diesen Bubis sind es eben abgeschnürte Arme und Beine.

Jetzt schaut aber unser Haus wie ein Schmuckkästchen aus. Die Jungen haben unter meiner Leitung alles fein gestrichen, die Wände weiß mit grünen Randleisten. Alle sogenannten Fenster haben neue Gardinen bekommen und die Zimmer richtige, mollige Teppiche, daß sogar die Jungen stolz sind auf das schöne, auf „neu gebügelte“ Doktorhaus.

Welche Freude empfindet man doch an allem, was man sich allein schafft! Es hat einem alles viel mehr Wert, woran wir in gewissem Sinne mit unserer Persönlichkeit selbst beteiligt sind.

Man ist zwar ständig mehr bemüht, die Dualamänner zur richtigen Arbeit heranzuziehen, welche diese liebenswürdigen „Drohnen“, wie schon gesagt, großmütig den Frauen überließen, und für viele Handwerke stellen sie sich auch nicht ungeschickt an. In der Schmiedewerkstatt haben wir z. B. recht tüchtige Schmiede, auch die Maurer sind gut. Aber eine faulere Gesellschaft als die Anstreicher kann es wohl schwerlich geben. Ich habe sie manchmal beobachtet, wenn sie ohne Aufsicht des Weißen ar-

beiteten und bin schließlich immer fortgegangen, weil ich das nicht mehr mit ansehen konnte.

Es ist 10 Uhr abends, ich bin mit Kwedi, die schon schläft, allein zu Hause, da taucht plötzlich neben mir wie aus der Erde gewachsen ein schwarzer Dualamann auf und streckte mir grinsend einen großen Fisch von gewiß 10 Pfund entgegen. — Nachdem ich mich von dem Schrecken erholt hatte, gab ich ihm 3 Mk. dafür, er wollte natürlich 6 Mk. haben. Paßt mir aber wie bestellt, der Arnold soll ihn nachher, wenn er zurückkommt, gleich heute noch kochen, damit er nicht verdirbt, denn morgen haben wir 8 Gäste zu Tisch. Ich habe heute schöne Zunge bekommen, von der es Ragoût gibt. Außerdem ist ein Truthahn geschlachtet worden, den der Koch ausgezeichnet zu bereiten versteht. Suppe, Zungenragoût, Fische, Truthahn, Pudding, Käse, Früchte, Kaffee mit kleinen selbstgebackenen Kuchen, Bols, Whisky-Soda, Cigaretten, das ist so das übliche Programm, d. h. mit Variationen.

Vor einigen Tagen hatten wir nur englische Herren zu Gaste, weitgereiste Globetrotter, die auch ganz entzückt von Duala waren.

Wenn im übrigen die Engländer im Ausbauen ihrer Kolonien schon weiter sind als wir, so liegt das sicher daran, daß ihre Kolonien schon alle viel älter sind, sie daher mehr Auswahl an erfahrenen Tropenleuten haben und vor allem daran, daß sie von vornherein mehr Geld aufwenden. Daß wir mit unserm jungen Besitz aber tüchtig am Ausbauen und Vervollkommnen sind, lehrt schon ein flüchtiger Blick. Vieles ist schon geschaffen, und manches wird noch folgen.

Afrika muß man eben als das Land für die Arbeit der zähen Geduld betrachten.

Wenn erst der Sumpf zwischen Bell- und Aquastadt drainiert ist und sich an seiner Stelle ein großer stattlicher Marktplatz erhebt, wird eine der unangenehmsten Brutstätten der Malaria beseitigt sein. Ich sehe dann auch schon die Zeit kommen, wo eine Strandstraße am Ufer entlang über jenen Sumpf hinweg Bell- mit Aquastadt verbindet. — Jetzt sind die einzelnen, weit ausgedehnten Stadtteile Dualas nur durch einen breiten, sehr sonnigen Landweg verbunden.

Ferner würde bei der sich ständig mehr entwickelnden Bautätigkeit durch Anlage von Ziegeleien und Holzschneiden einem großen Bedürfnis abgeholfen sein.

Wie ich nachträglich erfahre, ist letztere mittlerweile durch Privatinitiative endlich entstanden. Was vor allem in Kamerun aber noch not täte, wäre eine Zeitung, welche die Interessen der weißen und farbigen Einwohner mit denen des Gouvernements verknüpfte und einen Austausch der Ideen in den einzelnen Distrikten ermöglichte.

Südkamerun z. B. ist jetzt wie eine Kolonie für sich mit gesonderten Interessen, was absolut ohne Berechtigung ist, da jedenfalls in den Kardinalfragen die Interessen aller Distrikte durchaus gemeinsame sind. Allerdings dürfte eine solche Zeitung nicht wie die in Lagos sein, von der wir neulich einige Nummern zu Gesicht bekamen, und die in der unglaublichsten Weise gegen die Regierung loszog und hetzte.

Die betreffende Zeitung war von Negern redigiert! Ein Kommentar ist wohl überflüssig.



10. Kapitel.

Verschiedenes.

Soeben kommt der zweite Junge Otto, mit einem wehleidigen Gesicht sich die Magengegend reibend, und klagt: „O, Mami, I want to tell you, my belly is sick too much, it is inside like a rad. O, I am sick too much. Please, give me some medicin." (O, Mami, ich wollte Dir sagen, mein Magen ist zu sehr krank, es ist darin wie ein Rad. O, ich bin zu krank, gib mir, bitte, etwas Medizin.) Ich gab ihm die berühmte Medizin, die dafür wundervoll hilft und so scheußlich schmeckt, und schickte ihn mit einer wollenen Decke zu Bett. Ich glaube, sein Jammer rührt daher, daß heute Löhnung war und die Jungen sich dann regelmäßig überfuttern. Ein klein wenig sollte jede Frau von dem Aerztehandwerk verstehen, um im Notfall im Hause lindernd eingreifen zu können. Die Neger sind dafür sehr dankbar.

Im allgemeinen machen mir die Jungen viel Freude, wenn ich auch oft über ihre Faulheit schelten muß. Am liebsten möchte man, wenn es nach ihnen ginge, für jede einzelne Arbeit einen besondern Jungen anstellen. Arnold, der Koch, singt bei seiner Arbeit lange Oden auf seine Mami. Bingua schenkt mir fast jeden Tag ein schönes selbstgezeichnetes Bild à la Max und Moritz oder schreibt auf die Tafel: Wir haben Euch serr lieb. Ich werde Euch später in Deutschland besuchen. Ihr seid serr gut zu boys, und wir haben gutten Chop. (Essen.) Ihr seht, auch die Liebe der Neger geht durch den Magen.

Seit acht Tagen quält er mich: „Nyango, bitte kaufe mir doch eine Dualafibel, sie kostet einen sixpence" Jedes mal, wenn ich etwas von der Faktorei bestellt habe, springt er hinzu: „Mami, ist die Fibel auch dabei?" Als er sie heute endlich bekam, war seine Freude sehr stürmisch.

Was mir auffiel, das sind die Löhne, die ich im Verhältnis zu den Leistungen und zu Deutschland ganz unerhört hoch finde. Der Koch z. B. bekommt 60 Mark Lohn, die Jungen inkl. Verpflegung 18 Mark im Monat. Dabei ist alles sehr teuer! Bis vor kurzem war für weniger als für 50 Pfennig überhaupt nichts zu haben. Es lag ja im Interesse der Kaufleute, diese Preise hoch zu halten. Früher hatten die Beamten für 1 Jungen Verpflegung frei und noch 4 Mark Zuschuß für diesen. Außerdem werden

jetzt für sämtliche Lebensmittel 10 Prozent Zoll erhoben, während die Gehälter dieselben blieben wie früher, als noch keine Zölle erhoben wurden. Vielfach verderben die Weißen aber selber die Neger, was die Löhne anbetrifft. So weiß ich z. B., daß ein Koch bislang monatlich 30 Mark erhielt; plötzlich bekam er bei seinem Dienstwechsel am nächsten Tage 100 Mark. Ja, dabei müssen die Leute übermütig werden!

Für die Regierung ist nun noch sehr unangenehm, daß die Kaufleute und vor allem die englischen Kolonien an der Westküste durchschnittlich den Farbigen höhere Löhne zahlen, so daß unter den Negern ein starkes Streben ist, jene besser bezahlten Stellungen zu bekommen. Natürlich bleiben nicht immer die Besten im Gouvernementsdienst. Daher ist bis jetzt auch eine ständige Aufsicht durch den Europäer notwendig.

Unsere Jungen sind wahnsinnig stolz, auf was, das mögen die Götter wissen! Meint Ihr, sie würden mit den Dienern irgend eines „small man“ (wörtlich eines kleinen Mannes) verkehren? I bewahre, nur mit denen der höchsten Beamten und Offiziere. Der Bezirksamtmann Herr v. B. hat einen Koch, eine Perle, die von allen nicht anders wie „Mister Piter“ genannt wird. Derselbe ist auch Togomann, und ohne seine Fürsprache bekommt ein Weißer kaum einen vernünftigen Koch aus Togo, das bekanntlich die besten liefert. Seine Landsleute betrachten ihn hier direkt als halben König. Was er ihnen befiehlt, wird unweigerlich ausgeführt. Die Lehrzeit der Togoköche beträgt gewöhnlich drei Jahre, während welcher Zeit sie von ihrem Lehrmeister keinen Pfennig Lohn erhalten. Im Gegenteil verlangt ihr Meister für ihre Ausbildung 4—500 Mark, die sie später ratenweis abbezahlen müssen, wenn sie eine Anstellung gefunden haben.

Aber auch der gewöhnliche Togomann hat im Verhältnis zum Duala schon eine viel feinere Zunge und versteht sich aus seinen Landesprodukten recht schmackhafte Gerichte zu bereiten. — Mit dem Geschenk von zwei weißen Küchenschürzen habe ich unserm eitlen Arnold aber eine große Freude bereitet. Er sieht darin so appetitlich aus, daß man noch einmal so gern seine Speisen ißt; werde ihm auch noch weiße Küchenmützen machen. Wir sagten neulich Arnold, er sollte sich doch von dem Koch des Herrn Sch. das Rezept für die Brötchen sagen lassen. Da wand er sich wie ein Aal und meinte schließlich: Ja da müßte er erst Mrst. Piter fragen, ob sich das mit seiner Togo-Ehre vertrüge. Ja, es geht so weit, daß kleine Jungen nur dort Dienst annehmen dürfen, wo er es für gut und würdig findet. Hans wollte neulich kleine Togojungen fürs schwarze Hospital anstellen; aber lieber wollten sie zurück in ihre country, als daß sie da blieben. Mrst. Piter hätte gesagt, wenn sie im weißen Hospital bleiben könnten, auch ohne einen Pfennig Lohn, dann gut, aber sonst nicht. Was sollte man machen, es war großer Mangel an guten Dienern, zumal einige Duala vor etwa acht

Tagen als Diebe abgeführt wurden. Jetzt sind die kleinen Togostifte Diener im weißen Hospital und machen sich ausgezeichnet.

Als vor einiger Zeit ein Togomann sich etwas zu schulden kommen ließ, wurde er doch, ehe es ruchbar wurde, so jämmerlich von seinen durch ihn in ihrer Ehre tief beleidigten Landsleuten verhauen, daß er kaum gehen konnte. Dann mußte er seine Sachen packen und außer Landes fliehen. Sie sagen, sie dulden keinen unehrlichen Menschen unter sich und bestraften ihn härter, als es deutsche Gerichte getan haben würden.

Nun, so absolute Tugendengel sind auch sie nicht, und manch ein Togo Gentleman hat sonderbare Ansichten über Mein und Dein.

Ein Patient hielt sich neulich darüber auf, daß die Schwestern oft schon in aller Herrgottsfrühe nach „Sekt" riefen, das wäre doch ein bißchen zu unsolide! Er wußte natürlich noch nicht, daß der eine Junge diesen unsoliden Namen trug. — Hans hat jetzt den Antrag gestellt, die Neger Ober-Guineas, welche früher fast ausschließlich die Dienerschaft stellten, allmählich durch Eingeborene der eigenen Kolonie zu ersetzen. Ich fand unter ihnen sehr komische Namen: Fliege, Montag, one bottle bier, Whiskybottle, Numbre one usw. Bei den Duala haben ihre Namen oft die Bedeutung von Gegenständen aus dem täglichen Leben, wie z. B. Ebumbu, d. h. die Schlafmatte oder Matratze, Schlange, Kochtopf usw.

Im ganzen mag ich als Diener die Jungen viel lieber als die Mädchen. Sie sind bedeutend netter, williger, intelligenter, zutraulicher usw. Ich hörte das auch von den Missionarinnen bestätigt. Am liebsten würde ich auch mein Kammerzöfchen Kwedi hinauswerfen; aber Hans meint, sie sei für mich vorläufig noch unentbehrlich. Ich glaube aber nicht, daß es auf die Dauer geht mit Rücksicht auf die Jungen, trotzdem ich sie bewache wie eine strenge Pensionsmama, sie auch in meinem Zimmer nebenan schlafen lasse und sie überallhin mitnehme, nur damit sie nicht allein zu Hause bleibt. Aber alle, selbst die kleinsten Mädchen haben schon einen Bräutigam, auch Kwedi, obwohl sie erst ungefähr 11 Jahre alt ist. Nachmittags dürfen ihre Freundinnen öfter zu Besuch kommen, die dann auf der Veranda, gleich Kwedi, nähen lernen wollen und dabei genau so eifrig und wichtig schwatzen wie die kleinen weißen Backfische, und worum dreht sich die ganze Unterhaltung? Um ihre Verehrer oder Männer.

Begriffe wie Tugend und Sitte in unserm Sinne sind ihnen böhmische Dörfer.

Abends waren wir zu einem „big dinner" im Casino, das sehr lustig verlief. Die Truppe hat jetzt einen neuen weißen Kapellmeister, der im Beginne seiner Tätigkeit natürlich oft seine Lieblingsstücke, z. B. „Es liegt eine Krone im kühlen Rhein", spielen läßt. — Oft, wenn die Luft draußen

fibriert unter der Glut der Nachmittagssonne, und man gern die Kühle der Veranda aufsucht, dann wehen vom Wind getragen vom Exerzierplatz her lang gezogene oder jauchzende Töne aus Flöten und Trompeten, begleitet vom Trommelwirbel und gewiß manch tadelnden Worten. Aber letztere kann man nur vermuten, wenn nämlich gleich darauf derselbe Satz etliche Male wiederholt wird. Dann weiß man, dort hat der weiße Militärkapellmeister sein Konservatorium aufgeschlagen und versucht, den zum Teil sehr musikalisch veranlagten Negerschädeln statt der bisher gelernten Zahlen richtig Notenlesen beizubringen.

Unser Waschmann kündete mir gestern im Vertrauen an, daß, wenn der nächste „moon will bee finished", er in seine Togo-„country" zurückginge; deshalb möchte ich ihm irgend etwas schenken, er hätte doch die Wäsche immer so schön gewaschen. Ich sollte auch von ihm ein Andenken haben.

Darin übertrieben es die Neger überhaupt sehr. Alle Augenblicke schenken sie einem etwas, halten aber die andere Hand gleich zum Empfange bereit. Neulich brachte mir z. B. Mbimba wieder einen schönen, messingbeschlagenen Speer, ein Antilopengehörn und einen kleinen Elefantenzahn, und fragt nun jedesmal, wenn er mich sieht, ob ich mich auch darüber gebührend gefreut hätte. Andere verehrten mir die Sägen von Sägefischen, herrliche Schmetterlinge, usw. Ich bedanke mich meistens mit dem viel begehrten Tabak.

Ich wollte nur, Ihr könntet nachmittags mit mir die oft zauberhaft schönen Sonnenuntergänge genießen!! Der Berg ist zwar unsichtbar, aber die Farben- und Wolkenspiegelung im Wasser unbeschreiblich farbig. Hoffentlich bekomme ich mit der nächsten Post die bestellte Leinewand, Farben und sonstige Sachen. Man muß nur immer zu lange darauf warten. Hier ist man ja so ziemlich aufgeschrieben, und was die nicht alltäglichen Bedürfnisse betrifft, fast vollkommen auf die Heimatbestellungen angewiesen. Leider schreibt Frau L., die uns von Buea aus ständig mit frischem Gemüse und Käse versorgte, daß wohl nächstens die Sendungen ganz aufhören müßten, da ihnen infolge der Regenmengen alles verfaulte und weggespült würde. Das ist ja nun zwar sehr traurig, nun, dann leben wir halt mehr von unseren Konserven-Vorräten. Country-Spinat und Macabo gibt es auch das ganze Jahr hindurch, und mit Fisch und Fleisch sind wir fast immer versorgt. Kürzlich erst lernte ich ein wundervolles neues Gemüse kennen, das für manche Feinschmecker die feinsten Teltower Rübchen verblassen läßt, ich meine die in längliche, flache, schmale Stücke geschnittenen und dicht vor der Reife stehenden Papaya-Früchte. Trotzdem habe ich heute eine lange Liste von Bedarfsartikeln, Nahrungsmitteln und Seife in Hamburg bestellt, und aus Westfalen Schinken und Mettwürste, die sich



Ein Sonntagnachmittag im Kreek.

selbst angeschnitten ausgezeichnet halten. Sie sind in Kalk verpackt. Vielleicht interessiert es Euch zu erfahren, daß vorgestern in zwölf Stunden nicht weniger als 1 8 4 mm Regenmenge gefallen ist, während bekanntlich in Norddeutschland jährlich nur 600 mm gerechnet werden, in Duala dagegen pro Jahr 3800—4000 (also mehr als sechsmal so viel). In der richtigen Trockenzeit, von Anfang Dezember bis Anfang März, fällt fast kein Tropfen. In Debundja, am Westabhange des kleinen Kamerunpiks, fällt sogar bis 11 000 mm Regen im Jahre. Letzterer Ort wird nur noch von Arrapanji im Himalayagebirge, dem regenreichsten Ort der Erde, mit 12 000 mm überboten. Ihr könnt Euch also einen Begriff machen, unter welchen Sturzseen wir manchmal leben. Man kann sein eigenes Wort dann kaum verstehen. Mit lauter Stimme muß man sich fast anschreien. Die Temperatur kann nach Tornados von zirka 30° Celsius sogar bis auf 19° Celsius herabsinken, was in dem feuchten Tropenklima schon ein empfindliches Kältegefühl zu verursachen pflegt. Im übrigen ist die Temperatur hier nicht so hoch, als man in Europa meint. Z. B. war in der letzten Trockenzeit 31,5° Celsius im Schatten die höchste Temperatur, in anderen Jahren 33° Celsius. Diese Feststellung schließt jedoch nicht aus, daß das Termometer im Freien nicht selten 65° Celsius und darüber zeigt. Die Tagesschwankungen betragen meist nur 5—6 Grad. Unangenehm ist für viele nur die Feuchtigkeit der Luft, und daß auch nachts keine wesentliche Abkühlung erfolgt. Erst nachts gegen 3 Uhr setzt die kühle Landbrise ein, die bis gegen Morgen weht. Gegen Nachmittag 1 Uhr beginnt dann wieder die herrlich erfrischende Seebrise. In Adamaua, im Hinterlande und in der Nähe des Tsadsees, soll es allerdings außerordentlich heiß werden können.

Die Eingeborenen sind jetzt bei Beginn der Trockenzeit bei jedem Regenguß, der vielleicht der letzte sein kann, sehr bedacht, das kostbare Naß aufzufangen. Zu diesem Zweck haben sie an die äußersten Ränder ihrer Dächer breite Leinwand- oder Dachpappenstreifen schräg aufgespannt, welche die Regenrinnen ersetzen und das aufgefangene Wasser in Tonnen oder größere Gefäße abführen. Ebenso sieht man auch bei den nach einer Seite übergeneigten Palmenstämmen häufig solche wasserableitende Zeug- oder Blechstreifen angebracht. Die Neger erhalten dadurch immerhin noch ein etwas genießbareres Trinkwasser, als es der schmutzige, alle möglichen Abgänge aufnehmende Fluß liefern könnte. Eine Wasserleitung fehlt ja allgemein leider noch, die so notwendig wäre zur Verhütung manch böser Krankheiten, wie z. B. der häufig auftretenden Wurmkrankheit.

Diese Tage habe ich für Hans wieder tüchtig die Schreibfeder geschwungen. Der Vierteljahrsbericht und dergl. mußte abgeschrieben wer-

den, und morgen geht die Post. Aber ich freue mich stets, ihm helfen zu können.

Ihr glaubt nicht, welche Freude ich doch eigentlich am Hausfrauentum habe, trotzdem Ihr mir immer alles Talent dazu abspracht; aber es ist auch ganz etwas anderes, wenn man allein für alles aufzukommen hat.

Wir haben von L's, die nach Edea versetzt wurden, deren sämtliche Trut- und Madeirahühner übernommen, die in Gesellschaft mit unseren eigenen gut gedeihen. In den nächsten Tagen wird sich unser Geflügelbestand auch noch um ein Dutzend Tauben vermehren. Das gibt dann wieder mal eine Abwechselung für den Tisch.

Zum Erstaunen aller geht es uns nach wie vor geradezu plebejisch gut, haben weder Nerven oder Fieber, noch fehlt uns die gute Laune. Kurz, wir sind ganz auf der Höhe Da jeder von uns beiden den ganzen Tag beschäftigt ist, fühlen wir uns doppelt befriedigt.

Zum Ueberfluß haben wir jetzt eigen Pferd und Wagen, was uns bei diesen Sintfluten, welche Weg und Steg fast unpassierbar machen, sehr zu statten kommen. In zwei Tagen kommt der Herr Gouverneur, daher steht ganz Duala auf dem Kopfe, um ihn würdig zu empfangen. Wohin man kommt, überall trifft man auf Seife, Scheuerlappen und harkende Neger.

In der recht kühlen Regenzeit sind die aufgeweichten lehmigen Wege oft wenig verlockend zum Spazierengehen. Allerdings läßt der Regen meist gegen Abend wieder nach, und der Boden saugt die Feuchtigkeit schnell auf. Es hat übrigens mit dem Regen schon etwas nachgelassen, und die Gewitter und Tornadozeit beginnt bereits.

Der Gouverneur ist heute mit seiner Yacht „Herzogin Elisabeth", auf welcher wir gestern zum großen Abschiedsdiner eingeladen waren, unter klingendem Spiel abgefahren. Er wird von hier aus über englisches Gebiet auf dem Benue, dem linken Nebenarm des Niger, hinauffahren, um die Gegend von Garua bis zum Tsadsee zu inspizieren. Mit ihm reisen einige gute Bekannte von hier, unter ihnen auch Hauptmann T., mit dem ich öfter disputierte. Z. B. war eine seiner kühnen Behauptungen die, daß die Eweneger Togos schon eine steinalte hohe Kultur hinter sich hätten, von der man noch heute die Verfallsreste sähe oder fände. Aber trotzdem vertrugen wir uns recht gut. Jetzt bleibt er wahrscheinlich als Resident am Tsadsee. (Er blieb tatsächlich für ewig, denn er fand dort durch einen vergifteten Pfeil seinen Tod.)

Neulich besuchte mich Kwedis Bräutigam, von dem ich einige Tage vorher nachfolgenden Brief erhielt, und bat, ich möchte seine liebe Braut doch zu einer recht tüchtigen Hausfrau erziehen, damit sie ihm auch nützlich sei.

Duala, den 15. Juli.

Geehrtes Fräulein Margareta Zimman!

Durch diesen Seilen erkläre ich Ihnen von meiner großen habenden Freude an Ihnen. Vor allem von meiner liebe bleibende Braut bei Ihnen.

Ich freue mich immer darüber, da sie bei Ihnen bleibt. Mit der Hoffnung auch, daß Sie ihr eines Besseren belehren werden. Weil ich ihr zuerst zu der Frau Miss. Wilhelm K. gegeben hatte, daß sie nämlich dabei lernen könnte: Nähe, waschen, putzen und alle Hausgeräte, überhaupt Nähe. Da die Frau aber und ihr Mann nach Deutschland (gegangen) und gefahren worden seien, ohne meine Braut nichts zu wissen und erfuhr, daß sie von Miss. Ph. H. Ihnen gegeben wurde, freute ich mich darüber gar sehr und danke Got dafür.

Ich bitte Sie doch ergebenst, ihr so alles freiöffentlich unterrichten, daß sie selbst Nähe abschneiden kann. Ich habe nichts, um Ihnen eine Freude zu machen, aber Got der Herr segne Sie vor Ihrer Eingang und Zurückgang.

Hochachtungsvollst

Lehrer Johannes Eyango.

Er erzählte mir in stümperhaftem Deutsch, daß er für seine Braut 1300 Mark bar und noch viel in Waren bezahlt habe. Der Vater sei aber immer noch nicht damit zufrieden; er könne jedoch nicht mehr bezahlen.

Ich meinte, er müsse doch mindestens noch zwei Jahre warten, bis er sie heiraten könne, denn Kwedi sei doch noch ein Kind. Das wäre ihm aber viel zu lange, er wolle sie in spätestens zehn Monaten heiraten, denn er wäre ein ganzer Mann, und black men heirateten alle viel früher als die Weißen. Er wolle auch nur eine Frau haben, denn er sei Christ, und Kwedi solle auch getauft werden. Er sei Lehrer, und es würde von der Mission gewünscht, daß er bald eine Frau nehme. Aber in puncto Moral sind sie oft schon mit 8—10 Jahren verdorben.

Ein schwarzer Vater begrüßt auch die Geburt einer Tochter mit viel größerer Freude, als die eines Sohnes (bei uns Weißen soll es ja wohl umgekehrt der Fall sein), aber nicht etwa aus angeborener Höflichkeit gegen das schönere Geschlecht, sondern weil „der Wert der Ware" ein höherer ist. Denn durchgängig wird dort heute noch die Frau oder vielmehr das Mädchen oft schon im jüngsten Alter verkauft, und durch die Kaufgelder und die Geschenke der Schwiegersöhne in spe wird solch mädchenreicher Vater zum reichen Manne, der für keine Aussteuer zu sorgen braucht oder befürchten muß, daß seine „Aelteste" etwa sitzen bleibt. Seinen Söhnen muß er dagegen zum Ankauf ihrer Weiber doch erst die Mittel geben.

Scheint es nicht das reine Dorado für Mädchen zu sein, wenn sich die Freier, was häufig genug geschieht, buchstäblich um den Besitz ihrer Schönen hoch überbieten? Solch eine Frau kommt dem Neger teuer genug zu stehen, und er meint dann, wenn er 3000 Mark für sie bezahlt hat, kann sie dafür auch alle Arbeit verrichten. Auch in dieser Frage schaffen deutsche Gesetze und Gerichte Wandel und Besserung, indem sie die oft unverhältnismäßig hohen Preise verboten und einen „Normalpreis" von 750 Mark aufgestellt haben, der aber immer noch zu hoch ist.

Gestern wurde ich durch zwei selten hübsche Haussaweiber am Weiterschreiben gehindert. Ich sah sie am Sonntag Nachmittag, als ich mit den Schwestern bei mir am Kaffeetisch saß, in der Mangoallee zum Baden gehen und rief sie herein. Nachdem wir uns gegenseitig genug besehen und angestaunt hatten, entließ ich sie mit einem Stück Kuchen und bestellte sie für den nächsten Tag.

Die Haussa sind Mohamedaner und kommen aus dem westlichen Sudan in mächtigen Handelskarawanen herüber. Sie sind das geborene Handels- oder Kaufmannsvolk und bringen kunstvolle Handarbeiten aus Stoff, Leder und Metall auf den Markt.

Im Gegensatz zum Kamerunneger sind sie auch ausgezeichnete Hirten. Sie bewohnen hier einen eigenen Stadtteil. Kommt man abends um 6 Uhr an dieser mohamedanischen Welt vorbei, so sieht man die Männer auf den Knieen liegen, mit dem Kopf die Erde berührend und eine Art Rosenkränze betend. Einen schönen, alten, ehrwürdigen Haussapriester haben wir zum Freunde. Der steht immer in rührend ehrfürchtiger Haltung da, wenn wir an seiner Hütte vorbeikommen; tritt man aber zu ihm heran, dann läßt er sich in feierlicher Grandezza auf ein Knie nieder und küßt den Saum des Kleides. Die Hütten dieser Haussa unterscheiden sich durch das kegelförmige Dach von den anderen. Auch sind sie durchschnittlich kleiner und unter sich gleichartig. Mehrere Hütten sind meist durch einen Zaun eingeschlossen. Der Eingang in die Hütte ist sehr niedrig.

Ich bin nicht oft bei ihnen vorübergekommen, ohne sie auf Bastmatten vor ihren Hütten hockend zu sehen, wo sie sich mit großer Leidenschaft dem Würfel- oder Kartenspiel hingaben. Die Männer tragen farbige, meist blaue, z. T. schön gestickte, faltige Gewänder, die in malerischem Faltenwurf an ihren hohen Gestalten herabfließen. Man findet bei ihnen nicht selten wirklich schöne Charakterköpfe. Durchschnittlich fand ich die Haussaweiber weniger hübsch als die Ewe- oder Togoweiber, die manchmal ganz reizend aussehen. Sie sind aber „Venüsse" gegenüber unseren Dualadamen, und tragen auch reichere, kostbarere und längere Gewänder als diese letzteren. Wie bei vielen orientalischen Frauen besteht auch bei ihnen eine außerordentliche Neigung zur Korpulenz.



Lagoshändler.

Raritäten, wie Messer, Schwerter, Speere, Ringe, Fellarbeiten usw. werden einem oft erst, nachdem man ein Verlangen danach äußert, zum Kauf angeboten, während der Duala einem das Haus einrennt mit seinen plumpen Kinkerlitzchen.

Wenngleich die Schmiedearbeiten der Haussa z. T. schon einen Sinn für Symmetrie und die Ornamente eine gewisse Lebhaftigkeit der Empfindung verraten, so darf doch natürlich nicht ein Vergleich mit den Araberwaffen an der Ostküste gezogen werden.

Auf meinem gestrigen Spaziergange kam ich an einer Schmiede vorbei und sah, wie beim Schmieden einer Eisenstange als Kohle verkohlte Fruchtkörner auf das glühende Eisen gestreut wurden. Als Blasebalg diente ein kleiner Sack aus Rinderfell, der durch zwei kurze Handhaben mit der linken Hand abwechselnd auf beiden Seiten zusammengedrückt wurde. Die ausgetriebene Luft wurde durch Röhren unter das glimmende Feuer geleitet.

Mehrmals sahen wir schmiedeeiserne, an unsere Gartentischständer erinnernde Gestelle. Es waren Fetische. Auf einem obendrauf angebrachten kleinen Brett konnten Maiskörner 2c. als Opfergabe niedergelegt werden. Zu beiden Seiten befanden sich zwei kleine schlangenartige Figuren.

Interessant war auch neulich ein Besuch bei einem würdigen älteren Haussa-Häuptling, der uns, umgeben von Weibern, Kindern und einigen Männern in seiner Hütte empfing. Seine Bewegungen und Sprechweise waren freundlich und gemessen; desto lauter und lebhafter unterhielten sich seine Angehörigen. Bald ließ sich ein anderer Neger bei ihm melden, der zu diesem Zweck gleichsam als stellvertretende Visitenkarte seinen Stock hineinschickte. Jedenfalls eine ganz originelle Sitte!

An das Haussaviertel in Duala grenzt das der Togo-, Lagos- und Accraleute, jener geweckten und intelligenten Völker, zu den Stämmen Nordguineas gehörend. — Auch in diesem Viertl haben wir einen Freund, der jedesmal, wenn wir zu ihm herankommen, sehr gefühlvoll auf dem Harmonium vorspielt. Er ist glücklicher Besitzer einer hochmodernen Ständerlampe mit gelbseidenem Schleier, die in seiner primitiven, mit einigen europäischen Möbeln ausgestatteten Hütte als Hauptsache sofort in die Augen fällt. Aber auch in dem anschließenden Schlafzimmer sieht es sauber und ordentlich aus. Die meisten Handwerker, Waschleute, Köche usw. sind fast immer Eweneger, von denen die Duala viel lernen könnten. Es wäre sehr gut, wenn noch weit mehr Togoleute als bisher nach Kamerun kommen könnten. Sie könnten wie die Hefe im Sauerteig wirken, indem sie die besser bezahlten Stellen an sich reißen und dadurch die Duala indirekt zwingen, sich ebenfalls am Kampf ums Dasein zu beteiligen. Bevorzugt scheinen auch bei den Ewenegern blaue Gewänder zu sein.

Die Tätowierung ist eine andere als bei den Duala. So sah ich z. B. bei einigen Männern und Weibern im Gesicht eine Anzahl horizontaler, bei anderen vertikaler Einschnitte, während die Duala sich meist auf der Stirn drei kleine runde Figuren eintötowieren. Auch beobachtete ich an manchen eigenartige blaue und weiße Tätowierungen an Brust und Oberarm. Die Frauen verstehen es, sich ihre öfter aus Sammt und Seide bestehenden Gewänder meist ganz graziös umzuschlingen, und zwar verhüllen sie im Gegensatz zu den Dualaschönen den Körper bis unter die Arme. Auch ihre Turbane sind oft kunstvoller gewickelt. Ueberhaupt gibt eine Ewenegerin sehr viel auf ihr Aeußeres sowie die Pflege ihres Körpers. Sie nimmt auch den Männern gegenüber eine viel geachtetere Stellung ein als unsere hiesigen „Damen“ und braucht nicht oder doch nur leicht zu arbeiten. Der aufmerksame Ehegatte behängt sie gern mit fein gearbeiteten goldenen Ketten, Ringen oder Ohrringen.

Während die Dualaweiber ihre kurzen, krausen Haare meist nur in kunstloser Haartracht unter dem Kopftuch tragen, sieht man bei den Ewefrauen und -Mädchen oft recht kunstvolle und z. T. kleidsame Frisuren. Bei den Mädchen scheint u. a. beliebt zu sein, daß sie eine ganze Anzahl vertikaler und horizontaler Scheitel ziehen und von den so entstandenen viereckigen Haarfeldern kleine hochstehende Zöpfchen flechten.

Fast alle tragen um den Hals oder Oberarm am Bande kleine Amulette, Porzellanstückchen u. dgl., die sie von den Fetischpriestern erhalten. Kein Togomann würde je eine Reise oder sonst etwas besonderes unternehmen, ohne vorher Medizin oder einen Fetisch erstanden zu haben. Ihre Fetische bestehen aus mehr wie archaischen, aus Lehm und Ton gekneteten menschlichen Figuren, häufig oben von einem Dach aus Palmengeflecht bedeckt. Gelegentlich sah ich an einer Hütte einen vertrockneten Strang befestigt, von dem lauter kleine Lappen und Muscheln herabhingen, der so den Negern einen Fetisch vorstellte. Als ich mir von diesem eine Muschel wegnahm, stürzte mir sofort ein Neger nach mit dem Verlangen, einen „Dash“ (Geschenk) dafür zu erhalten. Ich wollte ihm die Muschel wiedergeben, die er aber mit freundlichem Grinsen zurückwies, und nun wollte er auch keine Bezahlung mehr annehmen. Allzusehr schien ihm dieser Gegenstand des Aberglaubens also nicht am Herzen zu liegen. Man muß im allgemeinen recht bedauern, daß dieses ziemlich begabte Volk so in den Händen der Fetischpriester ist. Dieselben ersticken systematisch den vorhandenen Glauben an „Mahu“, den allmächtigen, einigen Gott. Statt dessen opfern sie den verschiedenen bösen Geistern. Einige bunte Lappen, ein paar Leopardenhaare oder -Zähne an einer Schnur vor ihrer Hütte oder über den Weg gespannt, bedeutet ihnen einen großen Fetisch gegen böse Mächte. Einige Holzpflöckchen neben dem Hütteneingang eingesteckt,

bannen die bösen Geister. Auch besitzen sie nicht wenig Kenntnis von Medizinen und Giften. Sie glauben an die Unsterblichkeit der Seele, sowie an Seelenwanderung. Das sind, wohlverstanden, Erkundungen bei Togo-Negern in Kamerun.

Das Innere der Häuser sieht, wie ich schon sagte, recht sauber aus. Oefter fand ich bei ihnen mächtige, runde Tongefäße, die im Lande selbst und zwar ohne Anwendung der Töpferscheibe hergestellt und gebrannt werden. Die beiden Gefäßhälften werden mit der Hand geformt und dann in der Glut verbunden. Mit Geschick betreiben sie auch das Schmiedehandwerk, dessen Erzeugnisse einen wertvollen Tauschartikel bilden. Nicht selten sieht man neben den breiten elfenbeinernen auch eiserne Armbänder bei ihnen.

Die Frauen trifft man häufig vor ihren Türen sitzend mit Nähereien beschäftigt oder bunte Wollmützen anfertigend.

Gemahlener Mais ist eins ihrer Lieblingsgerichte; sie nennen dies Produkt Galli, das sie roh, gekocht und zu einer Art Brot verarbeitet leidenschaftlich gern essen. — Den Mais beziehen sie aus ihrer Heimat Togo.

Ein recht lästiges Bevölkerungselement für die Europäer aber sind in Westafrika die Syrer. Dieselben kommen in stets wachsender Zahl nach Westafrika. — In Konakri sollen sie schon einen großen Teil des Handels, wenigstens den Zwischenhandel, an sich gerissen haben, während ich in Duala meist nur zwei gleichzeitig auftreten sah.

Da die Leute äußerst bescheiden, ja ganz wie die Neger leben, kommen sie unter den Eingeborenen meist schnell zu Gelde.

Oberleutnant von B. hat einen wundervollen großen Leoparden aus dem Busch mitgebracht, der im Käfig beim Palaverhause viele Neugierige herbeilockt.

In einer Anwandlung von Grausamkeit ließ ich von unseren Buschhühnern eins mitnehmen und in den Käfig setzen, bedauerte aber gleich sehr, daß ich es nicht vorher habe töten lassen. Der Leopard spielte mit dem armen geängstigten Tier so vorsichtig und graziös herum, wie die Katze mit der Maus. Als er ihm dann nach einer Viertelstunde endlich mit dem Maul den Kopf langzog, hielt er es mit seiner Vorderpranke fest und rupfte es regelrecht ab, die am Maul festklebenden Federn fortpustend. Nach einer halben Stunde etwa fraß er es erst.

Heute Mittag lernte ich in einem lieben Gaste, einem Offizier der Schutztruppe, der zwei Jahre lang hintereinander im Busch war, einen Herrn kennen, der sich u. a. um die Kartographie sehr verdient gemacht hat. Während all der Zeit hatte er nur spärliche Nachricht aus der Heimat bekommen, und alles kam ihm natürlich neu und fremd vor. Er freute sich, endlich mal wieder „richtige“ Menschen zu Gesicht zu bekommen und

erzählte ungeheuer interessant von seinen Erlebnissen im wilden Busch. Unter seinen vielen interessanten mitgebrachten Raritäten befand sich auch ein kleiner echter Gorilla, den er wahrscheinlich einem Zoologischen Garten vermachen wird. Leider aber sind diese Tiere bisher in dem rauhen nordischen Klima bis auf wenige meist nach kurzer Zeit eingegangen.

Dieser sieht mit seinem steingrauen Kopfe und den klugen, großen, braunen Augen zu possierlich aus. Die Tiere werden größer als Menschen und sind in der Wildnis wegen ihrer kolossalen Kräfte unliebsame und höchst gefährliche Gegner. Vor einiger Zeit schoß ein Kaufmann aus Jaunde einen alten Gorilla mit sage und schreibe 186 cm Brustumfang und 4½ Zentner Gewicht. Ein Leopard soll, wenn er sich solch einem alten Herrn gegenübersieht, mit eingeklemmtem Schweife winselnd enteilen.

Im Hospital ist jetzt der plötzlich infolge von Ueberarbeitung geisteskrank gewordene Beamte D., der als berühmter und kühner Elefantenjäger bekannt ist, unser Sorgenkind. Es ist zu traurig, ein junger Mensch, der zu den besten Hoffnungen berechtigte! Alle Menschen hält er für Mörder.

Als ich neulich abends, als Hans allein in Suellaba war, bei den Schwestern blieb und wir auf der Veranda zusammen sprachen, kam es bei ihm, der stets ein sehr nüchterner, pflichtgetreuer Beamter gewesen war, zu einem richtigen Tobsuchtsanfall.

Es ist zweifellos öfter nicht allein chronische Malaria, welche hier bei manchen Disposition zu Nervenstörungen schafft. Auch die Geräusche der tropischen Nacht, die furchtbaren Donnerschläge bei Tornados, die zuweilen bei der doch immerhin oft etwas einförmigen Kost eintretende Appetitlosigkeit wirken als Peitsche auf das Nervensystem und die Elastizität des Geistes.

Viele suchen dann leider in dem sorgenbrechenden Alkohol ihre Medizin, in dem sie auch ihren dienstlichen Aerger ertränken und Schlaf herbeizaubern wollen. Andern Tags beginnt dann derselbe Kreislauf.

In der Nacht machte unser Pferd einen solchen Lärm, daß wir fast glaubten, der Stall brennt. Als wir dann nachsahen, fanden wir denselben voller Ameisen. Das arme, geplagte Tier mußte natürlich sogleich hinausgeführt werden. Heute Morgen ist der Stall nun mit allen möglichen Mitteln gereinigt worden.

Die Ameisen bilden überhaupt eine große Plage. Alle Essenreste muß man auf Ständer stellen, die von Wasser umspült sind resp. auf einen Tassenkopf in einem mit Wasser oder noch besser mit Oel gefüllten Teller. Selbst aber in dicht verschlossene Zuckerdosen finden die Tiere ihren Weg. Am gefürchtetsten sind die weißen Ameisen, die ganze Häuser unterminieren und vernichten. Unseren Hühnerstall, in dem ich sie auch ent-



Negertanz mit Vortänzer.

deckte, habe ich dadurch vollkommen davon befreit, daß ich nach gründlicher Ausbrennung und Reinigung große Aschenringe ringsherum streute, über die keine Ameise geht, da die Asche ihre Atmungsorgane verstopft. Dies einfache Rezept hat mir eine alte Negerin gesagt, und es hilft wirklich ausgezeichnet.

Am Sonntag hatten wir den ganzen Tag Besuch. Mittags hatten wir einige Gäste zu Tisch. Nachmittags tranken die katholischen Schwestern sowie eine sehr nette evangelische Missionsfrau bei uns Kaffee, und schließlich kam wieder die Haussa-Frau mit ihrem Kinde, die nicht eher ging, bis ich ihr alle Zimmer und vor allen Dingen die Spiegel zeigte, über die sie sich des höchsten verwunderte und worin sie sich als echte Evatochter wie eine Kokette wohlgefällig betrachtete. Sie war wieder sehr malerisch gekleidet. — Als besondere Vergünstigung bat sie sich von einem Baum in unserem Garten einige Zweige aus, deren ausgekochter Saft ihnen als Farbstoff dient für ihre Webereien sowohl wie für ihre Handflächen und Fußsohlen, was bei ihnen für ungeheuer „chik" gilt. Ebenso färben sie sich die Augenlider blau und bohren durch die Nasenflügel rote Korallen oder Perlen.

Auf unserem nachmittaglichen Spaziergange sahen wir in der Togostadt neulich recht graziösen Tänzen zu und zwar auf dem Hofe unseres Goldschmieds, von wo uns schon von weitem Lärm entgegenscholl. Mit den allerprimitivsten Instrumenten, z. B. einem alten Faß als Trommel oder zwei langen Brettern, die sie im Takt gegeneinander schlugen, mit Händeklatschen und Gesang begleiten sie einen Haupttänzer, der die eigentümlichen Tanzfiguren mit einer wilden, ursprünglichen Grazie ausführte und in Wahrheit eine ins Negerhafte übersetzte ebenbürtige Konkurrenz der Duncan darstellte.

Als er uns gewahrte, führte er seine allerschönsten Touren aus, und als wir mit dem Beifall nicht kargten, war er hochbeglückt.

Was war das heute für ein unbeschreiblich schöner Tag! Die Luft voll Sehnsuchtsstimmung und doch so sonnig und froh! Zum Ueberfluß spielt auch noch die Militärkapelle nebenan im Kasinogarten. Der weiße Kapellmeister hat wirklich einen Orden verdient, so Großartiges hat er in der kurzen Zeit mit der schwarzen Kapelle erreicht. Der Gouverneur war auch so entzückt, daß er, wohl im Scherz, den Gedanken äußerte, sie ev. nach Deutschland zu schicken. Dabei sagte neulich ein Herr: „Ja, ist die Kapelle nicht ein Unsinn! Was könnte statt der Musiktruppe, die so viele Tausende kostet, nicht viel Wichtigeres geschaffen werden!" Nun, Ihr könnt Euch denken, daß ich dagegen energisch protestierte.

Die Musik ist, finde ich, sogar eines der allerwichtigsten Dinge zur Erhaltung der guten Laune. Lieber kann einer mal ein kleines Fieber

durchmachen, als daß er die Musik entbehren soll, wenns auch nicht immer ein Nikisch-Konzert ist. Ohnehin muß man ja auf genug Komfort hier draußen verzichten. /

Und doch, wenn ich hier in unserem „Bungalowhause“ sitze, komme ich mir wie eine kleine Königin vor, die mit Niemandem tauschen möchte. Alles geht nach meinem Wunsch und Befehl, und zu ihrer Mami kommen alle gern mit ihren großen und kleinen Leiden. Hier gilt der Mensch etwas und kann sich voll und ganz betätigen.

Im Uebrigen sieht man hier jeden Tag mehr ein, welcher Wahnsinn es war, Massenauswanderung von Negern zu gestatten, die unter Führung von Privat-Impresarios exotische Ausstellungen unsicher machen. Die Betreffenden kamen später stets als notorische Lumpen, unfähig zu jeder ernsten Arbeit und durch die europäische Rasse selber verdorben, hier an.

Auf meinem letzten Spaziergange kam eine bildhübsche Negerin auf mich zu und bat mich, ich möchte ihr doch zeigen, wie man ein Kleid zuschneidet. Sie wollte morgen mit ihrer Nähmaschine kommen und dann auch solche Kleider, wie ich sie trüge, nähen. Sie sei eine Tochter vom King Aqua und hätte mir schon seit längerer Zeit den Wunsch mitteilen wollen. Ich habe nun zu Hause schon eine ordentliche kleine Privatschule, in der ich unsere Jungen in den elementaren Schulfächern, die Mädchen in allerhand Handfertigkeiten unterrichte, was mir natürlich viel Freude macht.

Es ist übrigens außerordentlich interessant, wie oft Neger und Negerinnen in den verschiedensten Anliegen aus der Stadt zu uns kommen, um unseren Rat zu erbitten. Immer wieder prägt sich eine eigenartige Mischung von treuherzigem Vertrauen und naiver Frechheit in ihnen aus. Kürzlich war eine Frau mit einem langen, deutsch geschriebenen, aber entsetzlich schwülstigen Briefe bei uns, dessen Inhalt kaum zu verstehen war. Ein kleiner Regierungsschüler hatte ihr denselben aufgesetzt. Der Inhalt war kurz der, daß ihr Mann in eine Wolfsgrube gefallen war, die von einem anderen mit Absicht auf einem Seitenpfade angelegt war, um Diebe an dem Betreten des dahintergelegenen Terrains zu verhindern, da er dort Palmwein bereitete, und er den Palmwein, der in Kalabassen aufbewahrt wurde, nicht gestohlen wissen wollte. Der Dieb hatte sich durch Sturz aus ziemlicher Höhe auf die zugespitzten Bambuspfähle in der Wolfsgrube erhebliche Verletzungen an den Füßen zugezogen und wollte nun von dem Bestohlenen noch wegen seiner Verwundungen entschädigt sein.

Ein anderes Bild: Neulich wollte ich Hans von der Poliklinik abholen, als ein Schwarzer, dessen kleiner Sohn erst kürzlich wegen lebensgefährlicher Erkrankung im Farbigen-Hospital behandelt war, auf uns zu kam. Mit sich führte er ein Liliput-Schweinchen, das man sich beinahe



Unsere schwarze Musikkapelle.

an der Uhrkette hätte aufhängen können und bot es uns zum Kauf an, indem er sagte: „Der richtige Preis wäre jetzt zwar 16 Mark, aber da sein Junge so schön erfolgreich und kostenlos behandelt sei, wolle er es uns zu liebe für 14 Mark lassen."

Nach den offiziellen Marktpreisen wäre es kaum 1,50 Mark wert gewesen. Schließlich mußten wir beide über den originellen Kauz herzlich lachen. Der Neger kennt ja eben den Wert der nachhaltigen Arbeit und auch den Wert des Geldes noch nicht.

Neulich sah ich auch die Mutter des berühmten oder besser berüchtigten „Prinzen Pundo Aqua". Wer hier in Afrika lebt, kann nur mit starrem Staunen und Entrüstung entnehmen, daß ein Mensch, wie dieser „Prinz", der in grenzenlosester Weise in Deutschland von uns selber verwöhnt worden ist, in den Zeitungen abgehandelt wird, statt ihn einfach zu ignorieren. Würden die Leute, die Herrn Pundo in Deutschland ihre Gunst schenken, das Milieu kennen, in dem dieser Mensch hier aufgewachsen, ich glaube, es wäre doch mehr Zurückhaltung geübt worden. Ebenso wünschte ich manchen weißen Frauen und Mädchen, die man in kolonialen Ausstellungen so häufig mit den Negern schöntun sieht, sie sähen ihre Günstlinge in ihrer eigentlichen Umgebung, vielleicht würden sie sich dann doch ein wenig schämen.

Nun muß ich auch schon an die Weihnachtsbestellungen denken, denn acht bis neun Wochen gehen mindestens vorüber, ehe man das Gewünschte hat. In Hamburg will ich sogar einen Tannenbaum bestellen, damit wir ganz echt Weihnachten feiern können. Da aber im Dezember hier just die allerheißeste Jahreszeit ist, wird man sich wohl erst rechte Mühe geben müssen, um in richtige Weihnachtsstimmung zu kommen.

Ich habe Euch, glaube ich, noch nicht mitgeteilt, daß ich Kwedi vor vier Tagen Knall und Fall entließ, so daß Hans mittags ganz erstaunt war, warum sie nicht zum Servieren mit antrat. Aber sie hatte doch ein zu liebebedürftiges Herz.

Ohne Mädchen kann ich meinen Haushalt wohl führen, aber nicht ohne Jungen, und da muß man eben das verleitende Subjekt entfernen. Es tat mir ja ordentlich leid um Kwedi, denn sie war wirklich ein klein niedliches Mädchen; aber es ging doch nicht, so viel ich auch auf sie einwirken suchte. Ich schickte sie wieder an die Mission zurück, der ich sie warm ans Herz legte. Ich habe mir schon die Finger lahm geschrieben wegen eines guten kleinen Dieners. Duala will ich nicht, die sind meist zu faul und unzuverlässig, haben auch zu viel Anhang in der Stadt. Vorläufig behelfe ich mich mit einem kleinen boy, den mir ein Offizier aus Gefälligkeit abgetreten hat; ich werde ihn aber fortschicken, sobald ich einen bessern habe. Da wir in drei Wochen nach Kribi und Campo fahren, so bringen

wir wohl von dort einen netten Jungen mit; ich freue mich schon sehr auf den Ausflug.

Ich könnte verzweifeln, wenn ich sehe, wie unsere Kleider und Wäsche von selbst verderben. Dabei räume ich etwa alle zehn Tage Schränke und Komoden aus. Tiere sind nicht drin, und doch überall Löcher in den besten und neuesten Stücken. Besonders übel dran sind alle seidenen Kleidungsstücke, die überhaupt nur „heil von Löchern“ sind. Die Luft, glaube ich, besorgt es selbst; denn eine andere Ursache läßt sich nicht erkennen. Außer allenfalls der dünnen Libertyseide hält sich hier in der Feuchtigkeit keine Seide; sie bekommt Löcher und schlitzt, wenn man sie nur anfaßt. Die bisher noch unbeschädigten Waschstoffe dekorierte der Waschmann mit unzähligen Rostflecken, bis ich ihm jetzt androhte, ich würde ihm nur die Hälfte seines Lohnes auszahlen, wenn ich in der nächsten Wäsche auch nur einen neuen Fleck fände. Nun nimmt er sich nicht nur äußerst in acht, sondern hat auch die meisten alten Flecke mit dem Safte noch unreifer Papayas fast vollständig entfernt.

Ledersachen sind in zwei Tagen immer mit einer weißen Schimmelschicht überzogen; auch die Bücher müssen sämtlich jeden dritten Tag sorgfältig trocken abgerieben werden.

Man merkt hier doch längst nicht so viel vom Weltgebrause. Bis in unsere friedliche, stille Einsamkeit hallt alles nur schwach und gedämpft herüber, und man wird so schön ruhig demgegenüber, was Euch Kulturmenschen aufregt. Hier interessiert uns ein neuer einlaufender Dampfer fast mehr als Zeitungsartikel und Kriegsgeschrei, namentlich wenn man die Möglichkeit hat, Briefe und leckere Dinge aus der Heimat zu bekommen.

Als eine ganz besondere Seltenheit habe ich heute einen herrlichen Strauß köstlich duftender Rosen, die in Buea gewachsen sind, geschenkt bekommen und mich natürlich als große Blumenfreundin unendlich darüber gefreut! Nachmittags holt mich jetzt öfter der Kommandant S. M. S. „Habicht“ ab, der ebenfalls ein großer Naturfreund ist. Wir unternehmen dann gern weite Streifzüge durch die Dörfer und ihre Umgebung. Mir macht es jedesmal viel Spaß, durch die Straßen zu wandern, sieht man doch auf Schritt und Tritt so viel Eigenartiges aus dem Leben der Schwarzen, was einem beim schnellen Vorüberfahren meist entgeht.

Kaum ein anderes Volk kann wohl mehr empfänglich für äußern Putz und Staat sein als der Neger, und es bereitet uns stets ein großes Vergnügen, wenn wir Sonntags nachmittags die „Linden“ oder die „Friedrichstraße“ von Duala entlang gehend, diese wandelnden Karikaturen aus den „Fliegenden Blättern“ betrachten. Angetan mit den teuren „Pariser“ Toiletten, die ihnen in den dazu vorschriftsmäßig gehörenden und ungewohnten Schnürleibern eine unglückselige Haltung aufzwingen, hochgeschnürt,

mit vorgestrecktem Leib und langen Schleppen, — mit weit im Nacken sitzenden, bunt garnierten Federhüten auf ihrem kurzen Wollhaar und sonnenschirmbewaffnet —, so trippeln diese alltags recht spärlich gekleideten Damen gruppenweis und lebhaft schwatzend, in den sie überall kneifenden Lederschuhen mit Storchschritten einher, daß man ihnen so recht die Qualen ansieht, die ihnen diese ungewohnten Marterwerkzeuge bereiten. Nicht selten sah ich dieselbe Schöne, die auf dem Hinwege mit Todesverachtung die Pein erlitt, auf dem Rückwege ihre teuren Stiefel in der Hand tragen. Für häßliche, in Deutschland schon vor Jahren unmodern gewordene Hüte bezahlen die eitlen Negerlein gern unerhört hohe Preise. Nichts ist ihnen zu teuer, wenn es gilt, ihre Person in eleganterer Fassung erscheinen zu lassen.

Für starke, wohlriechende Essenzen haben sie ebenfalls eine große Vorliebe. Von „ganz feinen" Negern erhielt ich häufig genug stark parfümierte Blumensträuße, da ihnen der natürliche Duft nicht vornehm genug däuchte.

Als eines Tages ein Herr mit einem Monokel auftauchte, war es das Selbstverständlichste von der Welt, daß mit nächster Post diese Attribute höchster „Eleganz" in großen Kisten in Deutschland bestellt waren und daß nach abermals vier Wochen sämtliche schwarze Gentlemen diese Eingläser am breitesten Bande im fratzenhaft verzerrten Gesicht trugen. Kolossale Gigerlstöcke, leuchtend buntseidene Schlipse und Westen, sowie stark duftende, in den Hosenkrempen steckende Taschentücher und Glacéhandschuhe vervollständigen diese köstlichen Motive für Hengeler.

Ein anderes Bild: Da hockt vor ihrer Hütte eine aus kurzer Tonpfeife schmokende Negermama auf ihrem Palaverstuhl, vor sich etwa die dritte Frau ihres Ehegemahls, der sie mit anscheinend gutem Erfolg in stoischer Ruhe das Kraushaar durchsucht, um es nachher kunstvoll zu frisieren. Oder sie reißt ihr mit einem alten Topfscherben die Augenwimpern aus, was als besonders schön gilt.

Wenigstens einen halben Tag lang laufen die also „Gezierten" mit dick verschwollenen roten Augen einher und können kaum sehen.

Eine andere fürsorgliche Mutter praktiziert ihrem 1½jährigen schreienden Baby 1—2 Liter Wasser in den Leib. Nach der törichten Meinung der Neger nämlich wird das Kind recht kräftig, wenn sein kleiner Leib rund wie eine Trommel ist. Verträgt es die Prozedur, so ist es gut.

Viele sterben jedoch im jüngsten Alter an Darmkrankheiten. Ganz unvernünftig dicke Kost stopfen sie den armen Würmern schon im Säuglingsalter in den Mund, und 99 Prozent aller kleinen Duala laufen daher mit einem unheimlich dicken „Kartoffelbauch" umher. Dies sind Gewohnheiten, gegen die energisch, aber mit Güte und Geduld zu Felde gezogen werden muß. In den schon erwähnten „Gesundheitsbelehrungen" nimmt gerade die Kinderernährung einen wichtigen Platz ein. Ich komme später noch darauf zurück.

Ihre Kinder tragen die Negerinnen nicht in der Weise wie wir auf dem Arm, sondern sie lassen sie, wie schon erwähnt, sozusagen auf der Hüfte reiten und stützen den kleinen Rücken dann mit einer Hand. So kann man sie auch arbeiten sehen. Die Frauen aus Oberguinea (Togo, Lagos, Sierra Leone usw.) tragen ihre Kinder in einem dreizipfelig-sackartig gebundenen Tuch auf dem Rücken, so daß die Beinchen rechts und links gelagert sind; die Mütter sind so viel ungehinderter beim Hantieren. Auch sind diese Mütter im Gegensatz zu denen in Duala schon bedeutend verständiger, was Kinderernährung anbetrifft, indem sie dünne, bekömmliche Suppen kochen.

Die Mädchen bis etwa 18 Jahren sind oft von schönem, ebenmäßigem Körperbau mit feinen Gelenken und infolge einer gewissen Trägheit recht graziös in den Bewegungen. Aber ihre „Grazie“ und Schönheit ist bald verblüht, und eine Frau von 40 Jahren ist zusammengeschrumpft wie eine Backpflaume.

Die Frauen nähren ihre Kinder meist bis zum dritten, ja manchmal bis zum vierten Jahre. Deshalb sehen sie denn auch meist schon mit etwa 35 Jahren so ausgemergelt wie ganz alte Mütterchen aus.

Die Neger verstehen die Kühe nicht zu melken. Außerdem geben die wenigen halbwilden Kühe auch so schon eben nur genügend Milch für ihre Kälbchen.

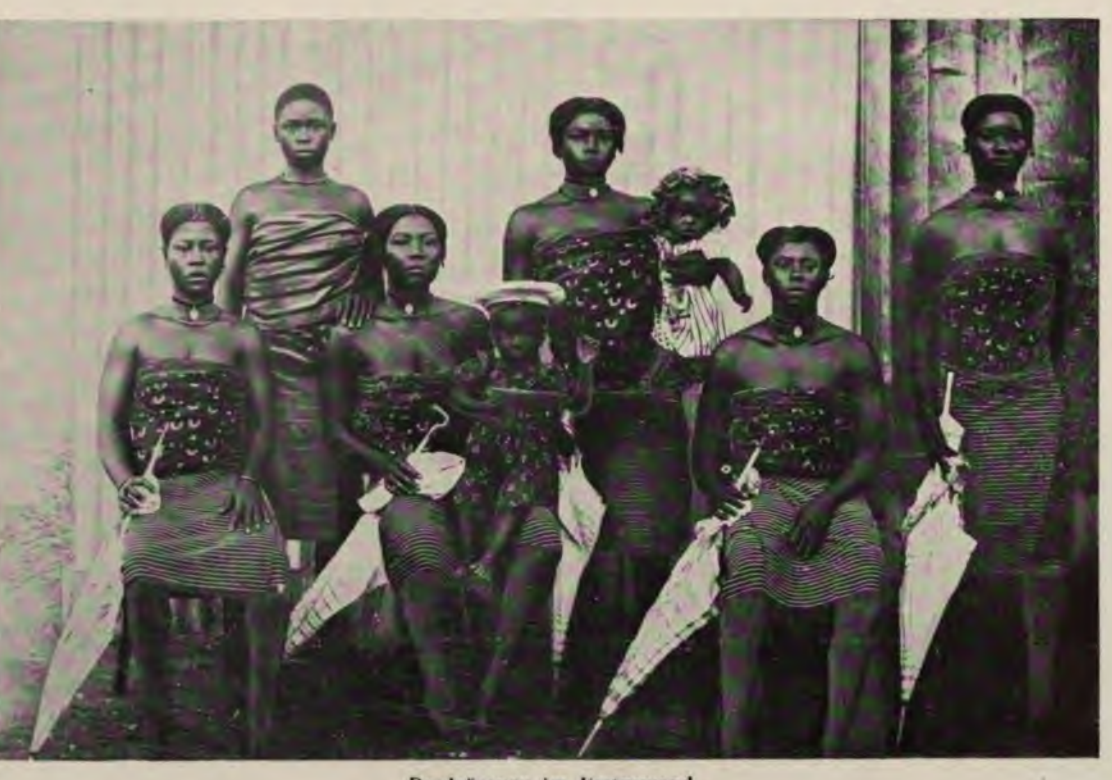
Wenn eine Frau ein Kind bekommen hat, bleibt sie in den folgenden 3—4 Jahren fast immer kinderlos, da nach den Anschauungen der Neger eine Frau nicht mehr als ein Kind gleichzeitig nähren darf.

Diese Punkte lassen auch die Sitte der Polygamie in anderm Lichte erscheinen.

Jetzt, nachdem ich für die kleinen Negerkinder das Furchteinflößende der mukalla, der weißen Frau, verloren habe (wie doch auch umgekehrt bei uns der schwarze Mann von den Kindern gefürchtet wird), laufen sie nicht mehr schreiend und verängstigt zu ihren Müttern, wenn ich vorbeigehe, sondern viele kommen dreist herbei und geben artig die Hand. Letzthin sah ich eine drollige Art von Puppe bei ihnen. Eine Banane hatten sie halb abgeschält, sodaß die losgelösten Schalenenden als Rock herunterhingen. Um das obere freie Kernende hatten sie als stellvertretenden Kopf einen bunten Lappen gewickelt. Das war also ihre Puppe, die zugleich noch den Vorzug hatte, daß sie nachher gut schmeckte.

Von großen Blättern machen sich die Jungen recht geschickt Segelschiffe, in die sie Holzstäbe als Masten hindurchstecken.

Geht man so des Abends kreuz und quer durch die Straßen der Eingeborenenstadt, so sieht man wohl zuweilen, wie Jung und Alt zusammenhockt und aufmerksam auf die Worte eines runzligen alten Negers lauscht. — Er erzählt Märchen. Und daß er amüsant zu schildern vermag, beweist er,



Dualafrauen im Festgewand.

da er häufig von einem fröhlichen Gelächter seiner Zuhörerschaft unterbrochen wird. Ist es nicht schon ein gutes Zeichen, daß die sonst noch auf so niedriger Kulturstufe stehenden Neger doch schon Sinn für Humor besitzen? In ihren kleinen Märchen offenbaren sich aber noch andere Charaktereigenschaften, die wohl zu beachten sind.

Da die Duala ein Handelsvolk sind, so tragen auch die meisten ihrer Geschichten den Stempel der Verschlagenheit und Berechnung. Den lieben Nächsten zu übervorteilen, halten sie ganz in der Ordnung. Die Stelle des deutschen Reinecke Fuchs nimmt in ihren Fabeln die Schildkröte ein, die ihnen die Schlauheit versinnbildlicht, und selbst im wirklichen Leben respektieren sie dieselbe ebenso, wie vielfach auch das Krokodil, dem sie Opfer darbringen, damit es sie verschone.

Wenige Duala gehen ohne Amulett, d. h. ohne das Schutzmittel gegen die verschiedenartigsten Unfälle und Gefahren.

Erhebt sich z. B. auf dem Wasser ein Sturm, der Boote zum Kentern bringt, so ist es in den Augen der Neger nicht der Sturm, der dies veranlaßt, sondern es mag vielleicht nur einer unter der Besatzung gewesen sein, der den „Alligator“ beleidigt oder ihm seit langem nichts dargebracht hat, deswegen stößt der in den Wellen wühlende „Alligator“ das Boot um.

Eigenartig ist es, daß auch die Neger mit ihrer feinen Beobachtung für Naturvorgänge in der Spinne, die sie als Käfer (betanda) bezeichnen, das Symbol der Klugheit und in der Ameise das des Fleißes erblicken.

So roh der Neger die Tiere behandelt, so spielen sie doch in seinen Märchen eine große Rolle, indem er ihnen, ganz wie unsere Ahnen, menschliche Stimmen und Eigenschaften verleiht.

In Folgendem möchte ich versuchen, ein Märchen, wie ich es gehört habe, hier wieder zu erzählen:

Der kranke Reiher.

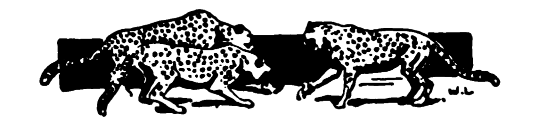
Der weiße Reiher Mele hatte eine Braut, und diese hieß Singi. Eines Tages fuhr eine böse Krankheit in Singi, und Mele glaubte, daß seine Braut nun sterben müsse. Er liebte sie aber zu sehr und weinte und klagte nun viel und ließ alle seine Freunde rufen und fragte sie, ob sie nicht helfen könnten: aber keiner vermochte es. Da hörte ein fremder Mann von der großen Krankheit der jungen Singi. Er kam zum Reiher und sprach: „Du weinst um Deine kranke Braut; ich weiß jemand, der Medizin für alle Krankheiten hat: der kann gewiß auch Deiner Braut helfen.“ Da freute sich der Reiher sehr und bat den fremden Mann, daß er die Hülfe herbeihole. Der Mann aber sprach: „Ich sage Dir nicht eher, wer da helfen kann, als bis Du mir etwas schenkst.“ Da sagte der Reiher: „Wenn ich Dich nun beschenke und die Medizin hilft nicht, so habe ich nur Schaden.“ „Dann

bringe ich Dir alles wieder zurück; ich will nichts umsonst." Da schenkte ihm der Reiher ein Schwein, viele Perlenschnüre und zwei Lavalavas. Vergnügt zog damit der Mann ab, ging zum Hause der klugen Spinne und sprach: „Singi, die Braut des weißen Reihers Mele ist sehr krank; gehe doch, bitte, hin nnd mache sie wieder gesund." Die Spinne war auch sogleich bereit und bat: „Ach bitte, laß mich auf Deinen Rücken kriechen und trage mich zu der Kranken; denn wenn mich das Huhn träfe, würde es mich aufpicken." Der Mann aber lachte die Spinne aus und glaubte, sie sei nur zu faul zum Gehen. „Was sollte Dir das Huhn wohl tun?" „Hast Du nicht gehört, wie das Huhn austrommeln ließ, daß es alles fressen würde, was ihm von Käfern in den Weg laufen würde?" Da der Mann sich also weigerte, so nahm die Spinne, die Medizinkräuter unter den Arm und ging nun selbst. Doch auf dem Wege begegnete ihr das Huhn, und sie lief schnell in den Busch. (Wald.) Das Huhn aber entdeckte ihre Spur, fand die Spinne doch, rief ihre Kinder herbei und fraß mit ihnen die Spinne auf.

Der Reiher wartete lange Zeit auf die Medizin. Endlich ward er zornig und wollte sich die Geschenke von dem Manne wiederholen. Da fand er unterwegs die Medizinkräuter nebst einem Brief. In dem Brief stand, daß die Spinne zu Singi gehen wolle mit der heilbringenden Medizin.

Der Reiher ging nun nach Hause. — Hier fand er seine kleine Braut tot vor. — Seit der Zeit haßte er das Huhn sehr, weil es die Schuld trug, daß seine Singi gestorben war. Er sagte zu den andern großen Vögeln und den Vierfüßlern: „Wenn Ihr das Huhn oder eines seiner Sippschaft seht, so tötet es und freßt es auf."

Daher kommt es, daß das Huhn so scheu um sich sieht, ob es keinen seiner Feinde erblicke. Es fürchtet sich sehr vor ihnen und versteckt sich.





Regierungsschule. Rudolf Bell's Haus.

Blick von Manga Bell's Palast. (Hinten der Wuri mit einem Woermanndampfer.)

11. Kapitel.

In der Regierungsschule.

Schon längst hatte ich den Wunsch, in eine hiesige Schule zu gehen, um meine kleinen Freunde als ABC-Schützen zu beobachten. Hans hatte nun dem Lehrer von der Regierungsschule Bescheid gesagt, daß wir nächstens einmal kommen würden. Und so machten wir uns, d. h. zwei Schwestern und ich, auf und gingen in die sehr zweckmäßig und luftig am Ufer angelegte Schule, wo wir von dem Lehrer Sch., einem sehr sympathischen süddeutschen Herrn, empfangen wurden, der schon 5 Jahre in Ostafrika gewesen war. Sobald wir die Klasse betraten, standen sämtliche Jungen wie ein Mann auf, und im Chorus erklang mit harten Kehllauten ein kräftiges „Gutten Morrgen"! Wir hörten von den zwei Klassenstufen, die in einem Raum zugleich unterrichtet werden, wechselseitig die Leistungen in den verschiedensten Fächern des Unterrichts und waren ganz erstaunt über das tatsächlich reichhaltige Wissen. Die meisten Fragen waren so schwer, daß wir uns oft wunderten, daß die Kinder keine Antwort schuldig blieben. Am meisten erstaunte ich über die schwierigen Fragen in der deutschen Grammatik, und wie wunderschön sie im Satz darauf Bescheid wußten. Der Durchschnitts-Volksschüler bei uns hätte es tatsächlich nicht gewußt. Dann exerzierte der Lehrer schwieriges Bruchrechnen; sie lösten die Aufgabe zum Teil viel schneller im Kopf, als wir früher in der Schule schriftlich. Im Nu sagten sie die Faktoren irgend einer beliebigen Zahl, nehmen wir an 72. $2 \times 36 = 72$, $3 \times 24 = 72$ usw. bis $8 \times 9 = 72$. Das ging so schnell, daß wir kaum folgen konnten. Ebenso tüchtig waren sie in der Geographie; sie wußten von jedem Fluß, wo er entspringt und mündet. Ebenso kannten sie die Höhen von den unglaublichsten Bergen; ich war sprachlos. Ihre Schönschreibehefte waren zum Teil kalligraphische Musterexemplare. Als sie dann zuletzt noch zwei dreistimmige Lieder sangen, z. B. das Lied: „Leise, leise fromme Weise" und „Wer hat dich, du schöner Wald", so schön und mit solcher Inbrunst, da war ich ganz gerührt. Keinen Blick wandten sie von ihrem Lehrer, und als die ersten Töne erklangen, kamen noch viele kleine, noch nicht „schulpflichtige" Negerkinder zutraulich herein, die bisher mäuschenstill in der offenen Tür gehockt hatten, und sangen andächtig mit. Man fühlte, daß sie dies aus alter Gewohnheit taten.

Herr Sch. wollte noch Turnen vorführen; aber die Schulzeit war schon längst überschritten. Doch gingen wir noch in die unterste Klasse, wo die Kleinsten von einem schwarzen Lehrer unterrichtet wurden. Sie saßen in einer Laubhütte, mit offenen Seitenwänden, auf langen Bänken, alle mit den Händen auf den bloßen Knieen. Als wir eintraten, riefen auch sie uns ein lautes, einstimmiges „Gutten Morrgen“! entgegen. Die kleinen Krabben sprachen so niedlich deutsch, sie hatten gerade Anschauungsunterricht, und antworteten so richtig, daß sie unsere helle Freude erregten. Zuletzt sangen sie noch „Heil dir im Siegeskranz“. Ihr glaubt garnicht, wie eigenartig es einen berührt, aus diesen schwarzen Kehlen solch vertraute Weisen und deutsche Laute zu vernehmen. -- Mit vielen Dankes- und Anerkennungsworten verabschiedeten wir uns und schlenderten in der weißblendenden Mittagssonnenglut den interessanten Besuch lebhaft erörternd, nach Hause. Hier empfingen mich die Jungen mit den Worten: Mami, Du möchtest schnell die Koffer packen lassen, Massa will mit Dir in eine andere country fahren; um 2 Uhr fährt die Pinaß.“ Ich wußte von nichts, fragte telephonisch an, was es denn eigentlich bedeute. Hans antwortete: „Ja, mach nur ganz fix, laß schnell Essen herrichten, nimm Zeug für zwei Tage und Proviant mit, ich muß zu einer Patientin. Um 2 Uhr fährt die kleine Barkasse ab nach Mangamba am Abo, dem linken Nebenarm des Wuriflusses.“ Schön! Schnell also das Essen besorgt! Es war ohnehin just Ebbe im Speiseschrank.

Als ganz besondere Neuigkeit gab es noch Krokodil-Eier, die uns aber nicht recht schmecken wollten. Wir hatten sie aus Suellaba vom Verwalter bekommen, der sie dort gefunden hatte und gekocht herschickte. Sie hatten eine pergamentartige weiße Haut. Des Gelbe schmeckte sehr sandig und etwas nach Fisch, das Weiße wird nie völlig steif wie bei anderen Eiern. Um 1 Uhr schickte ich drei Koffer mit den Trägern fort zur Anlegestelle. Es will hier immer etwas heißen, für einige Tage zu verreisen, da man für alles, auch Essen und Trinken, tüchtig fürsorgen muß, denn Gasthäuser gibt es hier im Busch nicht so häufig, wie in Eurem Busch, genannt Grunewald.



12. Kapitel.

Nach Mangamba am Abo-Flusse[1]

Hans wurde zu einer Missionsfrau gerufen, die im Wochenbett lag und dazu hohes Fieber bekommen hatte. Deswegen ging auch Schwester Anna mit.

Vergnügt und glücklich, mitfahren zu dürfen, bestiegen wir also die Pinasse, an der noch zwei Schleppboote mit einer Krankenbahre für den eventl. Transport ins Hospital befestigt wurden, und bald traf auch Frau H., die Schwester der Patientin, bei uns ein. Ihr Erscheinen dämpfte nun zwar die Freude von uns beiden übermütigen Mädchen etwas, denn die Aermste war doch sicher mit ihren Gedanken bei ihrer kranken Schwester, aber sie nahm es uns auch nicht übel, daß Schwester A. und ich ruhig schwärmten, wenn wir an den schönen Gegenden vorüberglitten.

Die Fahrt ging anfangs den Wuri hinauf, an Bonaberi vorbei und den malerisch gelegenen Sklavendörfern der Duala. Plötzlich riefen die Neger: „Luck out, Massa, there live Alligator". Ihre scharfen Augen entdeckten ihn sofort, weniger gute und geübte hätten ihn kaum neben den täuschend ähnlichen Wurzeln herausgefunden.

Wie bedauerten wir, daß keine Büchse mitgenommen war, lag doch der recht anständige Herr, der eine Länge von 2½ Meter haben mochte, so schön schußgerecht am Ufer, mit dem Kopf nach unten, um jeden Augenblick in die Fluten tauchen zu können. Trotzdem wir ganz nahe an ihm vorbeifuhren, ließ er sich nicht beirren, blinzelte nur verschmitzt mit dem linken Auge und schnarchte weiter. Unterwegs sahen wir denn noch mehrere, fast ebenso nahe. Man spricht übrigens so oft von den so viel schärferen Sinnen des Negers. Im allgemeinen sind diese nicht viel besser ausgebildet als beim Weißen, nur kombiniert er z. B. Bewegungen draußen in der Natur, die dem Weißen entgingen, mit dem Vorhandensein von Tieren, und bei näherem Hinsehen gewahrt er dann das Tier.

Sein Farbensinn ist auch nur mangelhaft. Für schwarz, braun, blau oder grau hat er nur einen Ausdruck.

Als wir nach einigen Stunden in den rechten Nebenarm, den Abo einbogen, kamen wir an der Stelle vorüber, wo vor sechs Jahren unsere

Marine-Matrosen den berühmten Angriff auf die dort wohnenden Stämme gemacht hatten. Es soll ein recht erbitterter Kampf gewesen sein, da die Neger viele Verhaue und Wolfsgruben angelegt hatten. Aus dem dichten Grün des ziemlich hoch gelegenen Ufers lugten hier und dort Hütten hervor, deren ehemals feindliche Bewohner scharenweise herbeigelaufen kamen, um unser für sie immerhin großes Fahrzeug und die weißen mamis grinsend zu betrachten.

Stetig enger wurde der Flußlauf, so daß wir dicht unter den Weinpalmen dahinstreiften, die ganz weit ins Land hinein bis über ein Meter hoch unter Wasser standen. Große weiße und rote trompetenförmige Blüten hingen an Baum und Strauch, umgaukelt von handgroßen, buntschillernden Schmetterlingen. Es war ein herrlicher Tag!

Je später es wurde, in je glutvollere und wärmere Farbe wurde alles getaucht. Am Abendhimmel segelten die Wolken stolz gleich einem Schwarm Flamingos dahin. Mit jeder Minute verschob sich die herrliche Szenerie. Unheimlich arbeitete die kleine Maschine gegen die reißende Strömung an, denn da jetzt noch Regenzeit ist, kommt sehr viel Wasser aus den Bergen.

Wir hatten noch ein großes Stück Wegs, und die Dunkelheit bricht so schnell herein. Viele Kanus kamen an uns vorbei. Soviel wir ihnen aber auch zuwinkten und riefen, daß sie an die Seite fahren sollten in irgend einen Kreck hinein, damit ihre flachen Boote nicht durch die Wellen unseres Kielwassers zum Kentern gebracht würden oder zu viel Wasser übernähmen, so sahen sie uns nur groß an, grienten höchstens, fuhren aber, die Gefahr nicht achtend, ruhig ihren alten Kurs weiter. Meistens aber hatten sie alsbald den Schaden, denn mehr als ein Boot schlug infolgedessen um. Die Neger aber sind ja sehr geschickte Schwimmer, und Kostbarkeiten führten sie nicht bei sich.

Die Ufer des Abo nahmen sich fast noch schöner und tropischer aus als die des Wuri. Merkwürdigerweise erschien das Wasser des Abo bedeutend dunkler als das des Wuri.

Mit Riesenschritten kam die dunkle Nacht aus den tiefen, stillen Schluchten herauf. Die undurchdringlichen, dicht bewachsenen Ufer rückten so nahe an einander, daß nur noch ein ganz schmaler heller Himmelsstreif über uns die Richtung des Weges kennzeichnete. Behutsam fuhr jetzt oder vielmehr tastete der schwarze Lotse vorwärts, dabei schon fortwährend rechts, links und unterwärts gegen vorstehende Aeste und Steine schrammend, bis der Führer schließlich erklärte, nicht weiter zu fahren, da sonst das Fahrzeug Schaden erlitte. Was tun, sprach Zeus? Wir waren immerhin noch etwa zwei Stunden von der Missionsstation entfernt, zu der Hans auf jeden Fall gelangen mußte. Der Mond ging erst in zwei Stunden

auf, falls es überhaupt klar blieb, was in dieser Uebergangszeit doch mehr als zweifelhaft war. Vorläufig aber lagen wir still. Der Anker wurde festgemacht und unser letzter Proviant verteilt. Etwas ließen wir jedoch als eisernen Bestand zurück, falls wir morgen früh noch nichts hatten. Vor 15 Minuten waren wir an einer Buschnegerfaktorei vorbeigekommen. Dorthin wurde nun ein Boot geschickt, damit wir noch zwei Windlaternen bekämen, denn mit einem Biwak im Freien hatten wir nicht gerechnet. Hans wollte versuchen, mit dem Kanu bis zur Station zu kommen, während wir Zurückbleibenden sehen sollten, am anderen Morgen weiter vorzudringen. Glücklicherweise war ein Neger bei uns, der schon öfter in dieser Gegend war und den Weg kannte. Dennoch sah ich das schmale, schwankende Boot, in dem außerdem Frau H., sowie die zwei Lazaretgehülfen niederhockten in unangenehmer Spannung in die dunkle Nacht dahinziehen. Der Führer des „Pfeil", ein erprobter alter Afrikaner, beruhigte uns, die Neger würden sich schon nicht verirren und die Bevölkerung sei friedlich. Nun galt es, in dem kleinen Fahrzeug, dessen allergrößter Teil von der Maschine eingenommen war, ein Nachtlager aufzuschlagen. So etwas unerhört Luxuriöses wie eine Kabine oder annähernd Aehnliches gab es natürlich nicht, sondern nur zwei schmale Holzbänke, die durch einen Sitz auf beiden Enden verbunden und durch ein Leinendach mit Vorhängen vor Sonne und Regen geschützt waren. Zum Glück hatten wir noch die große Krankenbahre im zweiten Schleppboot, die quer über den Maschinenkessel gelegt wurde, so daß Kopf- und Fußende über Bord ragten. Sie gab, nachdem das Kopfverdeck hochgeklappt war, ein mehr kühles, als bequemes Lager für den Führer ab, während wir sämtliche mitgenommenen Kleider und Decken auf den Bänken ausbreiteten.

Der Führer fuhr mit allen Jungen an Land, damit diese dort in den Hütten der Eingeborenen übernachteten, da durchaus kein Platz mehr für sie auf dem „Pfeil" war, auf dessen Rand sie während der Fahrt kauerten. Wir benutzten diese Zeit, um draußen in Gottes freier Natur Toilette zu machen. Unglücklicherweise begann es nun doch in Strömen vom Himmel zu gießen, so daß wir bald wieder zurückkletterten. Als der Führer mit dem schwarzen Lotsen zurückkehrte, versuchten wir uns zur Ruhe zu begeben.

Die Idee war gut, aber die Ausführung ließ viel zu wünschen übrig; trotzdem verhielt sich jeder ruhig, um den anderen nicht zu stören. — Am Verdeck schaukelte als schwache, einzige Lichtquelle die Steuerlaterne, die vergeblich gegen die Finsternis anzukämpfen versuchte. Hin und wieder hörte man das Wasser glucksen oder Zweige knacken, sonst nur das Atmen des schlafenden Waldes.

Man hätte jetzt schön einschlafen können, doch mit des Geschickes Mächten usw. Ich glaubte eine Ewigkeit so gelegen zu haben, als es plötzlich auf dem Wasser lebendig wurde. Eine Anzahl Kanus kamen näher, die zum Sonnabend-Markt nach Duala fuhren, und die Neger gröhlten ihren unvermeidlichen Gesang zu ihren Ruderschlägen. Viel romantischer würde es ja nun klingen, wenn ich etwa von einem räuberischen Ueberfall berichten könnte; doch geschah nichts dergleichen. Inzwischen war es klar geworden, der Mond blinkte durch das Blätterzelt, so daß die schlanken Palmen wie mit grünblauem Silber übersponnen schienen. Dazwischen hoben sich die mächtigen, hellstämmigen Baumwollbäume leuchtend ab.

Ueber allem aber schwebte bannend und verheißungsvoll ein raunender Erlkönig-Zauber; von fernher klang der heisere Schrei eines Raubvogels. Und welch ein leises Flüstern und Singen huscht mit den Mondesstrahlen durch das Gezweige! Es ist die herrlich schöne Sprache der unendlichen und ursprünglichen Natur dieser märchenhaften Wildnis, die einem Jeden bis tief ins Herz dringt und die man nie wieder vergißt. —

Wie lange ich so dem Urwaldweben und den Mysterien dieser herrlichen Tropennacht lauschte, — ich weiß es nicht. Plötzlich hörte man abermals taktmäßigen Ruder- oder richtiger Paddelschlag, diesmal ohne den üblichen Gesang. Da!, schlug es nicht mit einem Paddel an unseren „Pfeil!?, nun wieder, und Lichter hatten die Leute auch? Sollten wir etwa nun doch noch einer sehr unzeitgemäßen Beraubung anheimfallen? Wir lugten über die Reeling. Nanu, war dies nicht unser altes Boot, mit dem Hans und Fr. H. gefahren waren, und ein Weißer war auch drin, und drei Korbstühle? Ich rief: „Was wünschen Sie?“ „Ach entschuldigens, der Herr Doktor schickt mich und läßt fragen, ob Sie nicht lieber jetzt gleich mitkommen möchten, weils da hier so viele Moschkitos hat.“ Was, wir sollen hier jetzt, zumal der Mond schon wieder verschwunden ist, unser schönes Quartier aufgeben, wo wir so prachtvoll aufgehoben sind, der Moskitos wegen, von denen wir auch noch nicht einen zu sehen, geschweige denn zu fühlen bekommen haben? „Wie geht es aber vor allem der armen Patientin?“ „Ganz gut.“ „Also Schwester Anna muß nicht hinaufkommen? Gut, dann bleiben wir auch bis zum Morgen hier und fahren mit Sonnenaufgang weiter. Es tut mir nur Ihretwegen leid, daß Sie um Ihre Nachtruhe gekommen sind, aber wir sind hier wirklich besser aufgehoben, und der Weg durch den nassen, dunklen Wald hat auch wenig Verlockendes für sich.“ Meines Bruders Brief stellte es mir vollkommen anheim, jetzt zu kommen oder erst morgen. Er fürchtete nur, daß wir von Moskitos aufgefressen würden, da wir doch keine Netze mithatten. „Also grüßen Sie schön, und morgen ganz früh werden wir kommen, aber die feinen Sessel können Sie zu Hause behalten, ich will richtig Kanu fahren



Kanufahrt auf dem Wuri.

und nicht „so zurechtgemacht eingerichtet sein". Trotzdem er nun noch alle erdenklichen Ueberredungskünste anwandte, mußte der freundliche Missionar sich endlich zur Umkehr bequemen; doch tat er dies nicht, ohne zum Schluß noch mit zwei Flaschen heißen Kaffees und einem Tin Milch, Zucker und Zwieback herauszurücken, falls wir doch hierbleiben.

O, nun konnten wir ja in Saus und Braus leben! Am liebsten hätte ich gleich die eine Flasche Kaffee meinem großen Durst zum Opfer gebracht, aus kameradschaftlichem Gefühl aber bezwang ich dies Verlangen. Als die ersten grauen Streifen am Himmel auftauchten, wurden die Jungen wieder vom Lande abgeholt. Währenddessen versuchten wir unseren äußeren Menschen wieder in Ordnung zu bringen. Muß ein Bild zum malen gewesen sein, wie wir den einzigen großen Holzeimer aus dem Maschinenraum als Waschschüssel benutzten und gegenseitig Spiegelständer waren.

Wie schön mundete uns hiernach der im Kesselwasser gewärmte Kaffee. Stand doch unser „Frühstückstisch" in Mitten einer gar üppigen Wildnis, die tausendfach für den fehlenden Komfort entschädigte. Mittlerweile wurde der Kessel immer heißer, und als er nach einer Stunde genug Dampf auf hatte, versuchte J. mit dem „Pfeil" noch etwas weiter zu fahren, um nach einer halben Stunde aber einzusehen, daß es verlorene Liebesmüh war. Die vielen Stämme und Aeste im Wasser machten ein weiteres Vordringen unmöglich. Wir setzten uns daher in das um 6 Uhr zurückgekommene Kanu. Unsere Jungen kamen auch mit, und so glitten wir nun auf dem flachen, schwankenden „Seelenverkäufer" dicht unter Bäumen dahin und mußten oft rechts und links die Zweige aus unserem engsten Gesichtsfelde biegen. Vor allen Dingen überraschte mich die Blütenpracht, die sich auch bei unzähligen Wasserpflanzen fand, während Kamerun doch im allgemeinen ziemlich stiefmütterlich mit Flora's farbigen Kindern bedacht ist. Hier standen am Ufer meist Weinpalmen, deren Stämme durchschnittlich nicht hoch waren, sich aber mit ihren weiter ausladenden Kronen hier und da weit über den Wasserspiegel neigten. Das saftige Grün erhielt durch die Strahlen der noch schrägstehenden Sonne die allerschönste Beleuchtung. Die Natur schwelgte gleichsam in grünen Farbentönen in den zartesten Abstufungen und bot in dem sonnenschwülen, dichten Walde sowie dem goldig flimmernden Flusse ein entzückendes Bild. Nur hin und wieder eine schmale Schlucht, wo Lianen und Büsche den Einblick in das geheimnisvolle Innere weniger hemmten! Schon nach 1½ Stunden war die Anlagestelle nach Mangamba erreicht. Das Gelände ist hier hügelig. Vom Flußufer steigt der Weg allmählich bis zu der etwa 100 Meter hochgelegenen Station an und führt in etwa ¾ Stunden an Hütten vorbei. Vereinzelt fliegt einem noch der Dualagruß: nyètu-ssé-nyambe entgegen, obwohl im

allgemeinen der Dialekt hier von der Dualasprache schon ziemlich erheblich abweicht. Die letzte Wegstrecke war recht steil und von dem vielen Regen dermaßen schlüpfrig, daß man in dem Lehmboden nach drei Schritt vorwärts immer zwei zurückrutschte, wenn man nicht zufällig einen Stein als Stützpunkt erwischte. Endlich langten wir auf der Station an, begleitet von einem ganz gewaltig angewachsenen Schweif Neugieriger, die stumm aber aufmerksam all unsere Bewegungen beobachteten. Oben auf der Station wohnen zwei Missionsfamilien in einem ganz geräumigen Hause. — Die kranke Frau hatte einen 1½jährigen prächtigen Jungen, der, dort geboren, dem verrufenen Klima zum Trotz so rund, groß und kräftig war wie ein kleiner Dreijähriger. Er verdiente direkt auf die Kinderausstellung geschickt zu werden. Auch die andere Missionsfrau, selbst nur schmächtig, besaß ein niedliches starkes Mädchen von demselben Alter; beide Kinder hatten noch nie Malaria. —

Da Mangamba, wie ich schon andeutete, sich sehr weit hinstreckt — zählt es doch seine 4—5 Tausend Köpfe —, wird die Hauptschule von den Missionaren geführt, während unten im Dorf schwarze Lehrer unterrichten.

Bis in diesen entlegenen Winkel dringt nun die Mission vor, müht sich mit den verstockten Sündern ab und möchte ihnen das Seelenheil bringen; hoffentlich bringt es ihnen später auch einmal Nutzen und Segen. Zweifellos sind es teilweise noch Wechsel auf die Zukunft.

Meiner unmaßgeblichen Meinung nach ist es ein schwieriges Unternehmen bei der Kulturarbeit, die Neger durchaus und in erster Linie zu unserer Religion bekehren zu wollen, einer so schwer verständlichen Religion, für die sie in absehbarer Zeit kaum reif sein werden. So oberflächlich und äußerlich sie alle Segnungen der Kultur aufnehmen, so betrachten sie vielfach auch ihr Christentum nur als Mittel zum Zweck. Ja, es kommt doch nicht selten vor, daß sich die Neger vier- bis fünfmal taufen lassen. Dabei ist es ihnen ganz gleich, ob katholisch oder evangelisch. Ausschlaggebend ist nur, wo sie am meisten „dash" dafür bekommen, ein neues Gewand oder dgl. Außerdem sind sie dann auch vielfach der Sorge für ihre Kinder enthoben, deren sich die Missionen meistens annehmen. —

Da sitzen zu Hause nun so viele begeisterte sogenannte Missionsfreundinnen und stricken in ihren Vereinen einen dicken, wollenen Strumpf nach dem anderen für die armen, nackend herumlaufenden Wilden, und könnten doch ihre Zeit so tausendmal nutzbringender verwenden, indem sie Not und Elend in ihrer nächsten Umgebung zu lindern versuchten! Die liebe, glühende Tropensonne macht den Negern die Strümpfe auch wirklich entbehrlich. Ich habe, so lange ich unter den Negern wohnte, auch noch nicht einen Armen kennen gelernt, denn der

liebe Herrgott hatte schon von vorherein ein Einsehen mit ihnen und ließ, weil sie zu faul zum Arbeiten sind, das Land von selbst alles hervorbringen, was sie zur Lebensnotdurft und Nahrung gebrauchen. — Aber Handwerkerschulen sollte man so viele als möglich errichten und in ihnen die Neger vor allen Dingen mal erst zur Arbeit erziehen; in zweiter Linie dann ihren Aberglauben bekämpfen und ihre Sittlichkeit und Moral zu heben versuchen, vor allem auch dadurch, daß man ihnen selbst mit gutem Beispiel vorangeht. Der böse Geist aber, der z. B. im Rumfasse wohnt, hätte ihnen von vornherein unbekannt bleiben müssen.

Doch ich möchte nicht mißverstanden werden, als ob ich Gegnerin der Missionen selbst wäre. Das ist durchaus nicht der Fall.

Hans erzählte mir zu viel von Missionaren, die voll feuriger Begeisterung und lauteren Charakters in ihrem Berufe Lehrer und Kulturpioniere im besten Sinne des Wortes sind, die es verstehen, in Gleichnissen, die dem Verständnis der wilden Kulturkinder angepaßt sind, zu predigen, und durch Erziehung zur Arbeit die Neger dem christlichen Gedanken zugänglicher machen.

Ich möchte nur vor den sogenannten Missionsfanatikern und unpraktischen, bigotten Betbrüdern warnen.

Doch nach dieser kleinen Abschweifung zurück nach Mangamba.

Der armen Patientin ging es augenblicklich etwas besser, so daß, nachdem Hans seine ärztlichen Anordnungen getroffen, und wir dort zu Mittag gegessen hatten, sich die Karawane früher als vermutet wieder auf den Weg zum Ufer hinunterbegeben konnte. Leider hatte es während unseres Aufenthaltes fortwährend in Sturzbächen geregnet, daß uns die wundervolle Aussicht, die man sonst bei klarem Wetter nach den Kamerun- und Bakossibergen hat, versperrt blieb und wir nur den Blick auf die umliegenden nahen Berge und Schluchten genießen konnten. Fr. H. nahm den netten, äußerst lebhaften Knaben ihrer Schwester mit nach Duala. Herr J. war mit dem „Pfeil“ noch eine Strecke näher nach Mangamba herangefahren, da der Fluß inzwischen wieder bedeutend gestiegen war. Jetzt schlängelten wir uns wieder langsam durch die Kreeks zurück. Dicht vor uns flog eine Wildente auf, die in dieser Gegend als eine große Seltenheit angesehen wurde. Elefanten sowie Flußpferde sind hier schon ausgerottet.

Hierbei möchte ich erwähnen, daß erst kürzlich in Suellaba wieder ein Elefant geschossen wurde. Nach der sicherlich nicht übertriebenen Beschreibung muß es ein unheimlich großes Tier gewesen sein, zum mindesten 3½ Meter hoch mit mächtigen Zähnen. Gleich machte sich eine kleine Expedition auf, um vielleicht noch mehrere zu schießen, die jedoch mit negativem Erfolg zurückkehrte.

Spät am Abend liefen wir in den heimatlichen Hafen ein, begünstigt durch das schnell ablaufende Wasser. Die Sirene ließ vor Duala ihr lautes Signal ertönen, damit die Jungen an die Brücke kommen sollten, um uns in Empfang zu nehmen. Unsere Jungen hatten um die Erlaubnis gebeten, am Sonntag Nachmittag ein „big dinner“ in ihrem Hause veranstalten zu dürfen. Ich wünschte nur, Ihr hättet die Vorbereitungen dazu sehen sollen! Erstens hatten sie aus ihrer Stube alle Bettstellen nach draußen gebracht, drinnen alles sehr schön gereinigt und unten mit Wasser aufgescheuert. Zuletzt wurden sogar die Wellblechwände säuberlich mit grauer Oelfarbe gestrichen. Dies alles war aber schon Sonnabend von statten gegangen. Am Sonntag kamen nun lange Palmzweige dazu, die sie geschmackvoll arrangierten. Alle Koffer und Schränkchen waren mit bunten Decken und Lappen belegt, die sie über und über mit Photographien und Heiligenbildern bestellten. Ueber Arnolds und Binguas Betten befestigten sie schöne Gardinen (ausgediente Moskitonetze), die fenstershawlartig seitlich hochgehalten waren, und selbst hieran hatten sie unzählige Bilder festgesteckt. Große Blumensträuße standen in allen Ecken. Auf den sauber gemachten Betten lagen die hübschen Flickenkissen, die meine Kwedi noch genäht, und die ich den beiden geschenkt hatte. In der Mitte paradierte der mit einer ausrangierten Portiere bedeckte lange Tisch, darauf acht Gedecke, genau wie für „white man“, Messern, Gabeln, sowie Teelöfeln und Biergläser, in die Bingua selbstgeschriebene Tischkarten gesteckt hatte, ganz nach berühmtem Muster!

Nun fehlten ihm zur Vollständigkeit nur noch „napkins“ (Servietten). Als ich ihm acht Papierservietten schenkte, war er hoch beglückt. Trotzdem meinte er zuerst, die wären doch höchstens gut für ein Hotel oder zur christmass time, weil man sie nicht waschen könnte. Schließlich war er aber sehr stolz, daß er wenigstens die hatte und ordnete sie graziös in den Gläsern. Er vergaß sogar nicht die Streublumen auf der Tafel!

Ich tat noch ein Uebriges und schenkte ihnen eine Mark sowie einen Tin Heringe. Sie selbst hatten ein Huhn gekauft, das gabs dann als „country-chop“, d. h. Huhn mit Reis und spanischem Pfeffer in Palmöl gekocht, das auch die meisten Weißen sehr gern essen. Außerdem die Fische auf zweierlei Art bereitet und Bier, darauf Kaffee und Kakes. Ein Dutzend zierlicher, bunter Tassen, die Arnold außer dem verwendeten übrigen Geschirr zu eigen besitzt, bilden den Fond zu seinem eigenen künftigen Haushalt. — Dann aßen sie Orangen und Bananen, und hinterher boten sie in leeren Milchtins, die gleichzeitig als Aschbecher dienten, Cigaretten an.

Wenn sie mit einer alten Tischklingel, die sie irgendwo aufgestöbert hatten, einmal klingelten, erschien der „small smallboy“ (was so viel wie allergeringster Diener heißt), und bei zweimal nur der „smallboy“, die sie

beide zur Bedienung und zum Abwaschen angenommen hatten. Alle Teilnehmer erschienen in höchstem Dreß, d. h. schwarzen Anzügen mit bis an die Ohren reichenden Stehkragen, daß sie sich mit dem ganzen Oberkörper drehen mußten, wenn sie zur Seite blicken wollten, und bis auf die Finger reichenden Manschetten. Der allerfeinste trug sogar einen Tropenhelm mit Moskitoschutz, von dem er sich auch wärend des Essens nicht trennen konnte. Ein anderer hatte nagelneue gelbe Lederstiefel an, aber auf beiden war vorne auf dem kleinen Zeh ein kleines Loch wie ein Fünfpfennigstück groß ausgeschnitten. Ich sagte: „aber Quassi, Deine neuen Stiefel sind ja schon entzwei!“ „Nein, Mami, das muß so sein, sonst tun mir meine kleinen Finger an den Füßen weh!“ Ja, Hochmut will Zwang haben!

Bingua, der heute sein allerhochmütigstes Gesicht aufgesteckt hatte, tat es nicht anders als mit selbstverliehenen Orden geschmückt und alten Achselstücken von meines Bruders Uniform. Wenn es nicht auf seiner goldumrandeten Visitenkarte schwarz auf weiß verbürgt gewesen wäre, so hätte man schon von weitem in ihm den „Prinzen“ erkennen müssen. Das „Diner“ dauerte von 2—5 Uhr. Ach so, ich habe ja noch vergessen zu erwähnen, daß auch eine Negerin, Frau Maballi, als Ehrendame fungierte, die in all ihrer Stumpfsinnigkeit in ihrem feinsten geblümten Seidenkleide steif wie eine Drahtpuppe oben an der Tafel saß. (Weil ich doch auch immer obenan säße, meinten die Jungen, gehöre das so zum „guten Ton“.) Als ich gelegentlich hineinsah und mich erkundigte, wie es ihnen geschmeckt hätte, so fein hätten sie wohl noch nie gespeist, antworteten sie, ja, es wäre „fin too much“ (zu fein), sie hätten auch viermal gegessen!

Und aus welcher Veranlassung ward dieses Fest veranstaltet? Weil ihr Massa Oberstabsarzt geworden war! Von nun an titulierte mich Arnold selbstverständlich nur noch „Obermami“, sich selbst „Obercook“, war noch eingebildeter und fragte sich, ob er mit seinen alten Freunden überhaupt noch weiter verkehren könne! Heute haben die Jungen wieder alles in Ordnung gebracht.



13. Kapitel.

Im Süden Kameruns.

Mit Hans, der Material für Tieruntersuchungen sammeln will, und noch einigen anderen Herren bin ich für einige Tage hier in Kribi im Süden Kameruns, wo ich in der schön gelegenen katholischen Mission wohne und ganz entzückt von der herrlichen Umgebung bin.

Land und Leute interessieren mich ungeheuer.

Als ich heute früh Hans besuchen wollte, der im Unterkunftshause logiert, mußte ich eine lange Brücke passieren, die über den reißenden, gischtsprühenden Kribi-Fluß führt und war sehr stolz auf meine Seiltänzerleistung, denn die euphemistisch sogenannte „Brücke“ bestand eigentlich nur aus weitläufig parallel gelegten, schmalen, schwankenden Hölzern ohne Geländer. Tafeln auf beiden Seiten des Ufers wiesen darauf hin, daß man diesen gefährlichen Weg nur auf eigene Lebensgefahr hin beträte, die Verwaltung übernähme keine Garantie. (Inzwischen ist eine schöne Brücke dort gebaut.) Hier war es, wo im Jahre 1899 wenige Europäer in heldenhaftem Kampfe Mann gegen Mann die Brücke gegen 800 Bulis verteidigten, die in vollem Kriegsschmucke, d. h. mit phantastischer Tätowierung, weißer Bemalung und reich mit Federn geschmückt, plötzlich Kribi überfielen.

Nur mit größter Mühe gelang es, meine liebenswürdigen Wirtinnen, die Nonnen, noch vor den Unholden zu retten.

Ein katholischer Pater erhielt damals für seinen Mut den Schwerter-Orden.

Ein anderer schoß in der höchsten Not auf ein Pulverfaß, das ein Neger gerade aus einer brennenden Faktorei auf der Schulter rauben wollte. Ein Blitz, ein kleiner Mont Pelée, und entsetzt stob die von Blutdurst und Schnaps trunkene Horde auseinander. Es solle höchste Zeit gewesen sein.

Damals raubten die Neger auch viele Fässer mit denaturiertem Spiritus, an dessem Genuß viele bald darauf starben. Jetzt, sechs Jahre nach dieser abenteuerlichen Zeit, wandeln wir hier so friedlich an dieser Stätte vergangener Kämpfe, als ob nichts geschehen wäre.

Man vergißt eben in Afrika schnell alles Böse.

Eigenartig sollen die Volksverschiebungen in der letzten Zeit gewesen sein. Besonders ist es die große Volksfamilie der „Mpangwe“ aus dem Gebiet des Congo-Français, die seit einigen Jahren nach N.W. drängt, um zur Küste zu gelangen, und die dazwischen wohnenden Stämme vor sich aufrollt. Es sind richtige Menschenfresser, die längs des Rio Campo vor einigen Jahren schon in der Nähe von Campo die Küste erreichten und das Handelsmonopol der dazwischen wohnenden Stämme durchbrachen. Wären diese Mpangwe oder Fan nicht in so viele Stämme gespalten, die sich wiederum zum Teil gegenseitig auffutterten, so wäre die Gefahr für Weiße und Schwarze noch eine viel größere. Die Neger haben vor ihnen eine große Angst.

Aber wie wild sehen auch solche Brüder aus.

Vielfach feilen sie sich die Zähne spitz zu, so daß die Gestalten der Krieger im Waffenschmuck, die Haut mit farbigen Ton phantastisch bemalt und in merkwürdigem Haarschmuck einen äußerst abschreckenden Eindruck machen.

Kribi ist die Eingangspforte für das fruchtbare Hinterland, und von hier aus führt auch der erste und älteste Weg bis Jaunde und weiter ins Innere. Besonders im Bezirk Jaunde und Ebolowa sollen jetzt die Wege musterhaft angelegt sein.

Gelegentlich eines Besuches des Gefängnisses sahen wir selbst einen Fan-Krieger und ein Fan-Weib eingesperrt. Das waren also keine anlackierten und dressierten Menschenfresser. Der Kopfputz der Frau war so originell, daß ihn Hans ihr mit ihrer Erlaubnis mit einer Scheere abschneiden ließ. Die Haare waren alle so dicht mit einander durch Kunst und Natur verflochten und verfilzt, daß die ganze Frisur vollständig erhalten blieb. Sie wird, etwa auf eine halbe Kokosnußschale aufgeleimt, wieder einen Beitrag zu unserer ethnographischen Sammlung bilden. Das schwarze, krause Haar war von vorn nach hinten in unzählige, dünnen Zöpfe geflochten, die am Hinterkopf in einer steifabstehenden, helmartigen Kappe ihren Abschluß fanden. Rötlich gefärbte Kaurimuscheln, durch das Haar geflochten, umgaben den Kopf vorne diademartig. Der Schmuck des Mannes war ähnlich, nur endigte hier das Haar hinten in einer Anzahl lang herabhängender schmaler Zöpfe, in die Glasperlen eingeflochten waren. Mann und Weib hatten Messingringe an Armen und Beinen, sowie Glasperlenschnüre und kleine Amulette von Holz um den Hals.

Die Prozedur des Haarabschneidens ließ das mittelgroße Weib, ohne eine Miene zu verziehen, über sich ergehen, nachdem man ihr einige Tabakblätter versprochen hatte. —

Der Fankrieger war schlank und nicht übermäßig kräftig gebaut, sein Gesichtsausdruck war blöde. Jedoch merkte man an gelegentlichen kurzen, lauernden Seitenblicken, daß etwas Verstellung dabei war. Bald fing er an, am ganzen Körper zu zittern, nur um, wie unsere Begleiter übereinstimmend erklärten, unser Mitleid zu erregen. Ja, er war geradezu lächerlich anzusehen mit seiner künstlichen gebrochenen Haltung und den noch vorn schlaff herabhängenden Armen. Das alles hinderte aber nicht, daß er einer der gefährlichsten Halunken war, den es nur geben konnte. Bei ihm, wie bei allen diesen sechs Fuß hohen, fast ganz unbekleideten und sehr tätowierten Mpangwes waren die Schneidezähne spitz zugefeilt, was dem Munde wirklich etwas unbeschreiblich Wildes und Raubtierartiges verlieh. Da er auch schon zu wiederholten Malen den Faktoreien einen sehr unliebsamen Besuch aus Gelüsten nach fremdem Eigentum abgestattet hatte, war es gut, daß man ihn eng in Fußeisen geschlossen verwahrte. Ich kann mir auch wohl angenehmere Schicksale denken, als zu einem „Rostbeef" zugerichtet, den Appetit eines Kannibalenmagens zu befriedigen. Als er einem photographischen Apparate gegenübergestellt wurde, sah man in seinem Gesicht eine tötliche Angst aufsteigen, die er vergeblich zu unterdrücken versuchte. Sicher glaubte er, daß die vermeintliche Kanone im nächsten Augenblicke seine schwarze Seele in den Negerhimmel befördern würde. Als das nach Minuten ängstlichster Spannung nicht eintrat, kehrte bald wieder der alte blöde und stumpfsinnige Gesichtsausdruck zurück.

Der Stamm der Njem und der Jaunde, letztere durch den schon erwähnten tapferen Hauptmann Do. der deutschen Herrschaft endgültig untertan, sollen übrigens Verwandte dieser Mpangwe sein.

Aber unter welch abenteuerlichen Verhältnissen spielt sich auch heute noch vielfach das Leben hier ab!

Mir erzählte ein Kaufmann in Kribi, der früher in Campo tätig war, daß es ihm doch oft ein eigentümliches Gefühl war, wenn er abends in seiner weltentlegenen Faktorei über seine Geschäftsbücher geneigt saß, und aufblickend dann in das mehr oder weniger wohlwollend grinsende Antlitz eines solchen weiß bemalten und bewaffneten Urwaldteufels sah.

Für das Seelenleben dieser Kannibalen dürfte folgendes kleine Erlebnis interessant sein. Als eines Tages S. M. S. „Hyäne" vor Campo lag, wurde auf Ersuchen des Bezirksamtes in Kribi ein Mpangwe-Neger stark gefesselt an Bord gebracht.

Da es sich um einen äußerst gewalttätigen Menschen handelte, der schon mehrere Morde auf dem Gewissen hatte, sollte er in Kribi hingerichtet werden, weil man in Campo Unruhen fürchtete. Die Offiziersmesse saß gerade bei Tisch, als plötzlich auf Oberdeck ein großes Gelächter und Gejohle der Mannschaft entstand, und was war die Ursache? Eine Kan-

nibalenbraut stand im Evakostüm, vor Nässe triefend da, durchaus nicht scheu, sondern in ganz selbstverständlicher Haltung. Sie hatte die drei Seemeilen weite Strecke nicht gefürchtet und war trotz der ihr wohlbekannten Gefahr wegen der zahlreichen Haifische hinübergeschwommen, um ihren lieben Bräutigam zu begleiten. Eine schwarze aktivere Hero, als die Herrn Grillparzers! Natürlich wurde sie an Land zurückgeschafft.

Da fällt mir übrigens noch ein anderes Beispiel von Negerliebe ein.

Kürzlich wurde im Sanatorium Suellaba ein Duala-Neger als Arbeiter eingestellt, der sich anstellig und fleißig erwies, wirklich ein schwarzer Rabe unter viel schwärzeren Krähen. Ein hübsches Dualamädchen liebte ihn sehr, sollte aber nach dem Willen ihrer Eltern einem nichts weniger als vertrauenerweckend aussehenden anderen Dualamann, der schon den Kaufschilling erlegt hatte, verheiratet werden.

Trotzdem das Mädchen mit Gewalt und mit Schlägen von der Familie des anderen festgehalten wurde, entwich sie doch immer wieder. Auf den Knieen flehte sie jammernd, sie doch nicht dem ungeliebten Manne auszuliefern. Sie wolle sterben, wenn sie ihren Geliebten nicht bekäme.

Eines Tages war sie verschwunden.

Ihr Geliebter hatte sie in einem winzigen Kanu aus Suellaba zu sich geholt. Natürlich nun großes Geschrei der Familie des Gefoppten, großes Palaver im Eingeborenen-Schiedsgericht, wozu die beiden Ausreißer zu erscheinen hatten. Neue Szenen, neue Prügel und abermalige abenteuerliche Flucht! Das wiederholte sich noch zweimal, bis schließlich der Gefoppte mürbe wurde und schimpfend zurücktrat.

Im allgemeinen ist das Seelenleben der Neger viel zu oberflächlich, als daß eine seelische Vertiefung einer Leidenschaft für das Leben in unserem Sinne stattfinden könnte. — Wie das Meer an der Westküste Afrikas selten aufgewühlt wird von Stürmen, welche die Wogen kochend zerfetzen, bleibt auch das Seelenleben gleichmäßiger als das der Weißen. Die Tornados kommen verheerend, stürmend für eine halbe bis eine Stunde daher, der Wind braust, ein ohrenbetäubender Donner, daß die Erde manchmal zu bersten scheint, dann ein Dauerregen, und lachender Sonnenschein liegt wieder auf den Gefilden. So ist es auch mit dem Neger. Ausbrüche wildester Grausamkeit paaren sich mit kindlicher Heiterkeit oft in kurzer Zeit. Im allgemeinen scheint mir aber doch Heiterkeit sorgloser Art ein Hauptzug seines Charakters zu sein.

Hier in Kribi hatte ich auch das Glück, zwei Angehörige des sogenannten Zwergvolkes der Bangwelles zu sehen. Es waren ein Mann und ein Weib, die sich seit längerem einer Trägerkarawane von Ngumbas angeschlossen hatten.

Für gewöhnlich hausen diese Zwergmenschen, die auf einer unendlich niedrigen Kulturstufe stehen, in spärlichen Horden von zehn bis zwölf Menschen in dem riesigen Urwalde, der das Hinterland Südkameruns einnimmt. Scheu ziehen sie sich im großen ganzen auch von den übrigen Negerstämmen, von denen sie als „Buschmenschen" verachtet werden, zurück, allein von Jagd und den Früchten des Urwaldes lebend. Es sollen geschickte Jäger sein. Wirkliche Hütten bauen sich diese Kinder des Urwaldes garnicht.

Reinblütige Bangwelles sollen immer seltener werden, indem ihre Frauen schon mehrfach von Männern anderer Stämme geheiratet werden.

Man behauptet, daß sie mit den übrigen Zwergvölkern im Kongogebiet, mit den Akka Akka oder Tikki Tikki, die letzten kümmerlichen Ueberreste die Urbevölkerung Afrikas darstellen, die durch die Bantu-Neger zersprengt wurde. Wären wir der Karawane nicht zufällig auf einem Waldpfade begegnet, hätten wir die so überaus scheuen Bangwelles sicher nicht zu sehen bekommen, da sie sich nie bis zu den Wohnorten der Weißen heranwagen.

Als sie unserer ansichtig wurden, wollten sie sofort im für uns undurchdringlichen Urwald verschwinden. Die Ngumba aber, welche die zwei Bangwelle mit gutmütigem, überlegen sein sollendem Spott behandelten, hielten sie unter Geschrei und Gelächter fest und brachten die strampelnden Menschenkinder angeschleppt.

Es waren kleine, gelbbraune, schlecht genährte Menschen, die Frau zirka 140 cm hoch, der Mann etwa eine handbreit größer. Der Negertypus war eigentlich wenig ausgesprochen.

Die beiden Bangwelles hatten weniger stumpfe Nasen und weniger dicke Lippen als die Bantus, scheinbar auch weniger dichte Behaarung.

Hans bekam später durch Vermittelung des als Pflanzer und Sammler in Bipindi (im Hinterlande von Kribi) lebenden Herrn Z. einen Bangwelle-Schädel geschenkt, der gewisse anthropologische Eigentümlichkeiten zeigte.

Einer der begleitenden Ngumba konnte sich scheinbar gut mit den Bangwelles verständigen, aber trotzdem war nichts aus ihnen herauszubekommen.

Geld, das ich ihnen reichte, fand keine Gegenliebe, jedenfalls nahmen sie es nicht, weil sie es scheinbar garnicht kannten. Dagegen wurde Tabak, den wir von einem Ngumba kauften und dem Manne reichten, gierig aus der Hand gerissen.

Ich kann mir nicht helfen, sie kamen mir wie scheue Tiere vor. Mir taten die beiden schlotternden Gestalten leid, und wir ließen sie laufen, nachdem ihnen einige Blutströpfchen aus dem Ohr zur mikroskopischen

Blutuntersuchung entnommen war. (Beiläufig gesagt, erwiesen sie sich als nicht durch Blutschmarotzer infiziert.) Johlend, höhnend und lachend schrien die Ngumba hinter den enteilenden Gestalten her: „Bushmen! Bushmen!"

Welche Fülle von Selbstbewußtsein drückte sich in dem lebhaften Mienenspiel einzelner Ngumba aus. „Was willst du armer Schlucker auf der Welt, du elender Gauch, trolle dich," das sagten ihre Worte, ihre Mienen. Das ganze war ein köstliches Genreblid!

Es gibt eben nicht allein in Europa soziale Stufenleitern. —

Früher hielt im Süden Kameruns der Küstenstamm der Batanga und Mabea jeden direkten Handelsverkehr der Europäer an der Küste mit den Eingeborenen des Hinterlandes fern.

Jetzt ist dieses Monopol sowohl durch die schon erwähnten Mpangwe oder Fan-Völker, als auch durch die Europäer selbst durchbrochen worden.

Hunderte von Kilometern von der Küste entfernt sitzen jetzt bereits einzelne Kaufleute (Agenten der großen Küstenfirmen) in den Busch-Faktoreien, um vor allem den kostbaren Gummi aufzukaufen, oft genug auch in Lebensgefahr unter Kannibalenstämmen, die der deutschen Herrschaft noch garnicht unterworfen sind. Hier werden noch sehr große Gewinne von den einzelnen erzielt, wenn der Gummipreis auf dem Weltmarkt hoch ist, denn der Reichtum des Hinterlandes an Gummibäumen ist ein kolossaler.

Leider wird aber seitens der Eingeborenen, seitdem sie von den Weißen den Wert des Gummis kennen lernten, ein wilder Raubbau getrieben, indem die kostbaren Bäume vielfach einfach abgehauen werden, ohne daß für Nachpflanzungen Sorge getragen wird.

Die Regierung kann in diesen z. T. menschenöden Gegenden nicht überall sein, und eine Verbesserung der Verhältnisse ist eine außerordentlich schwierige. Mittlerweile aber sind Gummiausfuhrzölle errichtet.

Geldlöhnung war hier noch gänzlich unbekannt.

Jede Ware, z. B. Hüfttuch, Haumesser, Salzfisch, Salz usw. hat seinen festen Preis, an dem der Händler 50 bis 100 % verdient. Wenn also z. B. ein Träger monatlich 12 Mark Lohn erhält, bekommt er in Wirklichkeit nur den Wert von zirka 6 Mark. Die einsichtigen Kaufleute erkennen auch, daß bei diesem Handel für sie nur scheinbare und momentane Vorteile erwachsen, und daß die ganze Entwickelung auf die Barlöhnung hindrängt. Neuerdings wurde auch schon an einzelnen Orten dieser Gegend die Barzahlung eingeführt. Man darf wohl der Meinung sein, daß nur hier im Südgebiet, wo das kräftige und kriegerische Volk der Fan mit den Unterstämmen der Jaundes und Bulis herrscht, Unruhen möglich sind, da diese zahlreichen Stämme untereinander verwandt sind und viele alte Schutztruppensoldaten aufweisen. Denn obwohl der Handel schon

weit vorangeeilt ist, konnte die Regierung an eine militärische Besetzung jener ganzen Gegend aus Mangel an Mitteln gar nicht denken.

Die Regierung beabsichtigt auch, solche Gebiete, die noch nicht „sicher" sind, vorläufig für den Handel zu sperren.

Daß hier die Personenfrage hinsichtlich Besetzung der wichtigsten Verwaltungsstellen von der größten Bedeutung ist, liegt wohl auf der Hand.

Eine große Gefahr bilden die großen Handelskarawanen im Südbezirk erstens dadurch, daß sie vielfach der eingeborenen Bevölkerung an den Karawanenstraßen die Nahrungsmittel wegstehlen, so daß sich diese lieber in den undurchdringlichen Urwald zurückziehen, und zweitens, indem die Träger selber zur Landflucht und Vagabondage erzogen werden, statt ihre Farmen zu bestellen. Ich sah selber hier einige Karawanen, die zu über 50% aus Weibern bestanden, ja, z. T. aus säugenden Müttern. —

Haufen von kleinen und halbwüchsigen Kindern laufen als Mitläufer nebenher, die natürlich erst recht stehlen und nicht zuletzt dazu beitragen, daß Seuchen und Krankheiten weiter verbreitet werden.

So lange noch keine Eisenbahnen die einzelnen Orte verbinden, und daher Träger notwendig sind, ist es nötig, daß immer mehr Anpflanzungen von heimischen Kulturen längs der Karawanenstraßen angelegt werden, damit die Eingeborenen von den Verpflegungskosten entlastet werden. Jetzt wird streng darauf geachtet, daß schwache Frauen und Kinder nicht mehr zu solch schweren Diensten verwendet werden.

Wenn irgendwo eine Eisenbahn Kulturträger sein wird, so ist es in Südkamerun.

Auch dürften ohne äußerste Not die Leute ihre Heimat nicht verlassen, um wo anders Arbeit zu finden. Dadurch gehen dem Lande zu viele Arbeitskräfte verloren. Ich erinnere, daß einmal siebzig zum Skelett abgemagerte Buliarbeiter mit dem Regierungsdampfer von Viktoria ankamen, die von ihrer Arbeitsstelle weggelaufen waren, um nach Duala zu flüchten und von hier aus wieder in ihre Heimat zurückgesandt zu werden.

Stundenlang hätte ich den Gesprächen der Herren lauschen mögen, wenn diese für die Kolonie so hochbedeutsamen Fragen erörtert wurden. Vielleicht, daß noch mal eine Südbahn ganz in der Nähe der spanisch-französischen Grenze ins Innere geführt wird, um auch den Handel jener reichen Kolonien anzuziehen, wie es leider so erfolgreich der englischen Uganda-Bahn in Ostafrika gelungen ist. — Es müßten bis auf Weiteres auch nur Kaufleute zugelassen werden, deren Firmen allein schon eine gewisse Garantie für eine solide Ausführung des Handels geben. — Einzelne Elefantenjäger und Glücksritter, denen das Leben des einzelnen Negers gänzlich gleichgiltig ist, müßten natürlich ausgeschaltet werden.

Oft auch hörte ich die Herren Parallelen ziehen zwischen dem schneller aufgeblühten schönen Togoland und Kamerun, aber da darf man nicht vergessen, daß das Gouvernement von Kamerun viel schwierigere Aufgaben zu bewältigen hat. Erstens ist die Bevölkerung Togos eine viel intelligentere und unter sich gleichartigere, und zweitens ist das Land als solches räumlich kleiner und landschaftlich gleicher, daher übersichtlicher. Auch ist es in Kamerun mit dem Wegebau infolge der weiten Urwälder und Gebirge schlechter bestellt.

Was in dem einen Lande geschaffen und verlangt wird, kann man deswegen nicht auch gleich in einem anderen durchsetzen.

Gestern waren wir in Groß Batanga, wo wir in einem Ziegenstall eine sinnreich konstruierte Leopardenfalle aufgestellt fanden, bei welcher das Raubtier, wenn es zu dem Köder gelangen will, mittelst seiner eigenen Schwere den beweglichen Boden niederdrückt, der gleichzeitig durch einen Mechanismus die Tür schließt. Auf diese Weise ist das Tier ohne Verletzung in einem transportablen Käfig.

Im ganzen jedoch ist der Süden Kameruns arm an Vieh, und auch Märkte wurden in Kribi bisher noch nicht abgehalten.

In Groß-Batanga sahen wir auch schüchterne Anpflanzungsversuche der Eingeborenen mit Kakao.

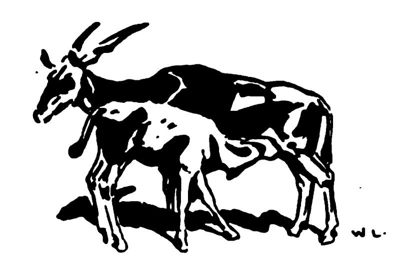
Die Häuptlinge Matolla und Boballa scheinen einige von den intelligenten Leuten zu sein. Hans interessierte sich nämlich hier für eine kleine Rinderheerde von zirka 22 Köpfen, die halbwild herumlief. Es kostete unendliche Mühe, nur ein Drittel der Tiere zu Blutuntersuchungen einzufangen. Ungeschickter als die Neger kann man mit Tieren nicht umgehen, und sind sie auch ziemlich roh zu ihnen. Ein erheblicher Teil der Tiere zeigte sich auch hier infiziert durch die chronische Form einer Art Tse-tse-Krankheit, deren Erreger mit dem der Schlafkrankheit nahe verwandt ist. Als Hans auch ein Kälbchen fand mit einer ganz neuen Art von Blutparasiten, wollte er das Kälbchen Matolla abkaufen. Trotzdem er ihm höchste Preise bot, lehnte Matolla doch ab. Um so erstaunter waren wir beide, als Matolla, nachdem ihm gesagt wurde, daß das Kälbchen zu wissenschaftlichen Beobachtungen gebraucht würde, nun durchaus keine Bezahlung annehmen und das Tier verschenken wollte, „denn solche Bestrebungen müsse man unterstützen“! Ich weiß von Hans, daß er bei gelegentlichen ähnlichen Untersuchungen von Mensch und Tier bei den Bauern in Deutschland oft weniger Verständnis und Unterstützung fand.

!

Von Batanga aus gingen wir am Strande entlang zu einem prächtigen Wasserfall, der aus beträchtlicher Höhe über Felsen stürzend sich wildrauschend direkt ins Meer ergießt.

Eine kleine Landzunge reicht etwa 50 Meter weit ins Meer hinein, aber dennoch kann man von ihr aus den imposanten Wasserfall seiner breiten Ausdehnung wegen nicht mit einem Blick überschauen.

Auf dem Nachhausewege sahen wir einige gewaltige Termitenhaufen, dessen Bewohner für die Bakokos einen delikaten Leckerbissen bedeuten.



14. Kapitel.

Eine Flußpferdjagd.

Vor dem Njongflusse, nördlich von Kribi, lagen wir fast drei Viertelstunden entfernt von der Küste auf Rhede. Das Schiff schlingerte erheblich, sodaß wir uns alle auf den Aufenthalt an Land freuten. In weiter Ferne sah man nur wenige kleine Häuschen aus dem Küstenwald emportauchen. Wir hatten eine für diese Küste ungewöhnlich stürmische Ueberfahrt. Selbst in Togo ging das Landen sanfter vor sich, und außerdem regnete es in Strömen. Wie bei fast allen afrikanischen Flüssen besteht nämlich auch vor der Mündung des Njongflusses eine Barre. Unser Kutter, der uns zu einer der Faktoreien an Land befördern sollte, war sehr stark eigens für die Brandung gebaut. Da Springflut war, ging die See recht hoch und „kämmte“ stark. Der Wind wehte auf Land zu. Die Mannschaft bestand aus kräftigen Krujungen in ganz kleidsamer gelber Tracht, mit rotem Fez und Kniehosen. Der Führer, ein herkulisch gebauter Neger, stand aufrecht hinten im Boot und benutzte sein Ruder als Steuer. Seine Züge waren unbeweglich, drückten aber doch die gespannteste Aufmerksamkeit aus. Gleichmäßig tauchten die kurzen, schaufelartigen, vorn breiten, mit drei Spitzen versehenen Pagaien (Ruder) ins Wasser; dazu ertönten die eigenartigen Taktrufe der Neger, wie: „tahi-bs! „tahi-bs! fúm-ere! fúm-ere!“ usw.

Kam eine besonders hohe See, so pullten sie nur langsam, um sich nachher wieder voll ins Zeug zu legen. Das lebhaft bewegliche Minenspiel und das unglaubliche Kauderwälsch der schwarzen Gesellen belustigten uns ungemein. Mehrfach wurden wir dann mit freundlichem Grinsen gefragt, ob sie auch Dasch (d. h. Trinkgeld) bekämen. Vor der Brandung ruhten sie sich erst etwas aus, damit sie für die kommenden Minuten ihre volle Kraft einsetzen konnten. Der Führer schaute sich mit prüfendem Auge und zusammengepreßten Lippen nach den drei großen Brechern um, die hier immer dicht hintereinander kommen. Man muß diese erst vorbeilassen und dann mit voller Macht lospullen. — Da sahen wir sie auch schon kommen, die mächtigen Wellenberge, die unser Boot sofort erfaßten und steil emporhoben, um es im nächsten Moment in die Tiefe des Wellentales hinabzuschleudern, alles mit einer Geschwindigkeit, daß einem die Sinne

vergehen konnten! — Als wir dreimal auf die Wellenkämme und dreimal in die Tiefe gerissen waren, sahen wir in geringer Entfernung vor uns, wie sich die Massen, ein Gemisch von Wasser und Gischt, mit donnerähnlichem Getöse weit auf das Ufer hinauf wälzten. — Plötzlich kam neues Leben in die Gesellschaft! Wie die besessenen Teufel schrieen sie los, um sich damit gegenseitig beim Rudern anzufeuern. Da — ein neuer Wellenberg! Mit fabelhafter Gewalt wurden wir vorwärts geschleudert! Wenn jetzt der Steuermann nicht scharf aufpaßt oder das Boot breitseits vor den Wellen zu stehen kommt, kentern wir mit unfehlbarer Sicherheit, um dann im günstigsten Falle nach einem Wellenbade an Land gespült zu werden, oder aber von Haifischen, deren dreieckige Rückenflosse hier öfter zum Schrecken der Eingeborenen auftauchen, angeknabbert zu werden. Auch kann das Boot uns beim Umschlagen verletzen oder ein Brecher mit seinem gewaltigen Gewicht den Schädel treffen und eine Betäubung herbeiführen. Das waren also unsere zweifelhaften Aussichten. — Doch unser Steuerer verstand sein Handwerk. Nachdem auch diese Welle vor uns gebrochen war, bedurfte es nur noch einiger Sekunden angestrengtesten Pullens, und das Boot saß auf dem Strande. Im Augenblick waren wir auch schon von kräftigen, schwarzen Armen herausgehoben, denn ein neuer Brecher nahte.

Ich muß gestehen, es war für mich ein eigenartiges, großes, wundervolles Gefühl, so in rasender Fahrt auf den Wellen dahin, herauf und herab zu sausen.

Für Damen mit schwachen Nerven mag es vielleicht doch ein zweifelhaftes Vergnügen sein. — Zu meiner Freude klärte sich das Wetter auf, sodaß wir zu Zweien in einem großen Kriegskanu, das uns ein Kaufmann in liebenswürdiger Weise zur Verfügung stellte, den Fluß aufwärts fahren konnten bis in die Nähe der ersten Schnellen, nach Japitistadt.

Im Hinterlande ist der mächtige Fluß mehrere hundert Kilometer schiffbar. — Die Landschaft war die der übrigen afrikanischen Ströme. Allmählich stieg die Sonne höher und höher. Das Geschrei der Affen und der Papageien wurde immer seltener. Ehe ich mich's versah, hatte Hans einen kleinen Makakus geschossen. Doch sagte er selber, daß er es nie wieder tun würde, da das Aeffchen sich wie ein angeschossenes kleines Kind geberdete, nach der wunden Brust fühlte und mit wehmütig traurigen Augen nach dem Schützen hinblickte.

Die übrige Beute bestand in einem Silberreiher, einem Schreiseeadler und einer Anzahl von prächtigen Eisvögeln.

Stundenlang waren wir nun schon auf dem Wasser, als plötzlich die Neger, die ohne ihren gewohnten Sang durch gleichmäßig leise Schläge der Paddeln das Boot vorwärts trieben, mit gedämpfter Stimme riefen: „Massa, look, water Bullok!“ Ich blickte auf, während gleichzeitig Hans wie elek-

trisiert aufstand, und sah nichts, als etwa 40 Schritte von uns entfernt, etwas auf dem Wasser schwimmen, das erst aussah wie eine Wasserratte. Gleich darauf sah ich, daß es nur die Schnauze von dem riesigen Haupte eines großen Flußpferdes gewesen war, das sich im nächsten Moment wie unwillig fragend aus dem Wasser erhob. Hans ließ sofort das Boot halten und schoß zwischen Auge und Ohr in das Gehirn. Im nächsten Moment war das Tier verschwunden. Blitzschnell mußte das Boot einen Halbkreis um die Stelle beschreiben, wo das Tier untergetaucht, da bekanntlich angeschossene Flußpferde häufig Boote angreifen. Das waren aufregende Sekunden in dem schmalen Kanu! Und in der Tat tauchte der blutende Kopf dicht vor der Stelle auf, wo vorher das Boot gestanden. Hans gab ihm jetzt den zweiten Fangschuß, und mit einem mächtigen Ruck hob sich das ganze ungefüge Tier laut stöhnend aus dem Wasser, um im nächsten Moment klatschend auf den Rücken zu fallen. Sofort wurde es versinkend von der reißenden Strömung fortgetragen. Trotz allen Suchens fanden es die Neger erst einige Stunden später weiter unterhalb, als die beginnende Fäulnis das Tier in die Höhe getrieben hatte. Es war erstaunlich, wie jetzt mit einem Male der sonst so menschenleere Strand von Männern, Frauen und Kindern wimmelte, von denen jeder ängstlich bemüht war, möglichst große Fetzen Fleisch zu erhalten, das sie zum Teil halb roh verschlangen. Der Anblick des massigen Tieres, in dessen geöffneter, dämpfender Leibeshöhle sie sich mit den Haumessern wegen der besten Stücke fast bekämpften, war mir so scheußlich, daß wir diesen Ort afrikanischer Gefräßigkeit bald verließen. Man konnte wieder einmal so recht deutlich das unmäßige Tier, das im Neger schlummert, bemerken.

Zweifellos werden die Flußpferde, die früher noch ziemlich zahlreich waren, immer seltener. Wie lange — und auch ihre Stunde wird geschlagen haben. Das Elfenbein, das ihre Zähne darbieten, wird weniger hoch bewertet, als das der Elefanten.

Dies war also meine erste und letzte richtige Jagdpartie in Kamerun, um die mich manche beneideten.

Der Neger hat, wie wir übrigens mehrfach feststellen konnten, abergläubische Angst vor oft ganz ungefährlichen Tieren, z. B. ganz unschuldigen Eidechsen. Auch eine Art Blindschleiche, die mir als eine Amphisbäna vorgestellt wurde, erwies sich als gänzlich ungefährlich.

Einen wunderbaren Anblick gewährte es uns einige Male, eine der elegantesten Schlangen Afrikas, sogenannte grüne Dendraspis durch die Bäume sich schlängeln zu sehen. Es war, als wenn die Gesetze der Schwerkraft aufgehoben wären.

Gerade wegen der Schlangen geht der Neger fast nie des nachts aus, und doch hört man selten von Unglücksfällen durch Schlangenbisse. Viel-

leicht erklärt sich dies damit, daß gerade die gefährlichsten Schlangen, wie die Puffotter und die Hornviper, die sehr träge sind, fast nie ungereizt den Menschen angreifen.

Viele Tiere, wie der Leopard und vor allem Habichte und Schmarotzer-Milane, sind seine bittersten Feinde, da sie ihm seine Haustiere rauben. Speziell den Schmarotzer-Milan, gegen den der Neger, als schlechter Vogelschütze, fast wehrlos ist, haßt er von ganzer Seele.

In einem Dorfe am Mungo sah ich, wie das Schießen mehrerer Schmarotzer-Milane mit ohrenbetäubendem Jubel begrüßt wurde. Die ganze Bevölkerung stürzte sich wie auf Kommando auf die toten Vögel und rupfte ihnen die Federn aus. Jeder wollte sich eine Feder als Fetisch sichern.

Heute muß ich mich so kurz wie möglich fassen, denn ich schreibe dies, tapfer mit dem Tribut heischenden Aegir kämpfend, an Bord der „Herzogin Elisabeth". In einigen Stunden gehen wir in Longji vor Anker, wo wir den Heimatsdampfer treffen, der diese Zeilen mitnehmen soll; vorher möchte ich aber noch meine Weihnachtsbestellungen aufsetzen, damit alles rechtzeitig ankommt. Erschreckt, bitte, nicht über die lange Liste; aber ich würde mich so freuen, wenn Ihr mir alles besorgen möchtet.

Ich bin sehr neugierig, wie sich hier Weihnachten gestalten wird.

Auf den kleinen Stationen kamen die Neger in kleinen Einbäumen mit Post an unser Schiff. Es sah ganz possierlich aus, wie geschickt sie in solch einer Nußschale saßen. Die Boote sind nur für einen Mann berechnet, der auf einem viereckigen Holzblock sitzend, mit einem kurzen dreizackigen Paddel das kleine Fahrzeug beherrscht. Die Posttasche hat er auf dem Rücken, während die Beine im Wasser baumeln und zum Balanzieren und Steuern dienen.

Nicht selten suchen sich auch Haifische, die gerade in der Brandung sich häufig finden, solch Bein als willkommenen Leckerbissen aus. Hat das Boot zu viel Wasser eingenommen, so nimmt der Insasse seine breite Schaufel, Kokosnuß- oder Calabassenschale und schöpft mit unheimlicher Geschwindigkeit hinterrücks, ohne hinzusehen, das Wasser aus. Es sind wohl die verwegensten Seefahrer, die man sich denken kann!

Der Abschied von der Küste war wirklich rührend. Unzählige große und kleine Kinder kamen an den Strand gelaufen, um die weiße mami zu begleiten. Allen mußte ich die Hand geben und auf den Gruß nmbolo, — anmbolo („Ich grüße Dich", ich grüße Dich wieder") antworten. Alle acht Bootsleute kamen grinsend auf mich zugestürzt; jeder einzelne wollte mich ins Boot tragen.

Auf den kleinen Stationen gibt es ja selbstverständlich noch keine Molen, und da der Dampfer weit draußen vor Anker geht, werden die Passagiere überall mit starken Brandungsbooten ans Land gesetzt. Augenblick-

lich liegen wir vor Longji, das zwei Faktoreien (Woermann und Randad und Stein) aufweist. Die Küstenlandschaft bleibt im allgemeinen dieselbe. Im Hintergrunde etwas nach Süden, erhebt sich im blauen Dunst zart angedeutet der ziemlich hohe Elefantenberg, der tatsächlich mit Zuhilfenahme der Phantasie die Form eines liegenden Elefanten hat und eine gute Seemarke abgibt.

In der Nähe des Elefantenberges werden Eisenerze gefunden. Jedenfalls bereiteten dort die Neger für ihre vorsündflutlichen Vorderlader-Gewehre die Munition, indem sie das Eisen in kleine Stücke zerhacken und damit ihre Donnerbüchsen bis zur Mündung vollladen.

Es gibt natürlich fürchterliche Wunden, wenn das Gewehr aus nächster Nähe aus dem Busch abgefeuert wird und auch zufälligerweise sein Ziel trifft. Meist wird aber das Gewehr unter abgewendetem Gesicht mit beiden Händen zur Seite gestreckt und in der Richtung des vermuteten Feindes abgedrückt. Häufig zerspringt auch der Lauf und verletzt den Schützen nicht selten tötlich.

Trotzdem ist es unverständlich, warum sich nicht schon längst sämtliche europäische Kolonien der Westküste zum Einfuhr-Verbot von Gewehren zusammengeschlossen haben. Ein einziger Staat kann da nichts machen, da sonst durch Schmuggel doch viele Gewehre von den andern Kolonien über die Grenze gelangen.

Die Herren sind alle an Land gefahren und wollen die günstige Gelegenheit benutzen, einmal wieder im Meerwasser zu baden; denn hier ist das Wasser klar und haifischfrei.

Hans ist zu einem Patienten gerufen.

Hier ist die Regenzeit jetzt gerade auf ihrem Höhepunkt, während sie in Duala doch schon durch die Tornadozeit abgelöst ist. Wir haben das auch gehörig zu fühlen bekommen, als wir gestern zweimal bis auf die Haut eingeweicht wurden. — Der meteorologische Aequator liegt etwas nördlich von Kribi. Südlich von Kribi sind schon bedeutend abweichende Regenzeiten.

Mir tat es recht leid, in Longji nicht mit an Land gefahren zu sein. Die Herren waren reizend von Herrn F., dem Vertreter der Firma Randad & Stein, aufgenommen und kamen ganz begeistert an Bord zurück.

Außer dem Bulikopfputz haben wir noch zwei große Elefantenfüße mitgebracht, die jetzt fleißig in die Sonne zum Austrocknen gestellt werden, um vielleicht später einmal als Sektkühler oder Papierkörbe zurecht gemacht zu neuem Dienste anzutreten. Ferner habe ich einen hübsch geschnitzten Elefantenzahn geschenkt bekommen, sowie einen Häuptlingsszepter und die zierliche Nachbildung einer Flinte und einer Armbrust aus poliertem Ebenholz.

In Kribi haben wir uns übrigens von einem schwarzen Künstler mehrere herrliche, große Elfenbeinzähne schnitzen lassen.

Namentlich der eine Zahn gefällt mir ausgezeichnet, der einen menschlichen Arm darstellt, dessen fein ausgemeißelte Hand eine um den Arm geschlungene Schlange, unterhalb des Kopfes gefaßt, hält.

Unser größter Schatz jedoch ist in Duala eine echte kleine, für den Sammler äußerst kostbare Beninbronze, die Hans selbst von dem frühern König Mukeidos von Benin, dem gefangenen Staatspensionär der Engländer in Old Calabar, geschenkt bekommen hat. Die Herren schätzten ihren Wert auf etwa 2000 Mark. Sie stellt einen Beninkrieger in voller, feingearbeiteter Rüstung dar; doch sieht er dem „kleinen Cohn" oder einem Nußknacker verzweifelt ähnlich; er ist über 400 Jahre alt. Früher nahm man an, daß die Beninbronzen noch aus der Zeit der alten Phönizier stammten, als diese Afrika umsegelten. Neuerdings aber neigt man wohl zu der Meinung, daß die Portugiesen die Bronzebearbeitung dort eingeführt haben.

Auf jeden Fall sind sie jetzt dermaßen selten, daß man auf gewöhnliche Weise garkeine mehr bekommt. Dadurch steigt natürlich ihr Wert ganz bedeutend. Die kostbarsten der frühern Benin-Bronzen sind bekanntlich im Berliner anthropologischen Museum. Der frühere deutsche Consul Schmidt in Lagos rettete sie uns damals nach der Erstürmung von Benin durch die Engländer.

Aus Old Calabar stammen auch unsere Messingteller, die wunderhübsch gestanzt sind und zum Teil als Wandschmuck oder auch als Fruchtschalen dienen. Dieselben werden als flache, einfache Messingteller aus Deutschland eingeführt, um dann von den Eingeborenen recht geschmackvoll bearbeitet zu werden.

Mit größter Spannung lauschen wir jetzt den interessanten Schilderungen unseres verehrten Kommandeurs der Schutztruppe, Herrn Oberst M., von seinen früheren Zügen in „Südwest" und den dortigen Verhältnissen.

An schönen Nachmittagen fährt häufig seine schmucke Rikscha vor, in der er mich zur lustigen Spazierfahrt nach Deidostadt oder Beseke abholt.

Ich glaube, ich habe Euch noch garnicht einmal mit unserm lieben Beseke bekannt gemacht. — Einige Hütten, etwa eine gute halbe Stunde von Duala entfernt, lauschig im Grün versteckt, führen diesen Namen. Dort gibt es bei einem Neger „wundermild", sagen wir etwa dem Wirt „zur grünen Palme", stets schönen erfrischenden Mimbo, zu deutsch Palmwein, allerdings in einer Kalabasse von sehr fraglicher Reinlichkeit kredenzt.

Mbimba besorgt uns auch zuweilen solchen, der wirklich recht gut schmeckt. Er sieht fast aus wie Milch mit Sauerbrunnen und ist ziemlich alkoholhaltig. Die Oelpalmen werden zu diesem Zweck angebohrt, wie bei uns etwa die Birken, oder man fällt sie auch wohl ganz.

Heute aber stiegen wir nicht ab, sondern fuhren über den neu durchgelegten Weg, die sogenannte „Schleife“, wieder nach der Stadt zurück und statteten den katholischen Schwestern und Patres in Bonaku einen Besuch ab. — Jedesmal fällt mir auf diesem Wege besonders auf, ein wie wenig fremdländisches Gesicht gerade diese Gegend zeigt. Erinnerten nicht einzelne Palmen und Brotbäume hin und wieder an die Tropen, so könnte man sich wirklich in die norddeutsche Tiefebene versetzt denken.

Aus süßen Träumen geweckt, habe ich soeben für Hans abermals die Koffer gepackt und Butterbrote gestrichen. Er mußte wieder nach Mangamba hinauf, jetzt mitten in der Nacht, wie letzthin so häufig; zwei Missionare von der Basler Mission holten ihn ab. — Glücklicherweise brauchen sie nicht Kanu zu fahren, sondern haben ein Motorboot.

Mit dem Befinden der Missionsfrau ist es leider wieder schlimmer geworden; sie hat schwere Malaria dazu bekommen. Frau H. hatte am zweiten Tage, nachdem wir dort waren, ein Kanu benützen und nicht weniger als 16 Stunden in solchem Seelenverkäufer zubringen müssen; jedoch die Angst um ihre geliebte Schwester trieb sie hinauf. Was muß die Aermste wohl für Seelenpein ausgestanden haben! Aber traurig kehrten sie diesmal viel schneller heim, als man sie zurückerwartete. Ein Kanu kam ihnen schon eine Stunde vor Mangamba entgegen mit der Trauerbotschaft, daß die arme Frau soeben gestorben sei. Das Kind aber lebt und ist kräftig und gesund.

Und dennoch, trotzdem der wilde Geist dieses sonderbaren Himmelsstrichs rauh und hart manch junges, tatkräftiges Blut hinwegreißt, kann ich Euch nicht beschreiben, wie lieb ich dies Land habe. Nur ganz selten beschleicht mich ein Verlangen nach Europas übertünchter Höflichkeit; höchstens habe ich Sehnsucht nach einem schönen Konzert. Aber oft, wenn wir, wie jetzt wieder zur Zeit des Vollmondzaubers, draußen im Garten im kleinen Pavillon sitzen, das ganze Kamerunbecken mit dem gewaltigen Bergmassiv im Hintergrund, wenn die glitzernden Wellen in rhytmischem Sange gegen den Strand schlagen, wenn friedlich heimkehrende Fischer in Kanus ihre eigenartigen, fast immer gleichklingenden Lieder singen und so mit den Millionen Grillen und Cikaden die große feierliche Ruhe unterbrechen, dann weitet sich die Seele, das unruhige Herz findet hier Frieden. Man fühlt sich so frei, leicht und glücklich und wiederum so winzig klein. Wünschen und Begehren schweigen angesichts dieser erhabenen Größe und des Zaubers der Natur.

Wie die träumerischen Wellen fließen auch die Gedanken sanft ineinander. Der Kindheit sonniges Glück zieht dann wohl im Geist vorüber, auch die Tage des Kummers, des Leids und des Strebens. Neue Wellen tragen neue Wünsche und Hoffnungen herbei oder gaukeln uns Luftschlösser

tor. Der Schrei eines fliegenden Hundes bringt einen dann in die Wirklichkeit zurück. Es ist eine Stimmung, wie sie natürlich inniger und mächtiger Byron erfaßt haben muß, als er die Schönheit, das Unermeßliche und Unfaßbare des Weltmeeres so herrlich besang, oder wie sie uns Böcklin vorführt, wenn er die phantastischen Wunderwerke und die Poesie dieser Erde mit seinem Pinsel hervorzaubert. Natur, wer kann dich fassen in deiner Unendlichkeit?! Hier scheitert die kühnste Phantasie des Dichters, der Pinsel des genialsten Malers. Jeder wird dich anders ansehen und empfinden, jeder nur Besonderheiten herausgreifen.

Jetzt sind wir schon wieder in der Uebergangszeit; die vereinzelt noch aufziehenden Regen- und Gewitterstürme kommen meist vom Lande her, und es gibt wieder die wunderbarsten Sonnenuntergänge.

Heute spielte zum letzten Mal die Kapelle in so guter Besetzung. Der beste Flötenbläser, Missole, und der ehemalige Kapellmeister, Hans Makube, gehen leider ab. Ehe die anderen nun wieder so weit sind, dauert es noch ein Weilchen, aber die Neger sind ja sehr musikalisch und begreifen schnell.

Der Kommandeur der Truppe geht in einigen Tagen auf eine sechsmonatliche Expedition ins Innere, und nachher bleibt er wahrscheinlich auf der Militärstation Soppo, unterhalb von Buea, wohin auch zu unserem Leidwesen die Kapelle mitgehen würde.

Am Nachmittag erschlugen die Buli-Sträflinge unter vielem Lärm in unserem Garten ein immerhin selten vorkommendes Gürteltier, das sie in der Schlucht aufgestört hatten. Nachdem sie es Massa gezeigt, verzehrten sie das schrecklich stinkende Tier mit Wohlbehagen. Wenige Tage vorher wurden dicht hintereinander in der tiefen Schlucht neben unserem Hause zwei riesige Pythons (die Riesenschlangen Afrikas) gefangen. Die eine größere hatte die kolossale Länge von 7½ Meter und die Dicke eines starken Baumstammes. Die andere war fast ebenso lang, aber viel schlanker. Mir war es nachträglich noch ein höchst unangenehmes Gefühl, solange in unmittelbarer Nähe von solch scheußlichen Tieren gelebt zu haben. Allerdings sind sie ungiftig und sollen meist nur kleinere Tiere anfallen. Unsere Jungen hatten schon immer Räubergeschichten von dem Dasein kolossaler Schlangen in der Schlucht erzählt, die ich aber für Uebertreibungen hielt. Leider war bei beiden die Haut durch unzählige Hiebe mit Haumessern derart zerfetzt, daß es nicht lohnte, sie aufzuheben. Der Leib der großen zuckte noch stundenlang nach dem Tode. Er mußte von acht starken Männern fortgeschleppt werden. Am Abend gab es bei den Arbeitern ein großes Freudenessen mit Schlangenkoteletten, und als ich dann an die Schmortöpfe herantrat und fragte: „na, schmeckts?“ ertönte wie aus einem Munde der in freudiger Gier und von Schlangenfett glänzenden Leute die Antwort: „O, Mami, sweet too much.“.

In einer von den Jungen sinnreich angelegten einfachen Falle fing sich dieser Tage außerdem in unserem Garten eine riesige breitköpfige Wildkatze, die sich in ihrer rasenden Wut über die Gefangenschaft ihr ganzes Gesicht an den Drahtgittern zerschunden hatte. Da sie jegliche Nahrung verweigerte und sich zu ungebärdig betrug, ließen wir sie erschießen. Sie maß ohne ihren langen Schwanz 80 cm.

In der Nacht mußte bei den jungen Lazaretgehilfen, die nun in Anjus altem Hause wohnen und in Wahrheit einen Heidenlärm vollführten, Ruhe gestiftet werden. Sie hatten sich trotz scharfen Verbotes Rum verschafft, den die 12—15jährigen Knirpse natürlich nicht vertrugen und dann bald Mein und Dein nicht mehr auseinanderhalten konnten. Heute folgt nun großes Strafgericht.

Soeben telephoniert mir Hans, daß ich alles bereit machen soll zu einem Ausflug nach Yabassi, ganz in der Nähe der Quellen des Kamerun- oder Wuriflusses gelegen. Die Fahrt sollte zur Orientierung über die Viehfragen am oberen Wuri dienen. Wir fahren mit der Woermann-Barkasse hinauf und kommen in drei bis vier Tagen wieder. Jetzt ist sichere Aussicht auf schönes Wetter.

So, da hätten wir nun wieder die heimatlichen Penaten erreicht. War das schön in Yabassi!

Bei herrlichstem Wetter trafen wir nach achtstündiger Dampferfahrt in Yabassi ein, dessen weißschimmerndes Stationsgebäude, das auf einer Höhe von etwa 40 Meter über dem Flusse liegt, uns schon von weitem entgegenleuchtete.

Um diese Anhöhe gruppierten sich unten die verschiedenen Faktoreien, deren größte eben die von Herrn Schr. geleitete Woermann'sche ist, bei dem wir zu Gaste waren. Außer drei deutschen sind noch zwei englische Faktoreien dort, von R. W. King und John Holt.

Ein Offizier von S. M. S. „Habicht" fuhr auch mit, dessen Jagdeifer glücklicherweise gleich unterwegs in Aktion treten konnte, indem er einem etwa 2 Meter langen Krokodil, das am Strande in den Mangroven lag und ein Sonnenbad nahm, den Garaus machte. . Nach dem zweiten tötlichen Schuß ging das Tier ins Wasser, kam aber nicht wieder zum Vorschein.

Yabassi ist ein sehr wichtiger Handelspunkt, da er eine Ausgangsstation für das dahinter ansteigende innerafrikanische Hochplateau bildet. Die Faktoreien tauschen namentlich gegen Salz, Perlen, Tonpfeifen und Zeug die Landesprodukte ein, die hier hauptsächlich in Palmkernen, Oel und Elfenbein bestehen.

Es kann nur noch eine Frage naher Zukunft sein, daß von hier aus gute und sichere Karawanenstraßen nach dem Sultanat Bamum im Hinter-

lande führen werden, sowie über Muschi nach Joko und dem volk- und viehreichen Adamaua. Bisher ging der ganze Verkehr nach Adamaua entweder über den Benue, der den Engländern gehört, über die Balistraße oder Jaunde. Ein Blick auf die Karte zeigt, wie sehr sich das alles abkürzen ließe.

Auf das Liebenswürdigste wurden wir von den Ortsanwesenden, unter denen sich auch mehrere Engländer befanden, begrüßt.

Die in Kamerun lebenden Engländer fühlen sich übrigens sehr wohl, und werden so gut wie in ihren eigenen Kolonien behandelt.

Abends gingen wir alle zu der großartig angelegten Kegelbahn, wo ich tapfer mitspielend meine Kugel nicht schlechter schob, wie jeder andere Dilettant.

Es hatte sich die Kunde von unserer Anwesenheit schnell verbreitet, so daß unser Haus ständig von einer Schar schwarzer Neugieriger umlagert war.

Am anderen Morgen besuchten wir den Stationsleiter auf seiner hohen Burg, von der aus man das weite Wurital flußaufwärts übersehen kann.

Ich war ganz erstaunt, als ich die vielen großen Speicher der Faktoreien sah, wo dicht an dicht die Salzsäcke aufgespeichert lagern. Jährlich setzt allein die Woermann-Faktorei dort viele Tausende von Säcken Salz um, dazu kommen dann noch die anderen Faktoreien. Die dem Verkehr günstige wasserreiche Regenzeit muß fleißig ausgenutzt werden, um alle Lücken der Vorratsräume mit neuen Waren zu füllen, denn in der Trockenzeit liegen die Flußbetten, in denen sich jetzt die reißenden Wasser im Wettlauf überstürzen, um zum Meere zu gelangen, meilenweit völlig ausgetrocknet. Da für Lastwagen, die übrigens garnicht existieren, die Wege zu schlecht, ja unmöglich sind, und es ferner nur einige wenige Reitpferde gibt, so wandern eben all die abertausend Lasten viele Tausende von Meilen weit ins Land hinein bis auf weiteres auf den starken Köpfen der braven Neger. In den Tagen unseres Dortseins wurde wieder eine große Karawane aus dem Innern erwartet. die etwa 600—700 Mann stark sein, und zum Tauschen sehr weit aus dem Innern kommen sollte. Leider wurde es uns zu spät, sodaß wir sie nicht mehr erwarten konnten.

Nachmittags brachte uns die Pinasse noch bis hinauf zu den Stromschnellen. Der Wuri wird hier immer schmaler und von beiden Seiten treten die Gebirge heran, undurchdringlich dicht bewachsen mit Palmen, Lianen und Baumwollbäumen, die wiederum bis in die Kronen hinein mit tief herabhängenden Schlingpflanzen bezogen sind. Dicht vor den Stromschnellen befindet sich noch eine Faktorei. Sie liegt wie eine Warte hoch oben auf dem Randgebirge mit wundervoller Aussicht über weites Hochland und grün bewachsene Bergeskuppen.. Leider ist der Boden zum



Kameruner Bollwerksbrüder in Erwartung eines Dampfers.

Gartenbau nicht geeignet, so daß selbst die anspruchslosen Neger ihren Früchtebedarf vielfach ein bis zwei Tagemärsche aus dem Innern holen müssen.

Hier bestanden die Hütten der Eingeborenen zum Teil aus an der Sonne gebranntem Lehm, und sehr interessant waren die mehr als prähistorischen Verzierungen, die in Form von vertieft und zum Teil rotfarbig eingeritzten, aber äußerst charakteristischen, figürlichen Darstellungen die Wände von außen bedeckten. Ich vermute, daß diese Zierkunst, denn als solche kann man sie trotz ihrer Unbeholfenheit wohl bezeichnen, von den bedeutend höher entwickelten Völkerschaften Innerafrikas beeinflußt ist, die mit diesen Yabassileuten in Handelsverbindungen stehen.

Am nächsten Morgen kamen von allen Ecken und Enden die Herren der einzelnen Faktoreien zur Begrüßung herbei, und man mußte sich freuen, welch freundliches Einvernehmen alle verband. Ein Herr brachte noch eine wunderschöne Schlangenhaut mit von einer sehr giftigen, ungewöhnlich großen Puffotter, die er vor acht Tagen geschossen hatte. Die Haut zeigte schillernde Schuppen in dunkel- und hellbrauner Färbung, so daß sie wie die schönste Holzintarsia aussah.

Da sich leider auch hier das Kleinvieh als zu 50% durch eine Art Tse-tse-Krankheit verseucht herausgestellt, hatte man versucht, Rinder zu importieren. Doch auch diese erlagen innerhalb weniger Wochen derselben Krankheit. Daher wurde den Kaufleuten und Stationen der dringende Rat gegeben, das ganze Gelände, besonders in der Nähe des Flusses und Sumpfes von niedriger Vegetation frei zu halten, weil sich dort sonst die besten Entwickelungsbedingungen für die die Krankheit übertragenden Stechfliegen bieten würden.

Als, wie gesagt, die Karawane aus dem Innern trotz all unseres Wartens nicht kam, fuhren wir am vierten Tage wieder ab, von allen Herren und einem großen Troß Schwarzer bis an die Anlegestelle begleitet.

Lautlos glitt unser Schiffchen von der Ebbe stark getrieben an dem schwarzen Urwaldzauber vorbei.

Als wir um acht Uhr in Duala landeten, hieß es, unsere Jungen hätten mit der Rikscha von zwei bis sieben dort gewartet und seinen dann schließlich heimgezogen. Zuhause angelangt, mußten wir sie natürlich erst alle zusammentrommeln lassen.

Der junge Mann des Herrn Schr. aus Yabassi, der neulich noch so vergnügt war, ist heute schwer krank an Schwarzwasserfieber nach Duala ins Hospital eingeliefert worden. Er hat leider schon Nierenverstopfung und ist ein Todeskandidat.

Soeben erhalte ich die Meldung, daß auch Leutnant N., den wir noch heute früh zum Essen eingeladen hatten, plötzlich ebenfalls schweres

Schwarzwasserfieber bekommen hat. Die Schwestern erzählten mir, daß ein Schwarzwasserfieberkranker mehr Arbeit und Sorgfalt verlangt als 10 Typhöse. Es ist jetzt die schlimmste Zeit; das Hospital ist überfüllt, und außerdem liegt auch eine Schwester in hohem Fieber. Ein sehr interessanter aber trauriger Fall von Starrkrampf ist ferner im Hospital heute schon den zwölften Tag. Fast alle zwei Minuten bekommt er furchtbare Krämpfe. Hans hatte ihn mit Serum geimpft; ob er wohl durchkommt? Alle wundern sich, daß der Aermste noch lebt.

Dumpf und leise verhallend klingt ein Sterbeglöcklein! Es begleitet den jungen Mann aus Yabassi, der dem Schwarzwasserfieber in 5 Tagen zum Opfer fiel, auf seinem letzten Gange. Ich war zur katholischen Mission gefahren und sah mir von der Veranda der Patres den Trauerzug an, der sehr stattlich war, da die Herren vom „Wolf" und „Habicht" und die Matrosen auch folgten.

Es ist zu niederdrückend, wie schnell und manchmal fast ohne nachweisbare Ursache die Menschen erkranken. Heute rot, morgen tot, gilt hier mehr als irgend wo anders! Dann müssen diese jungen, blühenden Menschen inmitten all dieser Herrlichkeit und des goldigen Sonnenscheins für ewig zur Ruhe gehen und schlafen im kühlen Schatten düsterer Dracänen, den afrikanischen Trauerweiden, fern ihrer Heimat von kurzer Pilgerfahrt aus.

S. M. S. „Wolf" ist kürzlich von Kapstadt kommend wieder eingetroffen. Die Herren haben sich ja famos amüsiert. Sie erzählen viel von ihren und den Erlebnissen der vom Südpolarmeer kommenden „Gauß", die auch gerade in Kapstadt einlief, mit deren Herren man sie in Gesellschaft oft verwechselte. Auf die teilnahmsvolle Frage der Kapstädter z. B., ob sie auf ihrer beschwerlichen Reise nicht schrecklich gefroren hätten, meinten sie, das könnten sie nicht gerade sagen; — Kamerun sei doch im allgemeinen als ziemlich heiß bekannt, und man sehne sich im Gegenteil recht oft vergebens nach etwas Eis usw.

Gestern sah ich zum ersten Mal, wie eine Seekuh, Manga genannt, von unzähligem Volk unter großem Geschrei und Hallo an unserem Hause vorübergezogen wurde. Ich lief hinzu und sah nun ein unheimlich großes, plumpes Tier, von dem Aussehen eines mordshäßlichen, riesigen Seehunds mit weißlichgelbem Bauch, kleinen Augen, schwieligen, unten dicht mit kurzen Borsten besetzten Vordergliedmaßen und entsetzlich großem Maul. Die Seekühe halten sich nur im Brakwassergebiet der Küste auf und kommen sonst nur noch an der Ostküste Südamerikas vor. Es ist ein besonderes Privilegium bestimmter sogenannter adeliger Familien, dies Tier zu jagen. Es gilt nämlich als edles Wild und darf nur mit dem Speer erlegt werden, da es nicht waidgerecht wäre, es mit Pulver und Blei zu erlegen. Das ganze Dorf bekommt jedoch von dem Fleisch ab, und solch

ein lohnender Fang bedeutet für sie einen großen Festtag. Das gestrige Tier war ohne die schon am Strande abgehackte, halbmondförmige Schwanzflosse etwa 2½ Meter lang.

Starke Arme sind bald geschäftig dabei, diesen Koloß zu zerlegen. Mit großen Cutlassen und Aexten hauen sie Stück für Stück herunter. Hinter ihnen stehen die Verwandten, die gierig die für sie bestimmten Stücke an sich reißen, um damit zu verschwinden. Prügeleien sind dabei an der Tagesordnung. Wir ließen uns von dem Kotelett des Tieres einige Scheiben abschneiden, das tatsächlich Aehnlichkeit mit ganz fettem Schweinefleisch hatte. Das Fleisch schmeckt garnicht schlecht, man muß es nur ziemlich scharf würzen und braten lassen.

Die Seekuh heißt in der Dualasprache manga und mit ihrem zoologischen Namen manatus. Nach der Meinung der Gelehrten soll dies Tier längs der Küste des untergegangenen Erdteils Atlantis, zwischen Südamerika und Westafrika, von dem die Kanarischen Inseln noch die Ueberreste seien, sich verbreitet haben. Sonst können sie sich nicht erklären, wie diese ungeschickten Tiere den weiten Weg durch den Ozean hätten bewerkstelligen können. Nun, Papier ist ja geduldig.

Da unsere Jungen gestern wieder Chinin schlucken mußten, jammern sie heute alle nach Noten und sind zu nichts zu gebrauchen. Im Europäer- und Farbigen-Hospital ist fast völliger Stillstand der Arbeit dieserhalb. Selbst der sonst so vergnügte Arnold schleicht mit Trauermiene umher, so daß ich erst garnicht die Ursache wußte. Als ich ihn fragte, was mit ihm sei, gestand er, daß er lieber sterben würde, als nochmal solch Zeug zu nehmen, „all my skin hot me too much and in my head I have truble too much like a road.“ (All meine Haut schmerzt mich zu sehr, und in meinem Kopf habe ich Unruhe, als wäre darin ein Rad.) Ich versprach ihm eine „feine große Medizin“ zu machen, danach würde ihm schon besser werden. Meine „große Medizin“ besteht nämlich in dem unschuldigen, nie versagenden Ricinusöl, das die Neger leidenschaftlich gern nehmen. Der arme Arnold ist nur „zart besaitet“, auch vom Impfen wurde er sehr krank. Er sagte, seine „country medicin“ wäre viel besser, unsere Medizin „is only good for white men, black men have their own.“ (Ist nur gut für den weißen Mann, die Schwarzen haben ihre eigene.)

Bingua kommt heute und fragt mich: „mami, bitte sage mir doch, wieviel Pfennig hat wohl 20 Mark?“ Audule (der Kochjunge) sagt zwei Millionen, ist das wahr?“ „Nein, mein Junge, (und dabei ist er fast einen Kopf größer als ich) das stimmt nicht, das weißt Du doch selbst. Wieviel Pfennig hat eine Mark?“ Hundert Pfennige.“ „Ja, und zehn Mark?“ „Tausend Pfennige.“ „Na, und zwanzig Mark?“ „Zweitausend Pfennige, aha, danke. Siehst Du, Audule, Du sagst fasch, mami sagt zweitausend“

(das l läßt er regelmäßig aus). Kein Neger wird, wenn sie unter sich sind, mit seinem wahren Namen gerufen. Bingua heißt dann Kecke, Arnold nur Herr Graf von Oberndorf (ein beliebter früherer Bezirksamtmann). Unser anderer Junge, der Nachfolger von Kwedi, hat einen unaussprechlichen Namen, am ehesten klingt es wie Samyou. — Auch fast alle Weißen haben bei ihnen besondere Namen, die sie schwer verraten. Gewöhnlich steht dieser mit einer besonders hervorstechenden Eigenschaft oder Aeußerlichkeit in Verbindung. So gibt es z. B. einen „Hallar-massa“, d. h., der viel Lärm oder Hallo macht und immer schilt, aber in diesem Falle in Wirklichkeit ein sehr braver und äußerst beliebter Mann ist.

Die Jungen bekommen, wie auch die Lazarettgehilfen, am Ersten ihren Lohn, doch wird ihnen nicht alles ausgezahlt, sondern ein Teil davon gleich zur Baseler Missions-Sparkasse gebracht, um erstens törichte und sinnlose Einkäufe zu vermeiden, zweitens auch, und das gilt hauptsächlich für die Lazarettgehilfen, um sie mehr in der Hand zu haben, falls ein Diebstahl vorkommen sollte. Die Kleinsten müssen am Tage vor der Löhnung in ein Buch einschreiben, was sie sich kaufen wollen.

Wiederholt erlebten wir, daß die kleinen Sünder, nachdem sie kaum das Geld in die Hand gedrückt bekamen, schon mit unruhig zappelnden Beinen dastanden und dann, sowie sie sich unbeobachtet glaubten, in vollem Galopp zu einer Faktorei eilten, um sich dort, trotz Ermahnungen und Versprechungen, allerhand Tand zu kaufen, der für sie ganz nutzlos war. Eine besondere Vorliebe bestand immer für blinkende Gegenstände, mit denen sie sich putzen konnten. Bürsten, Spiegel, wertlose Tombakringe waren ein besonders begehrter Artikel.

Hat man ihnen gute Räume gegeben und stachelt sie an, es in Sauberkeit den Europäern gleich zu tun, dann sorgt schon ihre Eitelkeit dafür, daß sie sich bei ständiger Ueberwachung auch gut halten. Welch eine Fülle schöner, massivgebauter Häuschen sind allein in der Zeit meines Hierseins entstanden, in denen manche Negerfamilie hinter weiß gewaschenen Gardinen wohnt! Es ist keine Frage, daß in dieser Beziehung gerade die Angestellten aller Missionen, angeregt durch die wohlmeinenden Ermahnungen ihrer Oberen, ein schönes Beispiel gegeben haben. Es ist erstaunlich zu sehen, welch guten Einfluß es bei den Lazarettgehilfen hat, als sie letzthin einfache aber geschmackvolle Uniformen aus Kaki bekamen, und wie ein großer Wellblechschuppen, der früher als Unterkunftsraum für allerlei durchreisendes farbiges Gesindel diente, in Wohnungen mit Toiletten und Baderäumen umgebaut wurde. Jeder Verheiratete hat jetzt einen Raum für sich. Die Junggesellen wohnen zu Zweien und essen in einem besonderen Eßraume, für welchen die Bilder des Kaisers und der Kaiserin gestiftet wurden. Jeder hat einen, seinem Dienstalter entsprechenden, eigenen

Platz. Bestimmte Eßstunden wurden eingerichtet, morgens um sieben zum Tee, mittags um eins, abends um sieben. Früher war es vorgekommen, daß die Jungen aus Indolenz bis Mittag gehungert hatten, und die Folge davon war, daß sie schläfrig bei wichtigen Operationen dastanden. Alle solche Einrichtungen wirken zweifellos gut, wenn man dem Neger immer wieder unter die Nase reibt, daß das zu seinem Nutzen wäre, der Europäer hätte ja auch diese Gewohnheit und fühle sich dabei wohl. Es ist wirklich garnicht nötig, den Neger als unseren Bruder zu betrachten, aber man kann ihm doch als Mensch herzliche Teilnahme und Fürsorge angedeihen lassen. Dieses erkennt er in 99 % der Fälle dankbar an, und der Europäer hat den Nutzen davon.

Die europäische Hausfrau, die sich um nichts kümmert und dem Dienstboten keine Teilnahme entgegenbringt, kann sich ja auch nicht wundern, wenn ihr Verstocktheit und Trotz begegnen.

Gestern hatten wir großes Essen zu Ehren der „Wölfe" und „Habichte", bei dem es sehr lustig und fidel herging. Es tat der Stimmung auch keinen Abbruch, als plötzlich ein ungewöhnlich heftiger Tornado die halbe Veranda unter Wasser setzte, der uns in die Zimmer flüchten ließ und die Herren nötigte bis ½2 Uhr zu bleiben. Die Herren luden uns ein, doch am Sonntag zum Bordgottesdienst zu kommen. Wenn es schönes Wetter ist, gehen wir auch hin.

Die Mangoallee steht jetzt im schönsten Frühlingsschmuck. Alle jungen Blätter sind weinrot aus ihren Kapseln gebrochen und werden von Tag u Tag grüner. Alles ältere Grün sieht nach der Regenzeit auch so üppig und frisch aus, daß man schwer entscheiden kann, ob einem ein deutscher Wald besser gefällt oder diese Welt. Und doch läßt die tiefere, innere Poesie des deutschen Laub- und Tannenwaldes für viele die Großartigkeit der afrikanischen Baumriesen zurücktreten.

Der Berg mit seinen rötlichen Lavaschluchten, ja selbst das Gouvernementshaus in Buea ist nach dem letzten Tornado so klar von hier aus zu erkennen, wie nur ganz selten. Wir warten nur noch auf die kommenden Gewitter, da die bisherigen gegen das Reglement wenig Exotisches an sich hatten. Ich finde, man atmet viel freier auf, nachdem sich diese drohende, regenschwangere Dunstschicht, die sich namentlich um und über den Bergen zusammenzog, aufgelöst hat, daß man den Blick wieder ungehindert schweifen lassen kann, der bislang oft auf 80 Meter nichts deutlich erkannte.

Einige Herren vom „Wolf" waren vorgestern, während es hier so goß, gerade unterwegs nach dem Fako, den sie bis zur Spitze ersteigen wollten. Wie wir aber heute erfuhren, sind sie nur bis zur zweiten Unterkunftshütte unterhalb des Gipfels gekommen, also bis zum Plateau. Dort

hatten erstens alle Neger der Kälte wegen gestreikt weiter zu gehen. Auch sie selbst haben trotz doppelten Winterzeugs arg gefroren, und da sie mitten in den Regenwolken saßen ohne Aussicht, daß es bald aufhören würde, sind sie am zweiten Tage unverrichteter Sache wieder über Buea durch den Mungo-Kreek zurückgekehrt. Ich selbst habe noch keinen gesprochen, bin neugierig auf ihren Bericht.

Wenn ich während der Zeit, wo Hans seine große Buschtour macht, wieder in Mapanya oder Buea sein werde, will ich ganz sicher bis zur sogenannten Mannsquelle hinauf; bis zur Spitze ist es für mich doch wohl zu anstrengend. Ich habe mir schon aus Kakistoff ein sehr hübsches Buschkostüm genäht, Pluderhosen und Blusenjaket.

Konsul J.'s kamen gestern von ihrer kleineren Reise nach Sanakang am Croß-Flusse zurück. Sie waren des abends bei uns und erzählten viel Interessantes von ihren Erlebnissen. Auf ihren Wegen hatten sie glücklicherweise keine Aufstände bemerkt. Sie haben uns nette Geschenke mitgebracht. Für Hans Ebenholz der besten Qualität und für mich große, schön getriebene Bronzeteller und -Schalen in Calabararbeit und ein Kästchen in origineller Holzbrandmalerei. — In etwa vierzehn Tagen treten sie nun ihre große Expedition an nach Bamum, wohin sie mit 200 Mann mit Trägerlasten gehen, um mit dem Sultan von Bamum in Handelsverbindungen zu treten. Hauptsächlich bringen sie von dort Gummi herunter. Wie ich schon erwähnte, wird aber bis jetzt der beste und meiste Gummi aus dem Südbezirk exportiert, der ob seiner vorzüglichen Qualität sehr hoch im Preise steht.

Der stellvertretende Gouverneur, Herr E., kam gestern von Buea hier an. Nun läuft natürlich wieder alles wie in einem aufgerührten Ameisenhaufen geschäftig durcheinander. Morgen haben wir ihn zu Gaste, wobei all die Spitzen der einzelnen Behörden vertreten sein werden.

Kaiserin Geburtstag! Wie werden doch gerade diese patriotischen Festtage viel feierlicher in der Ferne begangen als in der Heimat. Um 6 Uhr fand das große „Wecken" statt. Um 8 Uhr war Flaggenparade auf beiden Kriegsschiffen und auf der Jacht „Herzogin Elisabeth". Die „Lucie Woermann" hatte ebenfalls bunt über die Toppen geflaggt. Sie liegt aber sehr weit draußen, so daß man die Farben in der glühenden, flimmernden Luft kaum unterscheiden kann. Um neun Uhr gingen wir und Schwester Anna in vollstem Staat zur Parade. Auf dem Polizeitruppen-Exerzierplatz hatten sich die beiden Kompanien aus Joss-Stadt und Bona-bela (Deidostadt) bereits vereinigt. Die Deidostädter, die mit Musik abgeholt worden, standen schon ausgerichtet in ihren neuen, grünlichen Versuchsuniformen und harrten der kommenden Dinge.

Mit der Schwester ging ich auf die Veranda des Polizeimeisters, von wo aus wir einen prächtigen strategischen Ueberblick über den Platz hatten.

Oberst M. erklärte mit kernigen, deutschen Worten die Bedeutung des heutigen Tages und brachte ein dreimaliges Hurrah auf unsere allergnädigste Landesmutter aus, in das die schwarzen Kehlen prompt einstimmten. Dann folgte Parademarsch, und im Bogen schwenkten beide Truppenteile wieder in ihre Quartiere ab, wo ihnen Extrarationen und Tabak zu Ehren des Tages zuteil wurden.

Um zwölf Uhr wurden auf beiden Kriegsschiffen je 21 Salutschüsse abgegeben. Heute Abend ist offizielles Festessen auf dem „Habicht", der nebenbei gesagt in wunderbarer „Weiße" erstrahlt, dieweilen in drei Wochen die Ablösung erwartet wird, und das Schiff doch in möglichst tadelloser Verfassung übergeben werden soll.

Hurrah! Heute Eure so lieben Zeilen erhalten. Wie war ich selig! Ich lief nachher gleich zu den Schwestern, um mit ihnen einen Freudentanz aufzuführen. Gespannt horcht alles auf den Signalschuß, wenn der fällige Dampfer endlich vor Anker gegangen ist. Aber noch stundenlang muß man dann oft auf die Postausgabe warten. Wie sind wir dankbar, daß es Euch gut geht, möge es immer so bleiben!

Glaubt nur ja nicht, daß mir mein Glück so in die Krone fährt, ach im Gegenteil, ich bin so dankbar für all das Schöne, was ich genießen darf und sage mir oft nur zum Trost: „Wem Gott will rechte Gunst erweisen, den schickt er in die weite Welt und will ihm seine Wunder weisen." Ja, und in welche Wunderwerke darf ich hier schauen!

Ich höre aus Euren lieben Zeilen doch immer eine kleine Besorgnis heraus, daß ich für unsere europäischen Verhältnisse am Ende vielleicht doch noch unbrauchbar würde. Es gibt wohl kaum einen Menschen, dem all der äußerliche Tand so gleichgiltig ist wie mir. Ich liebe zwar sehr alles Schöne, aber ich habe die glückliche Gabe, alles freudig genießen und bewundern, jedoch auch entbehren zu können. Wenn mich die Menschen hier nun etwas verwöhnen, so bleibe ich mir doch nach bestem Vermögen innerlich selber treu. Gerade hier ist ein sehr geeigneter Ort, wo der tiefinnerste Kern jedes Menschen zum Vorschein kommt. Hier, losgelöst von dem die besten Gefühle der Menschenbrust oft totschreienden Weltgetriebe der Heimat, zeigt sich der wahre Mensch in seiner nackten Kleinheit. Ach und wie viele sind dann so schwarz, schwärzer als ihre Negerbrüder, ich meine innerliche „Versager" trotz allen äußerlichen Firnisses und trotz mühsamer Dressur.

Afrika ist gefährlich aber auch Segen spendend. Es macht so dankbar und doppelt empfänglich für Liebes und wahrhaft Gutes, da man namentlich letzteres so selten antrifft. Hier muß sich alles schleierlos und

ungeschminkt zeigen, und da sieht man seinem lieben Nächsten gar bald in die linke Westentasche, und nur das Wahre, Echte und Natürliche hat Bestand.

Ich sagte Euch schon, daß Hans diesen Monat eine große Expedition hinter das Manenguba-Gebirge antreten wird zwecks Untersuchungen über die Menschen und Viehfragen in Kamerun, während welcher Zeit ich wieder ins Gebirge gehe, und zwar zu L.'s in Buea.

Ich habe den Proviant für die Expedition schon fertig gepackt. Ich wollte es lieber selbst besorgen, noch ehe ich am neunten via Victoria nach Buea gehe. Die Kisten stehen nun wie die Soldaten mit „Augen rechts" aufmarschiert auf der hinteren Veranda. Hans geht erst einen Tag nach mir auf seine Reise. Ihr könnt Euch garnicht denken, was alles für eine regelrechte Buschtour bedacht und mitgenommen werden muß. Zelt, Bett, Wäsche, Hausgerät, Medizin, Instrumente, Geschirr, Handwerkzeug, Essen und Getränke, sorgfältig erwogene Tauschartikel und weiß der liebe Himmel was noch alles. Und wenn man meint, alles eingepackt zu haben und es sind dann die Streichhölzer vergessen, sodaß man nicht kochen kann, oder man hat noch keine Lust, um ½7 bei einbrechender Nacht zur Ruhe zu gehen und möchte noch etwas lesen, und die Kerzen sind in keiner Box zu finden — — das sind höchst unangenehme Situationen. Für die boys und ihren Unterhalt muß auch in Gestalt von Reis, Salzfleisch und Stockfischen gesorgt und der Inhalt jeder Kiste hübsch auf doppelten Listen verzeichnet werden. Leider kann ich nicht bis zuletzt hier bleiben, weil ich dann keine Verbindung nach Victoria hätte, oder ich müßte drei Wochen auf den nächsten Dampfer warten.

Mitte nächsten Monats etwa kehren wir hoffentlich gesund wieder zurück.

Meine Lieben, ich denke eben daran, daß dies wohl schon der Weihnachtsbrief für Euch sein wird, und es tut mir so leid, Euch nichts von hier schicken zu können. Aber ist es nicht das schönste Geschenk und höchste Glück, daß es uns Allen bisher so gut gegangen ist, daß wir uns doch stets im Kontakt mit Euch wissen und das hohe Fest der Freude und Liebe im Geiste gemeinsam begehen? Uns ist noch absolut nicht weihnachtlich zu mute, im Gegenteil, es ist hier die schönste Frühlingsstimmung und alles außer Rand und Band vor Uebermut.

„Stell auf den Tisch die duftenden Reseden"; heute tue ich es mit Oleander, „Brennender Liebe" und großen gelben Trompetenblumen, dieweilen Hans heut just ein ganzes Jahr hier ist und alles, *selbst Weiberlaunen!* so gut ertragen hat.

Er wußte erst garnicht, was los war. Heute Nachmittag bekommt er sogar Festkuchen! Man muß ja die Feste feiern, wie sie fallen.



Grosse Hauptstrasse zwischen Bell- und Aquastadt. (Im Hintergrund die Missionsstation der kath. Patres.)

Uebrigens, Blumenvasen braucht Ihr nicht mehr zu schicken, ich habe große, grüne Einmachegläser mit roter Farbe und sezessionistischen Linien bezogen, die nun mit Van der Veldes neuesten Entwürfen wetteifern. Sie sehen pompös aus und fallen nicht so leicht um. Not macht erfinderisch.

Eben fliegt ein Schwarm grüner, sogenannter Mädchentauben und grauer, kreischender Papageien vorüber. Unten im Grase und Gebüsch tummeln sich unzählige Nectarinien und zwitschern im Verein mit kleinen Timalien ihrem Schöpfer zu. Es ist gerade morgens zu schön, da ist die Luft auch am klarsten. Wenn ich doch Worte finden könnte, um Euch ein deutliches Bild von unserem ganzen Leben zu entwerfen!

Mit diesem Dampfer kamen wieder viele neue Herren und leider auch eine recht traurige Nachricht. Der arme D., der hier, wie ich schon berichtete, wahnsinnig wurde und unter sanitärer Aufsicht nach Hause fuhr, ist unterwegs bald hinter Madaira gestorben. Es tut uns allen sehr leid um den tüchtigen Mann. Seine Mutter schrieb einen herzzerreißenden Brief, in dem sie um nähere Einzelheiten seiner letzten Tage bat.

Heute haben die „Wölfe" und „Habichte" feierlich Abschiedsbesuche gemacht, was den ganzen Nachmittag in Anspruch nahm. Ging ein „Wolf" zur Tür hinaus, so flogen zwei „Habichte" gleich weider herein. Ihre blendend weißen Schiffe hatten vom Großmast bis ins Wasser hinein hängende Heimatswimpel aufgemacht und unter klingendem Spiel „Muß i denn, muß i denn zum Städtlein hinaus" zogen sie an unserem Pavillon vorbei und machten vor der Barre fest, wo auch die „Eleonore" lag, welche die neue Besatzung herausgebracht hat. Nach feierlicher Uebergabe am zweiten Tage siedelten die neuen Herren über, und die alten gingen auf die „Eleonore". Jetzt sind „Wolf" und „Habicht" wieder in unserer Mitte. Morgen werden wir wohl die neuen Herren kennen lernen. Es ist ein ewiges Kommen und Gehen.

Die beiden alten Kommandanten haben uns für morgen Abend zum Essen auf die „Eleonore" gebeten. Hans mußte aber, da noch sehr viel für die Expedition zu erledigen war, dankend absagen.

Nirgends wohl, so wie hier gilt das Wort vom Augenblick, dem man nichts abschlagen soll, da keine Ewigkeit den Verlust zurückbringt. — Alles gilt dem Heute, wer weiß denn, ob die Sonne uns morgen noch scheint. Afrika hat heißen Boden, das merke ich immer mehr, je länger ich es kenne. Haltlose Charaktere werden rettungslos untergehen und tuns auch. Abenteurern jedoch, wie sie noch vor einigen Jahren möglich waren, ist doch mittlerweile der Boden zu heiß geworden.

Aber sehr traurig ist es, daß sich die Intrigue, diese häßlichste aller Giftpflanzen, selbst bis hierher verirrt hat und bedauerlicherweise mit tropischer Ueppigkeit gedeiht.

Ebenso engherzig und betrübend finde ich es, daß man sich, zumal in einer jungen Kolonie, wo die weiße Rasse doch wie eine große Familie zusammenhalten sollte, noch immer nicht von der Zopfigkeit des Klassengeistes freimachen kann, damit nur der wahre Menschenwert gewürdigt würde! Ich fürchte, selbst unsere im Humanitätsgeist großwerdenden Urenkel erleben das noch nicht. — Nun, dafür sind wir in den „Tropen". In den Kolonien anderer Nationen soll es ebenso sein. Glücklicherweise haben wir selber einen harmonischen Kreis und gestalten uns daher die Welt nach unserem Gefallen.



15. Kapitel

Der Europäer als „Afrikaner".

Ich sprach bisher von den jetzigen Afrikanern. Seien mir nun auch noch einige Worte über die „alten Afrikaner" gestattet. — Es muß eine eigenartige Sorte von Menschen gewesen sein, die in früherer Zeit, von Abenteuerlust erfüllt, hinauszogen in die Ferne, denen Deutschland zu enge wurde, meist eine Mischung von guten und weniger guten Eigenschaften, eine Art „afrikanischer Uebermenschen".

Aber Afrika war ihnen dennoch über. Alle diese Leute, welche ja tatsächlich die allerersten Pioniere waren, die sich vermaßen, Afrika zu zwingen, sie deckt jetzt die dunkle afrikanische Erde. Afrikas moderne Entwickelung ist dem Gedeihen von Originalen nicht mehr günstig. Die neueren Anschauungen, daß die Malaria durch Moskitos übertragen wird, und daß das Chinin die beste Gewähr für die Eroberung Afrikas ist, wollten jene Leute nicht wissen. So starben sie allmählich aus, wenn sie nicht vorzogen, sich auch zu modernisieren. Es müssen hochinteressante Naturen unter ihnen gewesen sein, denen der Begriff Furcht vollkommen fremd war. Vielleicht war die damalige Zeit interessanter, aber auch schauerlicher. Das Menschenleben galt wenig zu einer Zeit, wo in einem Jahre 12—17% und mehr der Europäer-Bevölkerung dahinstarben, gegen oft 0% der Jetztzeit, also mehr als in den blutigsten Kriegen. War es ein Wunder, daß eine gewisse Abstumpfung gegen Tod und Gefahr eintrat, wenn derjenige, mit dem man einige Tage vorher noch vergnügt zusammen gewesen war, auf der Totenbahre lag, wo man hörte, daß Männer, die man vor kurzem noch in schäumender Lebenslust gesehen hatte, durch die Eingeborenen unter grausamsten Qualen getötet wurden? So hatte auch Kamerun seine alte, aber doch vielleicht nicht gute Zeit. Und sprechen wir denn nicht auch ganz zu Unrecht von unserer alten, guten Zeit? Es wiederholt sich immer wieder alles im Leben.

Wie konnte in jener Zeit, wo das Lied von Baumbach: „Was die Welt morgen bringt, ob sie mir Sorgen bringt", das Leiblied der Kameruner wurde, wo der Tod monatlich weite Lücken riß, ein ununterbrochener Zusammenhang der Geschäftsführung erfolgen? Es ist leicht, jetzt über die angeblichen Sünden

der alten Zeit zu schelten, wo mit Nichts — Alles geschaffen werden sollte, wo jeder junge Offizier und Assessor erst wieder neue Erfahrung sammeln mußte. —

War es Wunder, daß in jenen Zeiten, wo die Verpflegung eine minimale war, auch der König Alkohol wüste Orgien feierte?

Betbrüder waren es nicht, die in jener Zeit in Westafrika hausten, die hätten auch nichts erreichen können. Freuen wir uns des Wechsels, der nunmehr eingetreten.

Wie oft habe ich, wenn die Herren sich von den alten Zeiten erzählten, staunend und herzlich lachend zugehört. Wie innig schienen Unsinn, Uebermut und Tropenkoller vereint. Es wäre eine amüsante Aufgabe, die alten Anekdoten zu sammeln.

Anbei nur ein solch kleines Intermezzo der guten alten Zeit. Scene: Rio del Rey, Zeit: Kaisers Geburtstag. Im Hafen liegt ein schwedisches Segelschiff, welches Holz gebracht. Der schwedische Kapitän läßt seine Mannschaft aufentern und bringt drei Hurrahs auf den deutschen Kaiser aus. Der Zollposten an Land, der möglicherweise keine Ahnung von Kaisers Geburtstag hatte, wird von Wut wegen des ungebührlichen Lärms ergriffen. Er erfaßt seine Donnerbüchse und erklärt den „Krieg gegen Schweden", indem er eine blaue Bohne nach der anderen dem schwedischen Holzschiff in die Planken feuert. Dort duckt sich alles ängstlich, bis auch der schwedische Kapitän ebenfalls seine Donnerbüchse ergreift und gegen Deutschland „Krieg führt", d. h. gegen den Zollposten an Land.

Das unglückliche Opfer dieses „Krieges" war ein armes Negerlein, dem, trotzdem es querab von der Schußrichtung ging, die Kinnlade zertrümmert wurde.

Bei ungezählten Flaschen Sekt wurde dann wieder Frieden zwischen Deutschland und Schweden geschlossen.

Wie manches Nervensystem verzärtelter Muttersöhnchen ging damals in Afrika, wo alle Hemmungen der Gesellschaft, der Erziehung und der guten Sitte der wilden, schrankenlosen Natur zum Opfer fielen, zugrunde. Auch der Wechsel von Ueberlastung durch Arbeit, namentlich zur Zeit der Post, einseitige Ernährung durch Präserven wirkten als weitere Schädlichkeiten.

Wenn wir erst dahin kommen, auch in den Tropen systematischen Sport zu treiben und der Alkohol immer mehr zurückgedrängt sein wird, werden auch die Fälle von Tropenkoller immer mehr aufhören.

---

16. Kapitel.

Wieder im Kamerungebirge.

Buea.

Wenn Ihr diesen Brief erhaltet, ist es kalter Winter bei Euch. Vielleicht macht Ihr Schlittenpartien in den Grunewald, vielleicht wärmt Ihr Euch am lustig flackernden Feuer, während ich nun seit gestern in dem herrlichen Buea sitze und Betrachtungen darüber anstelle, wie Buea eigentlich dazu kommt, als so kalt verschrieen zu sein; denn bis jetzt ist hier nichts weniger als Nordpoltemperatur zu spüren. Aber ich will der Reihe nach erzählen.

In den letzten Tagen hatte ich durch die Packerei für Hans' Buschtour sehr ungemütliche Wirtschaft. Die ganze hintere Veranda stand voller 50pfündiger Trägerlasten, und auch in den Zimmern stolperte man über zum Einpacken zurechtgelegte Sachen. Arnold mußte immerwährend an dies und jenes erinnert werden, das er nur ja nicht vergessen sollte, denn er war auf der Reise der für alles verantwortliche Proviant- und Küchen-Redakteur.

Am Montag früh um 6 Uhr mußte ich mit meinen Lasten an der Brücke sein zum Einschiffen auf die „Eleonore", die mich nach Viktoria bringen sollte. Hans war natürlich bis an Bord mitgefahren, wo wir von den der Ausfahrt harrenden Marineherren herzlich empfangen wurden. Bis 1/2 8 Uhr blieb Hans noch an Bord, dann mußten wir Abschied nehmen. Das Schiff setzte sich in Bewegung, und um 12 Uhr glitten wir in den Hafen von Victoria, das sich wieder in schönster Beleuchtung präsentierte.

Wenn man es vom Schiff aus betrachtet, so möchte man sagen, Victoria ist ein Paradies, eine Königin unter den Städten. Es können wohl nur wenige mit ihr wetteifern, was Lage und Umgebung anbelangt! Die gigantischen Formen des im blauen Aether verschwimmenden Bergmassivs als Hintergrund werden auf jeden noch so blasierten Menschen ihren Eindruck nicht verfehlen.

Leider ist es der vielen Sümpfe wegen, welche Victoria umgeben, noch ziemlich ungesund, doch wird mit allen Mitteln an der Entwässerung gearbeitet.

Wie ich später hörte, hat sich speziell der Bezirksrichter K., sehr unterstützt von Marine-Stabsarzt W., darum unvergeßliche Verdienste erworben.

Ich sollte in Victoria bei einer äußerst netten Baseler Missionsfamilie übernachten.

Es war mittlerweile infolge der stürmischen See, die das Landen erschwerte, schon 4 Uhr geworden; ich kam also gerade zum Kaffee zur rechten Zeit. Nachher zeigten mir meine freundlichen Wirte noch die nächste Umgebung.

Das schnell durch die parkartige Landschaft dahinspringende Wasser des klaren, kühlen Gebirgsflusses, des Limbe, lockte zu stark, und ich tauchte den alten Adam in die Fluten zu herrlich erquickendem Genuß. — Zu schade, daß es mit den Badegelegenheiten in ganz West-Afrika wegen der Haifische so mißlich bestellt ist.

Am nächsten Morgen wollte ich um 7 Uhr aufbrechen, stand auch, nachdem ich mich von meinen liebenswürdigen Wirten verabschiedet hatte, gestiefelt und gespornt in meinem neuen Buschkostüm bereit; wer aber nicht erschien, waren die Träger. So wurde es leider doch 1/2 9 Uhr, ehe ich mich mit den schwarzen Gesellen auf den Weg machen konnte.

Zwei Stunden lang ging es anfangs dahin wie durch den Garten Eden, und nie im Leben ist mir feierlicher zu Mute gewesen als auf diesem Morgengange durch die üppige, strahlende, großzügige Landschaft, von der man das Gefühl hatte, als würde sie jetzt zum erstenmal betreten.

Als es dann anfing, immer steiler in die Höhe zu gehen, und die Mittagssonne unbarmherzig herniederglühte, ließ ich mich häuslich in der Hängematte nieder, trotzdem ich mich doch verschworen hatte, nie wieder in eine solche zu steigen. Es ist wahrlich nicht zu angenehm, so schaukelnd in der Luft zu hängen und jeden Stoß und Schritt der Neger aufzufangen, aber was will man machen, wenn man todmüde ist und kein Pferd hat, dann bleibt es doch eben die einzige Beförderungsart und zwingt einen zum Wortbruch. Nach etwa 3 Stunden waren wir an der sog. „schönen Aussicht“ angelangt, einem kleinen Hüttchen, das seinem Namen wahrlich Ehre macht mit seinem herrlichen Ausblick auf das Meer, die Inseln Mondoleh und Fernando Po. Hier ließ ich die Träger rasten und stärkte auch mich durch einen kleinen Imbiß.

Neubelebt gings nun vorwärts, aber dunkle Wolkenbänke hatten sich plötzlich zusammengeschoben. Im Walde ward es ganz finster und dumpf rollte der Donner daher. Blitz auf Blitz zuckte rechts und links, und durch das Brausen des Sturmwindes hindurch hörte man das Stöhnen der Urwaldriesen und das Krachen und Splittern stürzender Aeste. Die ganze Natur schien in rasendem Aufruhr.

Ein schauerlich großartiges Lied war es, das die entfesselten Elemente hier anstimmten. Keine 5 Minuten und ich saß im schönsten Tornado! Schnell kroch ich in die Hängematte, wickelte mich dicht in meinen Kamelshaarmantel nie und schloß die sonst so lästigen Gardinen. Nun mochte der Regen prasseln



Missionsfamilie bei Antritt einer Dienstreise.

so viel er wollte, ich konnte ja nicht naß werden. Sturzbäche ergossen sich von allen Seiten über den Weg und an meinen Trägern rann das Wasser in Strömen herunter, so daß sie wunderschön lackiert erschienen und noch dazu die Annehmlichkeit erhielten, daß sie nicht so entsetzlich „smellten" (rochen). Hans, der kleine neue boy und Kammerzofe, hatte einen Regenschirm über seinem auf dem Kopfe balanzierenden Bündel aufgespannt und trabte lustig neben mir her. Als der Tornado dann nachließ, ging ich noch streckenweis zu Fuß und traf unterwegs Ass. W., der, sein Pferd am Halfterbande führend, seinen Weg verfehlt hatte.

Dicht vor Soppo, der unterhalb Buea gelegenen Militärstation, kam ein Bote mit einem Plaid und Brief von Frau v. d. L., der Gattin eines Plantagendirektors, mit der herzlichen Bitte, doch bei ihr vorzusprechen, um mich event. umzukleiden, da sie mit Bedauern gehört hätte, daß ich den tollen Tornado unterwegs abbekommen hätte.

Da ihr Haus nicht weit von meinem Wege lag, und ich auf jede weiße Mami hier zu Lande neugierig war, ließ ich die Karawane dort halten und wurde von V's. in liebenswürdiger Weise und mit echt afrikanischer Gastfreundlichkeit begrüßt. Nach diesem kleinen Intermezzo zogen wir weiter.

Um 5 Uhr kam ich denn glücklich in Buea an und wurde aufs herzlichste von Familie L. empfangen, die ich doch nur erst brieflich kannte.

Mapanya.

Ich habe jetzt nach langem Faulsein viel nachzuholen. Aber vielleicht werdet Ihr es begreiflich finden, daß man unterwegs, zumal bei so lieben Menschen zu Besuch, schwer zum Schreiben kommt. Die Zeit des Beisammenseins verplaudert man, und nachher will Morpheus auch zu seinem Rechte kommen. Jetzt aber sitze ich hier in Mapanya bei den freundlichen katholischen Schwestern und habe von 9 Uhr abends ganz freie Zeit und Ruhe zum Schreiben.

Also bei L.'s habe ich herrliche Wochen zugebracht, 8 Tage in Buea und 3 Wochen in Neu-Tegel, der kleinen Privat-Villa von L.'s in Moliko, zwei Stunden von Buea entfernt.

Herr L. ist in Buea Stationsleiter und seines Zeichens eigentlich Kunstmaler und zwar ein sehr begabter, dessen Bilder und Zeichnungen mir ausgezeichnet gefielen. Zwei Bilder von ihm waren im November oder Dezember bei Schulte in Berlin ausgestellt. Schade, daß ich Euch nicht eher darauf aufmerksam machen konnte.

Neu-Tegel haben sie sich ganz wunderhübsch mit künstlerischem Geschmack aus chaotischem Urwald hervorgezaubert. Oder kann man zu einem prächtigen Malertusculum mehr verlangen, als ein herrliches Atelier mit großem hohen

Fenster, Harmonium und lauter selbstentworfenen, von Negern gearbeiteten Möbeln in schönen, gefälligen Formen?

Wie ein Edelstein in schöner Fassung, so liegt das Haus mitten in einem herrlichen, großen Park, in dem sich glattgeschorene, weite Rasenflächen dehnen, umsäumt von düsteren, uralten Bäumen. Ein rauschender, silberklarer Bach spendet ihm neue Lebenskraft. Ich betone dies besonders, da am ganzen Südabhange des Kamerungebirges großer Wassermangel herrscht. Die Gebirgsflüsse beherbergen leider, beiläufig bemerkt, auch wenig Fische.

Hier in Mapanya müssen wir jetzt so sparsam mit dem kostbaren „madiba"-Wasser umgehen, daß die Regenwasserzementgruben (Brunnen gibt es gar nicht) immer abgeschlossen werden, und eine Schwester die Schlüssel verwahrt, da sonst die Schwarzen aus der Umgegend sie mitbenutzen würden. Wenn es jetzt gegen Ende der Regenzeit noch einmal regnet, werden alle möglichen Gefäße und Wannen zum Auffangen des köstlichen Naß' draußen aufgestellt, und man benutzt schleunigst die Gelegenheit und nimmt ein zu dieser Zeit hier kostbares Vollbad. Am Ende der Trockenzeit kostet hier eine Weinflasche Wasser 50 Pf.!!, da die einzige Quelle zwei Stunden weit abgelegen ist, aus der das Wasser nur in winzigem Strahle herausläuft. Es sollen dort stets große Prügeleien um den Vortritt stattfinden.

Doch zurück nach Neu-Tegel. Frau L. ist ein Genie, was Kochkunst und Gartenbau anbetrifft, und wenn ich etwas bei der Ordensverteilung mitzusprechen hätte, würde ich ihr sofort den Orden pour le mérite verleihen. Sie hat sich keine Mühe verdrießen lassen, und fast sämtliches europäisches Gemüse dort im Gebirge eingeführt. Hier in dem großen Nutzgarten hat sie sogar Vanille zu bauen angefangen, die auch bis jetzt sehr gut steht. Hoffentlich lohnt sich später einmal die erforderliche große Mühe. Der Preis der Vanille ist infolge der künstlichen Produkte sehr gesunken. Diese Kultur rentiert eventuell nur noch unter Zuhilfenahme guter, intelligenter Arbeitskräfte, was leider für die hiesigen Neger nicht zutrifft.

Für den Weltmarktpreis hat sie ja kaum die boys, die begießen und das Unkraut ausziehen. In dem großartig angelegten Garten, aus dem Frau L. auch uns in Duala immer versorgte, pflegt sie außer fast sämtlichen heimischen Gemüsen auch herrliche Rosen und andere liebliche Kinder der heimatlichen Flora. Ferner bauten sie Makabo, Jams, Koko, Planten, Bananen, Orangen, Zitronen, Tomaten, Kartoffeln, Spargel, Erdbeeren usw. Alles dies gedeiht großartig in tropischer Ueppigkeit. Nur Kern- und Steinobst wie Aepfel, Birnen und Pflaumen scheinen nicht recht vorwärts kommen zu wollen, sie bleiben klein und unschmackhaft.

Kunststückchen, die der Kalifornische Obstzüchter mit vieler Mühe zustande bringt, besorgt hier die vielgestaltende Natur von selber. So sah ich neulich



Cacaobäumchen mit Bananen als Schutzpflanzen.

hiesige Aepfel, die kein Kernhaus besaßen. Auch mit Theekultur hat man hier schon Ver'uche gemacht.

Außerhalb ihres Bereiches schließen sich die großen Esser- und Moliko-Pflanzungen an, die namentlich Kakao und neuerdings auch Kixia (d. h. Gummibaum) pflanzen. Was den Kakaobau in Kamerun anbetrifft, so haben die weißen Farmer keinen leichten Stand gegenüber den bedeutend billiger arbeitenden Volkskulturen von Oberguinea, die durch gute Vorarbeiter eingeführt sind, welche früher in Kamerun tätig waren.

Dort arbeiten die ganzen Negerfamilien auf ihren eigenen Pflanzungen, und ihr eigener Vorteil ist es natürlich, fleißig und sorgfältig zu arbeiten. Besonders aus Akkra findet eine starke Ausfuhr von Eingeborenen-Kakao statt.

Hier dagegen ist der Weiße auf bezahlte Kräfte angewiesen.

Die eingeborenen Viktorianer, die ebenfalls ihre eigenen Farmen bebauen, sind zu leichtsinnig und achten nicht genügend auf die Schädlinge des Kakaobaumes, die daher sehr leicht und häufig auf die guten Bestände übertragen werden. Daher ist die häufige Erbitterung der weißen Pflanzer gegen die Farbigen sehr erklärlich. Schade, daß auch die Tabakskultur so in Mißkredit gekommen ist, da man den ersten Versuch in Bibundi am Westabhange des Kamerungebirges machte, wo wegen der ungeheuren Regenmengen die Blätter nicht getrocknet werden können.

Hoffentlich hat auch die Baumwolle in Kamerun eine Zukunft. Dieselbe wächst jetzt wild und wird in einigen Strichen des Hinterlandes auch schon von den Eingeborenen kultiviert, wenn auch in den Küstenregionen das Klima für diese Kultur zu feucht ist.

Nur nachts war es in Moliko öfter ein wenig ungemütlich. Herr L. konnte nur immer einige Tage unten sein, da er in Buea nicht abkömmlich war, und so hausten wir beide denn hier meist ganz allein, d. h. mit 3 boys, die im Nebenhause wohnten, dem Koch, einem Diener und einem Soldaten, der zu unserem persönlichen Schutz dienen sollte, da die Bakwiri wieder störrisch sind wegen Landparzellierung.

Gleich in der dritten Nacht wachten wir beide schon eine ganze Zeit, ehe wir uns über das verdächtige Geräusch auf der Veranda klar wurden. Keiner wollte den anderen unnütz ängstigen. Aber da war kein Zweifel mehr, dort draußen mußte jemand sein und leise flüsterten wir uns unsere Befürchtung zu. Licht durften wir nicht anzünden, da man uns dann sogleich durch die dünnen Gardinen gesehen hätte. Unwillkürlich griffen wir nach dem Nachttisch, um uns zu vergewissern, ob unsere ständig geladenen Revolver auch noch dalagen, und ganz geräuschlos schlich ich mich dann an den Wänden entlang zum Fenster, um zu rekognoszieren.

Wie erstaunt aber prallte ich zurück, als ich einen recht stattlichen Leopard sah, der dem auf der Veranda stehenden Speiseschrank eine nächtliche Visite

abstatten wollte und nun infolge der Drahtgaze leider nicht zu seinem Ziele gelangen konnte. So leise ich mich auch heranschlich, er hatte mich doch bemerkt, denn ich sah nur noch, wie er in kühnem Satze über das Geländer fortsprang und in den Gebüschen entschwand.

Als sich solche Szenen noch öfter wiederholten, legten wir uns ruhig auf's andere Ohr und schliefen unbekümmert weiter.

Eines Sonnabendnachts, als Herr L. glücklicherweise nebenan im Atelier schlief, sprangen wir jedoch wie aus der Kanone geschossen von unserem Lager auf, denn auf der Veranda waren diesmal wirklich Menschen, die leise sprachen, gegen die Türen rüttelten und klopften. Herr L. stand schon fertig angekleidet mit seiner Mauserpistole in der einen und einer Windlaterne in der anderen Hand bereit. Als er hinaustrat und „wer da!" rief, jedoch keine Antwort erhielt, ging er, vorsichtig alles ableuchtend, ums ganze Haus und sah dann auch von der hinteren Veranda einige dicht in Tücher gewickelte Gestalten, wohlverstanden keine Gespenster, um die Ecke verschwinden. Sie hatten als höfliche Leute ihre Visitenkarten zurückgelassen, denn am nächsten Morgen fehlten außer 2 Enten noch 3 Hühner. Die liebenswürdigen Gäste waren damit aber noch nicht zufrieden und suchten also offenbar auch noch im Hause etwas zum Mitnehmen. Abgesehen von solchen Störungen war es herrlich in Moliko. Man sah von der Veranda aus einen großen Teil der Lavafelder oben am Berge und klar und deutlich die tiefen, steilen Schluchten, die sich nach dem Regen in silberhelle Wasserfälle verwandelten.

Die langen Abende mitten in der großen, so beredten Einsamkeit, zumal die außerordentlich mondhellen Nächte werden mir unvergeßlich sein, wie die weiten Rasenflächen im fahlen Scheine dalagen, übersprüht von Millionen von Glühwürmchen, umgeben von düsteren mächtigen Bäumen, oder wenn zartweiße steigende Nebel darüber brauten, daß man mit offenen Augen in diesem Sommernachtstraum die Elfen ihren Reigen tanzen zu sehen vermeinte. In der Ferne heulten zuweilen die Tiere der Wildnis. Sonnabend abends kam Herr L. gewöhnlich zu uns, um am Sonntag Nachmittag wieder nach Buca zu gehen; das waren immer Festtage für uns.

Als wir dann endlich, angetan mit unseren Buschkostümen, im Begriffe waren nach Buea überzusiedeln und schon alles abgeschlossen hatten, stand wie aus der Erde gewachsen Ass. A. aus Duala mit einer Buschkarawane vor der Tür.

Er mußte eine Exkursion wegen Gerichtsverhandlungen unternehmen und brachte die erste Nachricht von Hans, den er gesund im Busch auf dem Rückwege getroffen hatte und sozusagen anmeldete. Auch hatte er Consul J's und Herrn Oberst getroffen. Herr J. hat leider eine Venenentzündung am Fuß bekommen, was natürlich sehr traurig außer für ihn selbst auch für ihre Expedition ist. Sie zogen mit 200 Trägern und 20 Soldaten als Bedeckung nach Bamum. Nun mit diesen vielen Leuten still zu liegen, bedeutet selbst-



Ansiedelung im Kamerungebirge.

redend einen kolossalen Schaden. Nachdem sich unser Freund A. gestärkt hatte, machten wir alles endgiltig dicht und zogen nun gemeinsam, die Träger vorauf, nach Buea. Dicht vor unserem Ziel kamen uns schon einige Offiziere entgegen, um uns in Empfang zu nehmen, da sie von den voraufgegangenen Trägern von unserem Nahen erfuhren.

Drei Tage später sollte Hans kommen. Die Jungen hatte ich schon den ganzen Vormittag als Vorposten ausgeschickt, während ich auf einem Felsvorsprung Posto faßte. Gegen Mittag kammen sie mit einemmal angestürzt und riefen: „massa live for come! massa live for come!“ Also ich fort und ihm entgegen! Ach du lieber Himmel, wie sah er aus in dem bespritzten Schilfleinenen. Bedeutend magerer geworden kam er daher, in jeder Hand einen langen eisenbeschlagenen Bergstock, schweißtriefend und bebartet wie ein richtiger Buschmann. Ja, im Busch verlernt man die Bekanntschaft mit „Haby“ und „Es ist erreicht“. Hinter ihm her humpelten alle die anderen, Mbimba, Max, Bingua usw.

„Wo ist denn unser Arnold?“ „Ja, der ist zusammen gebrochen, und ein Soldat auch, die konnten nicht mehr weiter. Zwei Träger werden sie bald herführen.“ Ich war recht besorgt ob dieser Nachricht, da ich Schlimmes ahnte. Am hohen Nachmittag kamen sie dann angekrochen, nnd ich bekam wirklich einen Schreck, als ich die armen Menschen wiedersah. Arnold sah aus wie aus dem Grabe erstanden; abgemagert und das Weiße in den Augen gelb. Dazu war das linke Bein in einem dicken Verbande.

Er hatte sich, während der letzten Tage der Reise im schwankenden Kanu beim Kochen das Bein und den Fuß verbrüht, und damit mußte der Aermste nun diese furchtbar anstrengende Reise machen, fortwährend laufen und durch ungezählte Flüsse schwimmen und waten, da es ein Zurück nicht gab. Nachdem er in Buea täglich sorgfältig verbunden wurde, heilt jetzt endlich die Wunde.

Er behauptet zwar steif und fest, nur dadurch wäre er nochmal vor sicherem Tode gerettet worden, daß er Togoerde im Beutel mit sich trüge, die er von einem Fetischpriester erhalten habe. Hans blieb 4 Tage in Buea und hatte natürlich viel zu besprechen und zu berichten beim Gouvernement usw.

Wenn man früher den Hauptsitz der Regierung nach Buea verlegte, so ging man dabei von der Erwägung aus, daß die Höhe (Buea liegt etwa 1000 m überm Meeresspiegel) malariafrei sei und Duala wegen der Malaria nicht geeignet sei. Damals wußte man noch nichts von der modernen Malaria-Bekämpfung und daß auch Duala ganz gesund gemacht werden könnte.

Praktischer wäre es wohl an und für sich, wenn das Gouvernement in Duala, im wahren Centrum des Verkehrs, wäre. Alle Behörden usw. würden es dort am bequemsten und schnellsten erreichen, im Gegensatz zu der Abgeschiedenheit von der Welt in Buea, das außerdem doch die längste Zeit des Jahres

das reine Riffel- oder Nebelheim ist. — Auch zu einem Sanatorium mangeln ihm die wichtigsten Eigenschaften, denn infolge des vielen Regens ist es dort viel zu feucht, und Rheumatismen sind an der Tagesordnung. Um in der Regenzeit einigermaßen behagliche Zimmertemperatur zu erzielen, müssen öfter Petroleumöfen angezündet werden.

Jedenfalls ist und bleibt Duala der größte und beste Hafen Kameruns. Ob dort oder in dem Manenguba-Gebirge, dem vorläufigen Endpunkt der projektierten Kameruner Eisenbahn, der Sitz des Gouvernements sein soll, ist eine Frage der Zukunft. Die Vertreter des Handels geben entschieden Duala den Vorzug.

Am vorletzten Tage waren wir bei L.'s zur Abschiedsfeier in frohester Laune mit all unseren Freunden versammelt.

Süßer betäubender Duft drang zu den weitgeöffneten Fenstern von den großen, lilienartigen Datura herein. Hell bestrahlte das Nachtgestirn die gewaltige Gebirgslandschaft. Da plötzlich zitterten Guitarretöne von draußen her durch die Luft. Freund Sch. war leise hinausgeschlichen und sang nun unter dem Fenster die schönsten Minnelieder und lustigsten Schnadahüpfl. Er beruhigte sich auch nicht eher, als bis die beiden Vertreterinnen des holden Weiblichen am Fenster erschienen und sich für die schöne Serenade bedankten.

Er spielte wirklich meisterhaft, als habe seine Wiege in dem sangesfrohen Napoli gestanden.

Ebenso musikalisch ist auch unser Assessor A., der seine Violine mitgebracht hatte und auf ihr die ewig jungen allbekannten Schumann- und Mozartweisen in dieser märchenhaften Nacht erklingen ließ.

Glaubt Ihr, daß man solche Stunden vergessen kann? Wir sangen noch viele vertraute Lieder, und die sangeskundigen Süddeutschen wußten immer wieder noch eins.

Zur mitternächtlichen Stunde lockten uns die funkelnden Sterne zu einem Spaziergang in die tageshelle Nacht hinaus. — Das Schweigen des Todes umgab uns, und zu unseren Füßen rauschten die ewigen Wälder ihr ualtes Lied. Dann verabschiedete sich der letzte Gast.

Als Hans vor 12 Jahren hier in Buea war, und den großen Kamerunberg erstieg, herrschten allerdings etwas andere Zustände, denn dort hauste noch heller Krieg, und die Weißen schliefen des Nachts in zerstörten Negerhütten und nicht anders als mit dem Gewehr im Arm. Und heute? —

Am anderen Morgen machten Hans und ich uns mit der Sonne und den Trägern auf den Weg nach Victoria, von wo aus er anderen Tags aus dringenden dienstlichen Gründen nach Duala fahren wollte. Ich wollte nach Mapanya gehen, um am 15. mit der „Nachtigall" heimzukommen.

So marschierten wir nun schon einige Stunden den gemeinsamen Weg herunter und hatten jetzt endlich Zeit uns auszusprechen, denn in Buea war

es ein ewiges Hasten und Konferieren mit den Herren gewesen. Bei der „schönen Aussicht“ wurde „das Ganze halt“ geblasen und gefrühstückt. Nachdem wir wieder einige 1000 Schritt zurückgelegt hatten, sollten wir nach Aussage der Neger einen Scheideweg gefunden haben, der ausgezeichnet und bequem sein sollte. Hans ritt auf dem schönen breiten Victoria-Wege weiter, und ich verspürte schon große Sehnsucht nach der Hängematte. Doch es sollte anders kommen. Denn kaum hatte ich den Seitenweg eingeschlagen, als auch gleich ein ganz unglaublich beschwerlicher Aufstieg, der eigentlich nur für Berg-Neger passierbar war, begann. Die derben Bergstiefel hatten in kurzer Zeit meine sämtlichen Zehen durchgescheuert, und doch konnte ich mich nicht tragen lassen, da der Weg so furchtbar steil war, daß die Hängematte fast immer senkrecht stand, und man nur durch größte Gewandtheit mit Händen und Füßen sich durcharbeiten konnte. Ich biß die Zähne zusammen und *wollte* keine Schmerzen fühlen und dachte immer: nur durch! Streckenweise mußten die Träger und der mir mitgegebene schwarze Soldat erst den Weg mit dem Haumesser freischlagen. Der dicht verwachsene Pfad führte ununterbrochen über und durch senkrecht abfallende spitzsteinige Lavaschluchten. Auf Entfernungen von 10 m Luftlinie mußten wir oft 80 m tief und auf der anderen Seite gleich wieder hinauf klettern. Kein Weißer hätte aber besorgter um mich sein können, als es meine Jungen waren. Vorsichtig ließen sie mich an den Händen festhaltend die steilen Schluchten hinab, oder trugen mich auf dem Arm durch tiefere Wasserrinnen. Mein besonderes Augenmerk richtete ich jedoch auf etwaige Schlangen, wenn ich, was oft geschah, bis an die Knie in vermodernde Blätter versank. So interessant ich Schlangen hinter Glas finde oder auch in totem Zustand, hier verzichtete ich gern auf ihre Gesellschaft.

Mit Mühe und Not und vielem Stöhnen brachten die Leute die lange Hängematte und meine Lasten durch. Hätte ich nicht mein Buschkostüm angehabt, ich wäre garnicht weiter gekommen. Nach einigen Stunden schon bedauerte ich, nicht den großen Umweg nach Victoria gemacht zu haben, es wären zwar herunter noch 3 Stunden gewesen und 3 Stunden hinauf nach Mapanya, aber jedenfalls hätte mich der weitere aber viel bessere Weg nicht halb so angestrengt.

Als nach $4^1/_2$stündigem Klettern der Weg etwas besser wurde, war ich auch am Ende meiner Kraft, so daß ich nun doch meine zitternden Knie der Hängematte übergab. Oft noch schlugen die Leute mit ihrem Haumesser den Busch ab, der uns den Weg versperrte. Unglücklicherweise fing es auch noch an zu regnen, so daß ich in wenig salonfähigem Aufzuge am hohen Nachmittag endlich in Mapanya einrückte, und zwar hinten über die hohe Obstgartenhecke kletternd, da wir eben den richtigen Weg total verfehlt hatten. Die Träger verlangten natürlich für die Strapazen das Doppelte des vereinbarten Lohnes und begründeten dies mit ihrer „verdorbenen Garderobe“, die jedoch in nichts als einem ausgedienten Streifen Hüftenschurz oder ihrem blanken Fell bestand.

Die Schwestern waren sehr erstaunt, daß ich überhaupt heil durchgekommen war; der richtige gute Weg käme unten an Bonjongo vorbei. Ich fühle allerdings heute noch, nach drei Tagen, alle meine Knochen. Meine Füße sehen böse aus, ich laufe nur in Sandalen umher und meine zerfetzten Stiefel hat der Flickschuster in der Kur. Trotz alledem gehe ich aber nach wie vor auf Entdeckungsreisen aus, will sogar morgen versuchen, auf den Engelberg zu kommen. Aber aus der Besteigung des großen Piks kann nun leider nichts mehr werden, nicht etwa, daß der „lahme Muck“ keinen Mut hätte, im Gegenteil, aber es ist leider schon viel zu neblig und kalt. Sonderbar, nicht wahr? Bei Tage herrscht jetzt die größte Hitze, dagegen ist es nachts für verwöhnte Tropenmenschen so kalt, daß ich mich bis oben hin dicht in drei dicke wollene Decken hülle und dennoch zuweilen mit den Zähnen klappere. Dabei ist es bis jetzt noch nicht einmal unter 10° C. gewesen, aber man wird so äußerst empfindlich, weil die Temperaturunterschiede doch sehr große sind (im Gegensatz zu unten in der Ebene).

Dicke weiße Wolkenschwaden ziehen greif- und fühlbar durch mein Stübchen hier oben. Selten nur sieht man den Berg, auch Engelberg und Viktoria sind für viele Stunden in weiße, wallende Schleier gehüllt.

Gestern Abend standen wir mitten in einem grandiosen wilden Gewitter. Die weite Umgebung war fortwährend wie in Feuersgluten getaucht, es war schauerlich schön! Oft auch stehen wir über regenschweren blauschwarzen, von blendenden Blitzen durchschnittenen Gewitterwolken im lachenden Sonnenschein.

Ganz eigenartig und überraschend ist das Schauspiel besonders früh morgens, wenn unter uns, so weit der Blick schweift, ein weißes, wie erstarrtes Wolkenmeer wogt, aus dem dann allmählig hier und da eine Baumkrone nach der anderen hervorragt, das dann immer tiefer sinkt, bis schließlich auch das letzte Wölkchen in dem Grün untertaucht.

Insofern habe ich hier eine Aenderung vorgefunden, als die Ordensregeln der Schwestern leider noch strengere geworden sind. Sie dürfen u. a. jetzt nicht mehr mit weltlichen Personen zusammen essen, was ich natürlich sehr bedaure, und da sie auch sonst stets sehr beschäftigt sind, bin ich meist auf mich selbst angewiesen. Ich habe schon solch unglaubliche Unruhe. Das liebe Weihnachtsfest rückt immer näher, und ich bin nicht in Duala und kann nichts vorbereiten. Es ist doch mein erstes tropisches Weihnachtsfest! Aber denkt Euch, so viel Mühe ich mir auch gebe in Stimmung zu kommen, es will mir doch nicht gelingen. Ich glaube, es liegt wohl weniger daran, daß dies Fest hier gerade in die heißeste Zeit fällt, als daß man keinen eilig laufenden Menschen begegnet, mit Weihnachtspaketen schwer beladen und keinen erwartungsvollen, wundergläubigen Kinderaugen, die vor den bunten, überreichen verlockenden Auslagen der Kaufhäuser die Herrlichkeiten betrachten.



Unwirtlicher Weg durch den Urwald.

Wenn unsere bestellten Tannenbäume nicht ankommen oder schlecht ausfallen, will ich ein weiß blühendes, herrlich duftendes Kaffeebäumchen aufputzen, das wird eben so schön sein.

Heute habe ich eine wunderhübsche kleine Eule erstanden, die ich Hans mitbringen will, der freut sich darüber, denn gerade Eulen sollen zu Untersuchungszwecken sehr interessant sein.

Für Dich, liebes Schwesterlein, bin ich fleißig am Sammeln von bildschönen Käfern, die ich später in Gold fassen lassen will, zu einer vielleicht ganz aparten Halskette, Brosche oder Gürtelschnalle. Sie haben die Größe von Maikäfern und grünschillernde, teils gepunktete, teils wie mit Goldtopas durchsprenkelte Flügel; ich habe selten so schöne gesehen. Die Jungen nennen sie „Glückander“.

Mein kleiner Diener Hans macht mir sehr viel Freude. Er ist so lerneifrig und wißbegierig und geht allen Dingen so verständnisvoll auf den Grund, daß ich zuweilen ordentlich um eine Antwort verlegen werde.

Ich unterrichte ihn täglich im Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion. Als ich ihm vorgestern die Geschichte von Jesus im Garten Gethsemane erzählte, fragte er, warum die Soldaten (er meinte die Jünger damit) den Herrn Jesus denn nicht verteidigt hätten. Ja, sagte ich, das hätten sie können, aber der liebe Gott im Himmel hätte das alles so bestimmt. Der Herr Jesus, sein Sohn, hätte für uns alle sterben müssen, damit er alle Sünden von uns auf sich nehme, und wir dafür in den Himmel, wo es so wunderschön wäre, kommen könnten. „Ja, ist denn der böse Judas Ischariot nun auch im Himmel?“ „Nein, das glaube ich nicht“, erwiderte ich, „denn er hat doch den besten Menschen, der es mit allen so gut meinte, verraten, das wäre doch sehr schlecht von ihm gewesen und er wäre jetzt gewiß zur Strafe in der Hölle.“ „Mami“, sagte er da, „Du sagtest vorhin, der liebe Gott hätte das alles schon vorher so bestimmt, dann hat er doch auch dem Judas Ischariot gesagt, er sollte das tun, und dann finde ich es aber Unrecht, daß er ihn dafür in die Hölle tut.“ Ist das nicht erstaunlich schlau überlegt? Er schreibt schon sehr gut. Ein Brief, den er an Bingua geschrieben hat, lautet: Mein lieber Freund, ich bin auch glücklich zu serr, weil ich habbe einer so guten mami, die hat mir der liebe Gott geben, ich habbe sie zu lieb und werde mitt ihr nach Deutschland gehen, und hat ganz lange Haar und einer Uhr und viele Ringe, Schreibe bald und grüße Deine ganze Familie von Deinem Freund Hans Alfons Bikuo.

Wenn ich ihm von der Sonne oder vom Himmel und dem lieben Gott erzähle, dann sagt er, das wäre ja alles schön und gut, aber es wäre doch noch niemand da gewesen, und so könnte man doch denken, das wäre gelogen. Ebenso will er nicht glauben, daß der liebe Gott so aussieht, wie er in seiner biblischen Geschichte abgebildet ist. Das sei der liebe Gott für die Weißen, ihrer wäre eben schwarz wie sie selber.

Oft ist es so schwer, ihm seine Fragen zu erklären, weil ihnen so viele Begriffe, besonders die abstrakten, fehlen. Was sie nicht mit ihren 5 Sinnen wahrnehmen können, verstehen sie nicht.

Ich fragte, was er denn werden möchte. Entweder Lehrer, aber er wüßte, er hätte keine Geduld, wenn die Kinder so „foolish" wären und immer statt „i" — „u" sagten, er würde sie tüchtig schlagen; oder, falls er das erreichen könnte, würde er noch lieber „gun man" werden. Damit meint er den vielbewunderten Mann, der in Duala um 12 Uhr den Mittagsschuß aus der großen Kanone am Ufer abfeuert. Dieser verdienstvolle Posten bedeutet für die schwarze Jugend den Inbegriff aller Macht. In ihrer Einfalt meinen sie, daß auf seinen Befehl für all die vielen Handwerker und Arbeiter die Erlösungsstunde von der Arbeit schlägt, daß sie ruhen und essen können, was sie am liebsten tun.

Er wird Dir nächstens auch wohl schreiben. Er kann gar nicht begreifen, daß Du keinen Mann hast, da Du doch keine kath. Schwester seist. „O, this white poeple!" sagt er dann nur. Jetzt singen wir Weihnachtslieder zusammen, auch kann er schon das „Vater unser" und „Müde bin ich, geh' zur Ruh". Es ist ein kleiner, pfiffiger Bengel, der eigentlich für seine 10 Jahre schon überschlau ist. Ich habe ihn sehr gern und mehr Freude an ihm als an Kwedi. —

Nun habe ich Euch aber noch gar nicht von den Erlebnissen unseres großen Hans im Busch erzählt. Und da ich wohl von seinen früheren auf die jetzigen Briefe schließen darf, daß er sich sehr lakonisch ausdrückt und nur knapp berichtet, so muß ich Euch doch wenigstens das erzählen, was er selbst mir auf dem kurzen Wege verraten hat.

Vor allen Dingen sei er froh, daß er meinen Bitten, mich mitzunehmen, nicht nachgegeben hätte, denn ich hätte die Strapazen nicht entfernt ertragen können, und dann hätte es auch bei den rabiaten Völkern einige recht unangenehme Situationen gegeben. Er war bis hinter das Manenguba-Gebirge ins Grasland vorgedrungen, in Hochland, wo noch nie ein Weißer gewesen, „in einen weißen Fleck auf der Landkarte".

Dort traf er große, starke Menschen, die schon eine verhältnismäßig hohe Ackerbau-Kultur aufwiesen. Z. B. fand er ein rechtwinkliges Maisfeld neben dem anderen. Es war ein sehr fruchtbares Land, durch das sich die Wege wie braune Schlangen zogen.

Bei dem Volksstamm der Elong im Manengubagebirge wollte man ihm, der mit Absicht nur 2 Polizeisoldaten mitgenommen hatte, um die Leute nicht zu beunruhigen, garnicht wohl. Sie hatten bisher niemals einen Weißen gesehen und glaubten nicht, daß Hans ein Mensch sei, sondern sahen ihn für ein großes Tier an, das sie am Abend, wenn alles dunkel wäre, schlachten wollten.

Die Gewehre, die sie noch nicht kannten, sahen sie für Stöcke an. Auch der Umstand, daß er beim Gehen zwei große Bergstöcke in den Händen hielt, imponierte ihnen sehr.

Eine Anzahl vom Stamm der Elong glaubte, er sei der Geist ihres verstorbenen Kings, zumal es bei seinem Erscheinen tüchtig regnete und es auch am Todestage des alten Königs zum letzten Mal, nämlich vor $^{3}/_{4}$ Jahren, sehr geregnet hatte. Diese Vorstellung wirkte neben dem Expeditionspferde, das sie noch nie gesehen, auf ihre aufgeregten Gemüter wenigstens etwas dämpfend ein. Eine viel hundertköpfige, lanzenbewehrte Menge umringte ihn dicht und beobachtete mißtrauisch und drohend jede seiner Bewegungen.

Also der Frieden eines Weißen kann in diesem wunderbaren Lande unter Umständen auch von einigen Regentropfen abhängig sein!

Hans hat in jenem fruchtbaren Hochlande ziemlich viel Vieh gefunden und zwar meist gesundes, sodaß es von größtem Nutzen war, jenes Land auszukundschaften, da es sehr günstige wirtschaftliche Ausblicke eröffnet. Das Vieh soll dort gepflegt und später in langsamen Märschen, oder noch besser per Eisenbahn heruntergebracht werden zum Konsum an der Küste. Da das Land dort sehr fruchtbar und gesund, vor allen Dingen malariafrei ist, so halte er es für ein Zukunftsland Kameruns, das sich ausgezeichnet für spätere europäische Besiedelung eigne.

Und trotzdem die Gegend, am Rande des Innerafrikanischen Hochplateaus, in Höhe von 1600—2000 m liegt, also noch bedeutend kühler als Buea, so gingen doch die Menschen dort so gut wie nackend.

Es wurden während der Expedition in fast jedem Dorfe wirtschaftliche Belehrungen abgehalten, die, nachdem die anfängliche Scheu überwunden war, sich eines immer zahlreicheren Zulaufes erfreute. Eines Tages versammelten sich in dem Dorfe Ngab im Bakossi-Gebirge mehrere hundert Menschen, um solchem Vortrage zu lauschen. Besonders als ihnen deutlich gemacht wurde, wie sie mit leichter Mühe durch Aufgeben ihrer frühen Heiraten und durch Aufgeben der bisherigen Art der Viehzucht, bei der oft 60 bis 80% der jungen Zucht zu Grunde geht, zu einem kräftigeren und reichen Volke werden könnten, wurden die Leute doch nachdenklich. Schweigend saßen sie, mit den Köpfen nickend, da, als der Dolmetscher geendet. Plötzlich tritt der Aelteste, ein Häuptling mit greisem Haar hervor, und sagt: „Massa, was du uns sagst, hat uns noch Niemand gesagt. Wir sehen, du bist unser Freund, die meisten von uns haben noch gar keinen Weißen gesehen, aber siehe, wir sind noch dumm, die Worte, die du uns gesagt, die werden wir wieder vergessen, wenn du uns das nicht immer wieder sagst. Du mußt wiederkommen. Aber nun sage uns noch eines. Wenn wir Aeltesten manchmal des abends beim Palmenwein über dies und das sprechen, dann sprechen wir auch, was mit uns geschieht, wenn wir sterben. Wir glauben, daß wir doch nicht von selbst

sterben können, sondern es muß uns einer Fetisch gemacht haben. Und ein Mann, der uns so Böses tut, den müssen wir doch bestrafen, denn wir wollen doch nicht gern sterben. Nun kam neulich ein Muledi, (ein Lehrer) der Baseler Mission hier durch und sagte, daß wir von selbst stürben, aber das können wir doch nicht glauben. Du bist unser Freund, dem wir glauben, nun, so erzähle auch dieses.“ Hans führte nun den alten Mann an einen Baum mit welken Blättern und zum Teil kahlen Zweigen, einen Knaben an einen jungen aufsprießenden Trieb, einen erwachsenen Mann an einen vollkräftigen Baum, und dann hieß es: „Seht, wie es diesen Bäumen geht, hier dem alten Baume, dem kräftigen Baume, dem jungen Triebe, der eben erst aus der Erde kommt, so geht es auch Dir, dem Greise, Dir dem kräftigen Manne, Dir dem Knaben, denn von Erde kommt und zu Erde geht alles wieder.“ Er sagte, daß er nie das aufleuchtende Verständnis in den Mienen vergessen würde.

Welche Fülle wahrster, bester Missionstätigkeit zeigt sich hier noch. Selbstverständlich ist es immer das beste, den Kindern der Natur, die keine abstrakten Begriffe kennen, alles mit Bildern verständlich zu machen. Es soll auch natürlich nicht gesagt werden, daß bei allen Stämmen solche Szenen wie die obige möglich sind. Der Durchschnitts-Küsten-Neger läßt den lieben Gott recht zur Seite und denkt nur an seinen Magen und sonstige materielle Genüsse.

Die Jungen erzählen mir noch recht oft von ihren Gefahren und Strapazen bei der Expedition; besonders der gute Arnold muß furchtbare Angst unter den rabiaten Leuten ausgestanden haben, er sah sich schon im Schmortopf. Die Schutztruppe hat übrigens später mit den betreffenden Völkern noch Kämpfe zu bestehen gehabt. Ungefähr in jene Gegend wird der vorläufige Endpunkt der geplanten Duala-Manenguba-Bahn verlegt. Wie bin ich glücklich, daß Hans heil und gesund wieder zurückgekehrt ist aus jener wilden Gegend mit der noch wilderen Bevölkerung!

Aber wundervoll muß es dort sein, wie in einer Alpenlandschaft.

Ueber Johann Albrechtshöhe und Moliko resp. Neu-Tegel kam er dann nach Buea. Ein Teil seiner Lasten wurde schon von Mundame im Boot nach Duala geschickt.

Unterhalb von Johann Albrechtshöhe liegt im Richardsee eine Insel, die altem Aberglauben gemäß, von keinem unverheirateten jungen Mädchen betreten werden darf, da es sonst sicherem Tode verfallen wäre; deswegen wüchsen auf ihr nur Junggesellen. Es liegt wie ein sonderbarer Zauber über diesem verwunschenen Eilande. Herr L. erzählte davon. Er hatte sich einige Zeit dort aufgehalten und kannte die so ganz eigenartige, schwermütige Melodie ihrer „Nationalhymne“, wenn ich so sagen darf. Er spielte sie mir öfter auf dem Harmonium vor. Sie besingt klagend eben die verbannten jungen Mädchen. Das ist afrikanische Poesie!

Hans besuchte auch die Insel und erklärte mir, als der unbarmherzig sezierende Mediziner, die Ursache auf viel prosaischere Weise. Es sei früher einmal dort eine bösartige Pocken-Epedemie ausgebrochen, der die empfindlicheren Frauen alle zum Opfer gefallen seien, und daß allerdings der Aberglaube heute noch die Weiber von dort fern hielte, sodaß sich die Männer ihr Essen von Frauen des jenseitigen Ufers holen und bereiten lassen müssen.

O, Ihr meine Lieben, wie bin ich heute wieder vergnügt! Denkt Euch doch nur, ich habe ja eben von Hans all die lieben langen Weihnachtsbriefe aus der Heimat geschickt bekommen. Mir wurde ganz wehmütig dabei zu Mute. Ihr schreibt so lieb und gut und habt Euch sicher wieder viel zu viel ersonnen. Ich hatte doch so gebeten, nichts für mich zu besorgen. Ich wüßte wirklich nicht, was ich noch gebrauchen könnte, und doch macht Ihr uns im Brief so neugierig, und 5 Pakete habt Ihr geschickt? Hans will auch nichts aufmachen.

Von dem übrigen Weltgetriebe sind wir hier in Mapanya ferner als fern, daß wir wirklich wenig merken, wer sich gerade am Kragen hat, — und welche Töne aus dem Weltkonzert am lautesten klingen. Wie ein Hirtenknabe wunschlos ruhig seine stille Straße zieht, so ist auch hier jeder mit seinem Teil zufrieden.

Gestern war ich auf dem Engelberg. Pater Sch. hatte mir liebenswürdigerweise frühmorgens sein Pferd hinaufgeschickt, sodaß ich die herrliche Gegend und Aussicht mühelos genießen konnte. Nur schwer mochte ich mich entschließen weiter zu reiten, da jeder Ausblick alle 10 Schritt weiter so paradiesisch schön war. Auf kurze Zeit wurde der kleine Pik sichtbar, der große hatte leider aus törichter Höflichkeit eine hohe weiße Halskrause umgetan, sodaß man nur seine kahle Glatze erkennen konnte. Erst gegen Abend, als ich mich von meinem liebenswürdigen Wirt verabschiedete und nach Hause ritt, legte er sie ab und präsentierte sich nun zum Abschiedsgruß in unverhüllter Schönheit. Fernando Po war auch im Nebelmeer versunken. Es fängt eben jetzt doch schon zu sehr die Harmattanzeit an.

So, nun wäre ich nach gemütlichem, 3 stündigen Ritt ja wieder in Victoria eingetroffen. Unterwegs habe ich sogar noch skizziert, konnte aber nie lange halten, da Mensch und Vieh zu arg von den überall durchkriechenden Sandfliegen geplagt wurden. Diese bilden im Gebirge bis zu etwa 900 m Höhe eine schreckliche Landplage, sodaß ich z. B. in Moliko oft meinen Kopf dicht in ein Handtuch einwickeln mußte, um vor ihnen Ruhe zu haben. Sie kommen durch die dichtesten doppelten Schleier, und ihr Stich brennt ärger als der von Mücken. Dabei sind die Tiere so kl in, daß man sie kaum sieht. Leichter als vor diesen kann man sich vor den Sandflöhen hüten, den „jiggers“, wie die Neger sie nennen. Diese „jigger“ setzen sich mit Vorliebe unter die Fußnägel, wo sie zuerst kaum gesehen, dann aber schmerzhaft gefühlt werden,

wenn sie sich tief eingebohrt haben und sehr bald einen kleinen Sack bilden, in dem sie Eier ablegen. Die Entfernung solcher jigger, die das befallene Glied zur Entzündung bringen, ist sehr schmerzhaft. Ich sah Negerkinder, die ganz entstellte Füße von diesen Plagegeistern hatten. Man soll daher nie mit bloßen Füßen in dem Sande gehen.

Als der Weg uns in der Ebene durch die Esser'sche Kakao-Plantage längs eines Schienenstranges führte, brach der kleine Hans in den Ruf aus: „O, luck, mami, there live one bushsteamer!" (O, sieh, mami, da ist ein Buschdampfer!), sah er doch heute zum ersten Mal eine Lokomotive.

Bei ganz explosiven Ausdrücken bedient er sich doch noch immer gern des ihm geläufigeren Pidgin-english.

Ich hatte große Not, heute morgen 2 Träger in Mapanya aufzutreiben. Sie waren zu unverschämt und wollten durchaus vorher ihren Lohn haben, worauf ich mich natürlich nicht einließ. Schließlich trugen der schwarze Lehrer und eine Frau für 2 Mk. die Last hinunter. Sie mußten mich gleichzeitig wieder in der Baseler Mission anmelden. Um 5 Uhr kam ich auch seelenvergnügt in Victoria an und bestellte noch einige Gefangene, die am nächsten Morgen meine übrigen Sachen von Mapanya abholen sollten.

In der Baseler Mission waren noch 2 Amerikanerinnen, die in Groß-Batanga als Presbyterianer wirken. Sie wollen nach Buea zur Erholung. Mein kleiner Hans kannte sie noch aus seiner Heimat und war glücklich, in seiner Muttersprache mit ihnen reden zu können

Um Abschied von dem wunderbaren Victoria zu nehmen, pilgerte ich am Abend hinaus zu den Klippen am Meeresstrand und ließ den Blick über die blauen Berge schweifen und über den weiten Ocean mit seinen phantastischen wie in feurige Gluten getauchten Piraten-Inseln. Langsam senkte sich die Dämmerung hernieder. Tiefer und tiefer sank Helios' feuriger Wagen, mit scheidenden Strahlen noch die Gipfel der beiden Gebirgsriesen in flüssiges Gold tauchend. Zur Begleitung aber sang am Ufer der Ocean sein ewiges, stets gleiches und so bewegendes Lied, und von Sekunde zu Sekunde nahm die übrige Landschaft sattere, wärmere Tinten an.

Am Mittag des nächsten Tages traf ich an der Brücke noch einige Herren, die ebenfalls mit nach Duala fahren wollten. Wir fuhren gemeinsam an Bord der „Nachtigall", die sogleich Anker lichtete, und uns nach 5 Stunden Fahrt wieder in die heimatlichen Gefilde Dualas beförderte, wo wir herzlich begrüßt wurden. Auch unser lieber Freund v. W., der z. Z. in Suellaba zur Erholung weilt, hatte seinen boy mit einem herrlichen Bouquet und Brief zum Empfang gesandt.

Eure Pakete standen auch alle da, des Auspackens harrend.



Auf den Klippen vor Victoria. (Auf dem Hügel das Bezirksamtsgebäude.)

17. Kapitel.

Eine Bootsfahrt auf dem Mungo.

Bald nach unserer Rückkehr machten wir einen reizenden Ausflug mit der Pinaß durch den Mungokreek nach dem Mungoflusse. Die Landschaft am Mungo ist eine der lieblichsten in Kamerun.

Da sich Ebbe und Flut in dem Kreek sehr bemerkbar machen, ist der Wasserstand ein sehr wechselnder.

Endlos dehnt sich das Wurzellabyrinth der Mangroven längs der Kreekufer hin, nur auf festem Boden zuweilen von Weinpalmen, Dracänen und Pandanus untermischt.

An denjenigen Stellen, wo festes Land ans Ufer trat, waren auch kleine Ansiedlungen von Negern zu bemerken.

Es war noch sehr früh als wir aufbrachen. Ein köstlich frischer Morgen in der eigenartigen, melancholischen Landschaft!

Laut krächzend flogen ganze Scharen von Graupapageien über uns fort. Zuweilen auch sahen wir wunderschöne weiße Schrei-Seeadler mit schwarzen Flügelspitzen ihre Kreise ziehen.

Auf den Zweigen der Uferbäume schaukelten sich grüne Eisvögel mit herrlich schimmernden Gefieder. Auf den Sandbänken tummelten sich Strandläufer. Auch einige Rallen bemerkten wir, sowie einen großen schwarzen Raben, den sogenannten Schildraben. Er hat eine weiße Halskrause und ist so groß wie unser Kolkrabe. Im Hinterlande und in Togo soll er häufiger sein.

Da Hans in einem Eingeborenen-Dorfe am Mungo zu tun hatte, wo angeblich eine Seuche ausgebrochen war, mußten wir uns beeilen. Leider aber kamen wir, als der Lotse durch einen Nebenkreek fahren wollte, in dem Wurzelgestrüpp fest, und, da alle Anstrengungen, uns flott zu machen, vergeblich blieben, mußten wir die Flut abwarten. Hans beschloß daher, die Zeit zu einem kleinen improvisierten Jagdausflug zu benutzen, was ich natürlich mit Freuden begrüßte. Da wir glücklicherweise noch ein großes Kanu mit uns führten, bestiegen wir dieses, so daß auf diese Weise die Fahrt noch viel reizvoller wurde, da wir fast geräuschlos mit dem Kanu durch die Wasser glitten und die Vögel weniger aufgescheucht wurden.

Es gelang uns auch, zwei wunderschöne Silberreiher zu erlegen, eine hochwillkommene Beute wegen des herrlichen Federschmucks. Aber wir hatten besonderes Glück, denn auch ein mächtiges Krokodil, welches schlafend auf einer Sandbank lag, wurde erlegt. Meist sind die scheuen Tiere nicht auf der Stelle tot und können sich, wie schon früher erwähnt, noch ins Wasser retten, wo sie sich im Wurzelwerk festbeißen. Man muß daher am besten die Halswirbelsäule treffen. Das Tier hat ein scheußliches Gebiß, mit dem einem starken Manne ein Bein glatt abgebissen werden kann. Fälschlicherweise nennen die Neger das afrikanische Krokodil „Alligator".

Das erlegte Krokodil gehörte zu den spitzschnäuzigen, die von den Negern besonders gefürchtet werden.

Eine andere, breitschnäuzige Art soll weniger gefährlich sein und den Menschen nicht annehmen, was allerdings bei der nahen Verwandtschaft der Tiere sehr zu verwundern wäre.

Auch eine sehr eigenartige Vogelart, die sogenannten Nashornvögel, bekamen wir zu sehen. Schwarze, sehr magere, schlanke Vögel, mit langem Schnabel und einem hornartigen Aufsatz auf demselben.

Am Ausgange des Mungokreeks in den Wurifluß soll sich eine Stelle befinden, die nach den Anschauungen der Duala nachts der Tummelplatz böser Geister sein soll, welche die Menschen aus dem Kanu rauben. Auch in dem Quakakreek, welcher den Wuri mit dem Sanaga-Fluß verbindet, sollen mächtige Fabelwesen mit glühenden großen Augen existieren, welche auf den Menschen Jagd machen. Unser Bootssteurer behauptete steif und fest, selber mal von einem solchen Wesen in dunkler Nacht verfolgt zu sein. Er hätte es nur der Schnelligkeit seiner Dampfpinaß zu danken gehabt, daß er mit dem Leben davon gekommen wäre.

Der Gute hatte wahrscheinlich einen recht kräftigen Abendschoppen hinter sich.

Als wir, den Mungokreek verlassend, höher und höher hinauf fuhren, änderte sich der landschaftliche Charakter des Flusses mehr und mehr. Auch die Ufer wurden höher und fester. An Stelle der Mangroven traten die afrikanischen Eichen, Dracänen, Baumwollbäume, untereinander durch undurchdringliches Dickicht verbunden. In den gut gehaltenen Ansiedelungen wohnen Duala, welche sich der Aufsicht der deutschen Regierung in Duala zu entziehen suchten und nun hier als wahre Drohnen und Blutsauger der Urbevölkerung hausen. Sie haben den Stamm der Balung ganz von den Flußufern und damit auch vom Handel verdrängt, indem sie die Zwischenhändler markieren. Zu Hilfe kam ihnen dabei, daß die Balung durch Inzucht sehr degeneriert sind. Die Insassen der sehr kleinen Dörfer heiraten nur untereinander. Ja, in einer ihrer Ortschaften, Bakundu-ba-nam-bele, wo die Straße das Dörfchen in zwei Hälften teilt, heiraten sogar nur die beiden Hälften der Dorfschaft untereinander.

Die Duala-Händler kommen zu den Balung und drängen ihnen förmlich ihre Ware auf. Mit der Bezahlung wäre es ja nicht so eilig, sie kämen schon nach einigen Monaten wieder. Der unwissende Buschneger läßt sich dann beschwatzen, nimmt den Tand, bestehend in Hüfttüchern oder sonstigen Gebrauchsgegenständen an, denkt aber nicht an die Zukunft. Wenn dann der Gläubiger kommt, hat er keine Zahlung, und so sinkt er immer tiefer in Schulden.

Es wäre ein hochverdienstliches Werk, das Schmarotzervolk der Duala von einem handel- zu einem ackerbautreibenden Volk zu machen. Wir sind ja auf die Duala, als die intelligentesten der Neger Kameruns, halb und halb angewiesen.

Allein die schönen Zeiten, wo die Duala Jahr aus Jahr ein als reisende Händler das Hinterland unsicher machen und die eingeborene Bevölkerung gegen den Europäer mit Mißtrauen erfüllen, sind hoffentlich bald vorbei. Das Streben, eine hohe Wandergewerbesteuer einzuführen, um das Treiben jener kleinen gefährlichen Händler unmöglich zu machen, wird daher immer dringender.

Ein Fluch war lange Zeit das sinnlose Kreditgeben der Kaufleute an die Farbigen. Irgend ein Faktorist gab einem Farbigen auf Treu und Glauben für so und soviel tausend Mark Waren. Nun ging der Farbige in den Busch, um die Waren mit möglichst viel Profit zu verkaufen, und um natürlich oft nicht wiederzukommen. Jetzt sind glücklicherweise beschränkende Bestimmungen dagegen getroffen worden.

Erfreulicherweise stellte sich die Seuche, die in dem Dorfe ausgebrochen sein sollte, als harmlos heraus, und, da wir die weiter flußaufwärts liegende Missionsstation Bombe doch nicht mehr erreichen konnten, mußten wir an das Uebernachten denken. Gesagt, getan. In kurzem waren zwei Zelte aufgeschlagen. Die Kessel brodelten, und ich freute mich schon der Romantik des Ortes, hier mitten in der Wildnis zu kampieren, als wir von einem fürchterlichen Sandfliegenschwarm überrascht wurden.

Da auch in einem kleinen nahen Dörfchen dieselbe Plage herrschte, und noch dazu die bösen Anophelinen, blieb nichts übrig, als Reißaus zu nehmen. Schnell wurden die Zelte zusammengepackt, und dann ging es wieder zurück in das Boot. Wir hatten den Tausch nicht zu bereuen, denn es war wohl eine der zauberhaftesten Bootsfahrten, die ich je gemacht.

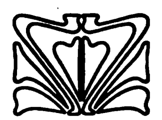
Merkwürdig, daß ich an einen Abend im Neuen Opernhause zurückdenken mußte, als das indische Märchen „Vasantasena“ von König Sudraka gegeben wurde. Was dort täuschende Kunst an Eindrücken und Effekten nur erzielen konnte, hatte hier die Natur aber noch weit übertroffen.

Ab und zu tönte aus weiter Ferne dumpfes, brüllendes Schreien. Der Bootsführer behauptete, es wären große Hundskopfaffen, ein anderer wieder meinte, es wäre der Schrei von Leoparden.

Unsere Hoffnung, daß Elefanten, die hier zeitweise ziemlich zahlreich vorkommen, am Ufer schußgerecht erscheinen würden, erfüllte sich leider nicht. Die Neger hatten uns erzählt, daß noch am Vormittage eine ganze Anzahl in der Nähe gewesen wären. Gerade in Vollmondnächten sollen sie gerne ihr neckisches Spiel im Fluße treiben. Ich muß sagen, ich war schließlich ganz froh, daß wir die Dickhäuter nicht zu sehen bekamen. Zum Uebernachten verankerten wir schließlich das Boot in der Mitte des Flusses und hatten das Glück, nachdem alle Lichter sorgfältig gelöscht waren, von Moskitos und sonstigen Insekten nicht belästigt zu werden. Stiller wurde es, je weiter die Nacht vorschritt. Nur das leise Rauschen des am Bug des Bootes sich brechenden Wassers war zu hören, sowie gelegentliches Stöhnen und Schnarchen der Neger, welche in dem angehängten Kanu untergebracht waren. Am anderen Tage fuhren wir dann nach Hause, wo sich gleich viel Arbeit vorfand.

Ein wilder Büffel hatte ganz in der Nähe von Duala, beim Orte Bonaku, einen Neger, welcher Palmenwein bereiten wollte, am Bauche mit dem spitzen Horne aufgespießt und über den Kopf und Rücken hinweg zu Boden geschleudert. — Ein anderer war von seinem „zärtlichen" Vetter des nachts mit dem Speer überfallen und in grauenhafter Weise von dem Unhold zugerichtet worden. Ueber 4 Stunden mußte an dem armen Menschen herumgeflickt werden. Der Unmensch hatte seinem Opfer, als es halb entseelt zu Boden gesunken war, zum Schluß noch den mit Widerhaken versehenen Speer vom Halse her durch den ganzen Brustkorb gestoßen.

Die sog. „Heilhaut" der Neger soll eine ganz außerordentlich gute sein. Man meint, daß auch wohl die Sonne ungünstig auf die Giftigkeit mancher Krankheitskeime einwirke. Es sei Tatsache, daß, trotzdem z. B. der Starrkrampfbazillus außerordentlich verbreitet im Boden vorkäme, Erkrankungen daran selten seien, auch trotz der Häufigkeit der Wunden an den Füßen der Neger. Der von dem Büffel Verwundete, konnte bereits nach 14 Tagen entlassen werden, während der andere, der infolge von Unachtsamkeit eines farbigen Pflegers nachts aus dem Bette gefallen war, nach 2 Tagen starb.



18. Kapitel.

Weihnachten in Kamerun.

Die Vorbereitungen zum Fest müssen jetzt mit Hochdruck betrieben werden. Ich habe heute schon mit den Jungen angefangen, Rosen und Lilien für unsere Bäume hervorzuzaubern. Doch werden es bei den Jungen meist nur exotische Gewächse, deren Gattung sich schwerlich aus einem botanischen Werke bestimmen ließen. Unsere Weihnachtsbäume sollen schon angekommen sein, wir haben sie aber noch nicht hier. Hoffentlich sind sie gut erhalten. Hans wird wohl nur die Skizzen geschenkt erhalten, die ich im Gebirge verbrochen habe. Es kommt ja doch schließlich auch nicht auf die Kostbarkeit der Geschenke an, sondern nur auf die Art und Weise, wie man schenkt, und ich möchte, so viel ich dazu beitragen kann, das Fest so gemütlich und nett wie möglich machen.

Es ist so viel passiert, daß es mir fast schwer fällt, ans letzte lustige Ende den fröhlichen Anfang zu knüpfen. Jedoch, ich will der Reihe nach berichten. — Ihr wißt, wie beschäftigt ich vor Weihnachten war, da ich erst so spät aus dem Gebirge zurückkam.

All die kleinen Geschenke und Arbeiten wurden noch fertig, die nachher sehr nett aussahen, so daß mein Stübchen wie eine richtige kleine Weihnachtsmesse aussah, besonders, als noch das selbst gebackene Marzipan hinzukam, für das Hans mir den Titel „Hofkonditor“ zu verleihen geruhte. Schade nur, daß Ihr die Konfitüren nicht verlöten ließet. In drei Tagen sind sie immer total verschimmelt. Ich habe diese jetzt gleich in einen Exsiccator gelegt, der alle Feuchtigkeit anzieht. Am besten ist es ja, man hat zur Aufbewahrung sämtlicher Sachen ein besonderes, luftdicht abzuschließendes Zimmer, in welchem man durch einen Petroleumofen den Kampf gegen die Feuchtigkeit der Luft aufnehmen kann.

Nun aber galt es vor allen Dingen, die Geschenke für die große Menge der Jungen und Lazarettgehilfen zusammen zu stellen.

Ihr seht, es war viel zu überlegen, wenn jeder rang- und standesgemäß bedacht werden sollte, und nur mit Mühe habe ich alles vor den Blicken der Neugierigen verbergen können. Unsere Tannenbäume, auf die

ich mich schon so gefreut hatte, kamen in wahrhaft jammernswertem Zustande an. Der eine, den wir fürs Hospital bestimmt hatten, war noch ganz leidlich, der zweite dagegen wie ein abgenagtes Gerippe, so daß ich nichts Eiligeres zu tun hatte, als schnell den grasgrünen Farbentopf kommen zu lassen und den nadellosen, dürren Baum tadellos zu lackieren. Wenn er in seiner Inkrustation von Schweinfurter Grün nun auch etwas giftig aussah, so tröstete ich mich damit, daß dieser Eindruck sich nachher bei Lampenlicht wohl mildern und er vielleicht doch noch Bewunderung ob seiner „Frische" erzielen würde.

Dann schickte ich Leute aus, um schöne Palmzweige zu schneiden. Die band ich auf jeden Zweig bis oben hin. Ihr hättet nur die Wirkung sehen sollen — ich sage Euch „fin too much!" (mehr als schön). War das nicht ein großartiges Symbol einer Verbindung von Deutschland mit Afrika?

Nachdem wir den Baum in einen alten Petroleumtin gesetzt nnd mit Sand und Steinen befestigt hatten, ging ich mit dem kleinen Hans, zum Unterschiede von Massa-Hans, und seines sammetweichen Felles wegen „Ratte" genannt, und Bingua ans Ausputzen, was ihnen viel Spaß machte. Lichte und Lametta hatte ich in der Baseler Mission erstanden, und als schließlich noch schöne Kugeln und Sterne daran kamen, konnte es wirklich keinen schöneren Baum geben.

Am 21. war in der Offiziersmesse Weihnachtsmahl, das trotz des fehlenden Baumes sehr gemütlich verlief.

Heiligabend beschenkten wir nun zuerst unseren Hausstand. Alle mußten sich draußen versammeln, während dessen wir den Baum anzündeten. Was werden nun wohl die Jungen für Augen machen und sich freuen?

Auf dreimaliges Klingeln kamen sie alle herein. Dann sangen wir das alte, traute Lied „O Du fröhliche" und führten sie danauf an den großen Geschenktisch. Aber wehe, das Barometer meiner Freude sank immer tiefer bis auf den Gefrierpunkt herab, als ich die vielen stumpfsinnigen Gesichter rings umher sah, die auch nicht den leisesten Schein eines Eindrucks weder des lichterbunt strahlenden Baumes noch der Geschenke verrieten. Namentlich die Weiber standen mit ihren Kindern vollkommen teilnahmslos da. Ihren unbeweglichen Mienen sah man es wirklich nicht an, ob sie erfreut seien, und doch bekamen alle wirklich mehr als genug, außerdem noch jeder einen „süßen Teller". Das war also wieder eine Enttäuschung mehr, und ich hatte mich so ungeheuer auf den Abend gefreut!

Es dauerte auch keine zwei Minuten, da packten alle ihre Siebensachen zusammen und zogen ab. Nur Arnold war noch unter Larven der Einzige, der sich sichtlich sehr freute und sich auch immer wieder bedankte.

Nachdem bauten wir uns all die schönen Sachen aus der Heimat auf, freuten uns und waren glücklich wie die Kinder.

Später fand im Hospital die Feier statt, wo, nachdem Hans eine Ansprache gehalten und ebenfalls ein Weihnachtslied gesungen war, 32 Bediensteten unter dem ganz echten, unverfälschten, ebenfalls sehr hübsch geratenen Tannenbaum beschert wurde.

Zum Essen blieben wir bei den Schwestern.

Am ersten Feiertag hatten wir die Offizier- und Oberbeamtenmesse, sowie die Schwestern bei uns. Sämtliche Pfähle auf der Veranda waren mit langen Palmwedeln besteckt, so daß sie sich ungeheuer festtäglich ausnahm. Diesmal fand unser wunderhübscher Weihnachtsbaum ein verständnisvolleres und dankbareres Publikum, das sich voll Andacht um ihn gruppierte und deutsche Weihnachtslieder sang. Natürlich kannten die Herren nach alter deutscher Sitte, wenns hoch kam, nur den ersten Vers. Damit nun keiner leer ausging, hatten wir eine Tombola veranstaltet. Jeder gewann durch Mogelei ein kleines Geschenk. Die sonstigen Gewinne waren nur Ulk und Anspielungen auf lokale Verhältnisse, erfüllten aber ihren Zweck, alle heiter zu stimmen, vollauf. Es war auch wirklich ganz wie zu Hause, nur daß es sehr heiß war, und man nicht den Tannenduft merkte, da die Brise auf der Veranda allen Geruch fortnahm.

Die Neger, die auf ihre Weise auch an dem Freudenfest der Weißen teilzunehmen sich verpflichtet fühlten, vollführten am Abend und in der Nacht einen geradezu unheimlichen Lärm in der Stadt, der uns, die wir doch ziemlich weitab wohnen, um unsere ganze Nachtruhe brachte. Play, play und wieder play (Spiel) und viel Gin oder Rum, sowie möglichst oft und reichlich „dash" (Trinkgeld, Geschenk), das bedeutet für sie die Seligkeit.

Während Ihr daheim zu Sylvester sicherlich bei einer Bowle versammelt waret, und weiche Schneeflocken leise und unaufhörlich gegen die Fensterscheiben streiften, saßen wir gemütlich ganz allein in unserem luftigen Teepavillon. Vor uns erglänzte die stille Wasserfläche des breiten Wuri, und wir gedachten so lebhaft Eurer, daß Euch sicherlich die Ohren gellungen haben.

Wißt Ihr auch, daß es nur drei Stunden Zeitunterschied zwischen hier und dort ist? Wenn Ihr Euch um 4 Uhr zum Kaffeetrinken niedersetzt, speisen wir um 1 Uhr zu Mittag.

Gegen Mitternacht herrschte im Hotel großer Trubel, der durch ein bengalisches Feuerwerk noch verstärkt wurde. Die guten Negerlein glaubten anfangs, man mache Fetisch und wolle sie umbringen. Als sie nach und nach aber die unschuldige Natur der feurigen Schlangen erkannten, kamen sie zu tausenden angelaufen und begrüßten jede Rakete oder Schwärmer mit wahrhaft frenetischem Jubel. Der Höllenlärm währte wieder bis 3 Uhr.

Um 12 Uhr fingen auch, wie bei Euch, „sämtliche Glocken an, d. h. wir hörten nur eine einzige, das neue Jahr einzuläuten, was sich nach einer Viertelstunde wiederholte. Das Treiben in der Sylvesternacht hier in Duala gab sicher gar nicht viel dem in Berlin nach.

Am Neujahrsvormittag stellte sich ganz Duala zum Gratulieren ein, und bei dem Ständchen, das ich um zwölf Uhr bekam, lustwandelte natürlich wieder das hochfestlich geputzte, musikliebende Negervölkchen in der Mango-Allee auf und nieder. Kolonnenweise kamen auch sie und wünschten der „Doktorsister“ ein gutes neues Jahr, natürlich nur in der Erwartung, daß ich ihnen dafür etwas schenken würde. Ihre verdutzten Gesichter anzusehen, als ich ihnen nur dankte und ein Gleiches wünschte, war mehr als komisch. Ich halte es für ganz verkehrt, wenn man sich etwa nur auf diese Weise bei ihnen beliebt zu machen sucht, indem man ihnen ohne Gegenleistung viel schenkt. Sie werden dadurch zu sehr verwöhnt, verlangen nachher als etwas Selbstverständliches immer mehr und werden nur zum Betteln erzogen.

Wir hörten, daß in der Stadt großes Fetischfest sei, aber leider kamen die Schwestern und ich doch zu spät. Der Fetisch war schon wieder fortgeschafft. Ein harter Reichstaler übte jedoch auf den gefühlvollen Dorfschulzen solchen Zauber aus, daß er uns bereitwilligst die verborgen liegende, ganz und gar mit Palmenzweigen um- und besteckte Festhütte zeigte, mitsamt dem großen Fetisch, bestehend aus einer Art Holzaltar, der mit sonderbaren geschnitzten und schwarz-weiß-rot bemalten Figuren reich geziert war. Darauf stand als eigentlicher Fetisch ein zwei Meter hohes, undefinierbares Etwas mit vielleicht noch reicher geschnitzten phantastischen Figuren. Bei ihrem Fest wird dieser Fetisch nun auf einen geschmückten Platz gebracht, und die Neger tanzen um ihn mit entblößtem Oberkörper herum. Der Hauptreiz besteht natürlich wieder im Rumtrinken, der sie zum Tanzen anfeuern muß. Die Häuptlinge und Fetischpriester haben beim Tanzen große phantastische, holzgeschnitzte und bunt bemalte Tiermasken vor dem Gesicht und stellen damit eine besondere göttliche Figur oder Juju vor. Auf die Frage, ob das alles sei, führte er uns weitab bis an die Grenze des Dorfes zu einer Hütte, in der ein schöner, ausgewachsener, lebendiger Leopard in einem Käfig zähnefletschend hin und herlief. Sie behaupteten steif und fest, dieser sei ein v e r z a u b e r t e r Mann. Wenn sie das „play“ machten, würde der „tiger“ herausgelassen und ginge mit den Tanzenden um den Fetisch herum. So wütend er auch sonst sei, beim play wäre er vollständig zahm, und die Männer legten ihn sich um die Schultern!! In einer anderen Straße war noch Tanz, aber ohne Fetisch. Teilweise trugen die Neger sonderbare Kostüme, wenn man ihre bescheidenen Grasschürzen so nennen will. Dicht mit kleinen Schellen be-

setzte bunte Bänder um die Knöchel, um den Kopf ein Reifen mit bunten, hochstehenden Federn vervollständigen es.

Einen weniger ästhetischen Anblick gewährten die älteren tanzenden Dorfschönen mit ihren schlenkernden Gliedern. Sie kamen in Scharen um uns herum, die Männer manchmal wie wilde Tiere und mit stierem Blick. Halb taub schließlich von all dem Lärm entflohen wir diesem Hexensabbath, trafen aber unterwegs noch oft Gruppen Tanzender. Die Neger versprachen, es uns wissen zu lassen, wenn sie das play in den nächsten Tagen wiederholten. Bisher warteten wir aber vergebens darauf.

Sie lieben es auch nicht, ja hören zuweilen sofort auf, wenn ein Weißer sie bei ihrem „Festspiel" beobachtet. Dagegen veranstalteten sie ein recht interessantes, unter dem „Protektorat" von Manga Bell stehendes Wettrudern in buntbemalten, prächtigen Kriegskanus. Am Bugende war bei allen Booten eine reichgeschnitzte Holzfigur als Galion, einen Drachen oder etwas ähnliches darstellend, sowie eine große bunte Fahne angebracht.

Dieses Wettrudern findet unter den einzelnen Dorfschaften, die sich dazu herausfordern, statt. Früher war der Wettpreis fast immer eine Frau. Jetzt rudern sie um Geldsummen bis zu 200—300 Mark. Gewiß, die Duala sind kein liebenswerter Menschenschlag, aber dieser Sport, den sie pflegen, ist wirklich schön. Wochenlang trainieren sie sich vorher dazu, und man ist dann wirklich erstaunt, welch wahrhaft herkulische und schöne Figuren man unter ihnen findet.

Wenn der Tag des Ruderns gekommen ist, stehen Scharen von Männern, Frauen und Kindern der einzelnen Dorfschaften am Uferrande, die mit gespanntester Aufmerksamkeit laut schreiend und gestikulierend den Wettkampf verfolgen.

Die Rennstrecke ist oft eine sehr weite.

Mit der Geschwindigkeit eines sehr schnellen Dampfbootes kommen die mächtigen Boote näher und näher. Bei jedem Paddelschlag hebt und senkt sich das lange, schwanke Boot. — Auf 30 Bänken sitzen je zwei Ruderer, fast völlig nackt, nur die Stirn mit einer weißen Binde umwunden. Tief bücken sie sich, um mit dem spitzen, kurzgriffigen Paddel, das sie mit beiden Händen ergreifen, tief einzutauchen.

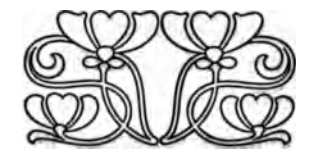
Gleichmäßiger können auch die Gewehrgriffe einer Gardekompagnie nicht ausgeführt werden, als hier die Paddeln eintauchen.

Je näher das Ziel, je schneller wird das Tempo. Zuletzt umgibt ein Gischt und Schaum das dahinfliegende Boot. Hinten sitzt der Steurer, der mit einer Paddel das Boot lenkt.

In der Mitte des Bootes bearbeitet jemand die Palavertrommel, um die nötige Stimmung zu erhalten. Ein anderer verübt dazu mit einer alten Kuhglocke fortwährend einen tollen Lärm.

Ein ohrenbetäubendes Schreien und Lärmen aber entsteht am Ufer, wenn das betreffende Dorf gewonnen hat. Im Trab, johlend, schreiend, bimmelnd eilen dann die Sieger ihren Häusern zu, gefolgt von den schreienden Weibern und der holden Dorfjugend. Und dann beginnt wieder die Ginflasche zu kreisen.

Jetzt ist der Alltag wieder da, und mit ihm viel Arbeit, sowohl Schriftliches für den Äsculap, als auch für die Hausfrau.



19. Kapitel.

Menschen und Tiere im Urwalde.

Wer zum ersten Mal nach Duala kommt, wird erstaunt sein über die verhältnismäßig starke Bevölkerung. Auf der Joßplatte reiht sich fast Hütte an Hütte. Wie anders aber wird das Bild, wenn man die Flüsse weiter hinauffährt in die Urwaldregionen, wo man nur noch an den Ufern selbst, besonders am Wuri eine mehr oder weniger zahlreiche Bevölkerung findet. An andern Stellen kann man viele Stunden marschieren, ohne auf einen einzigen Menschen, eine einzige Ansiedelung zu treffen. Nur der unendliche Wald, durch dessen dichte Laubkrone nie ein Sonnenstrahl fällt, umfängt uns mit seinem schwülen, feuchten Brodem. Nur die Bezirke des Bakoko- und Bulistammes im Waldgebiete scheinen volkreicher zu sein. Auch die Haustiere sind nicht zahlreich. Hühner kommen zwar überall vor, sind aber, wie wir schon sahen, teuer. Schweine sind ebenfalls selten und werden, da sie sich von ekler Nahrung nähren, vom Europäer selten gegessen. Die Rinder sind, wie schon erwähnt, nur klein, doch wohl geformt, an Zahl aber äußerst spärlich. Fast 60—80% der Rinder, welche aus den gesunden Hochländern zur Ebene heruntergeschafft werden, sterben. Woher kommt nun diese Armut an Mensch und Vieh in einem blühend reichen Lande, wo Millionen an Werten nutzlos vermodern, da nicht genügend Menschen vorhanden, welche die Reichtümer aufsammeln könnten? An dieser Menschenarmut sind eine Reihe der verschiedensten Umstände schuld. In erster Linie gehört dazu die gänzlich ungenügende Ernährung, speziell der Kinder. Die Kinder werden, wie schon früher erwähnt, von den Müttern durchschnittlich bis zum dritten und vierten Lebensjahre gesäugt. Dann aber erfolgt die Entwöhnung sehr plötzlich, und der kindliche Magen wird wie der jedes Erwachsenen mit äußerst schwer verdaulichen Vegetabilien vollgestopft.

Was ist die Folge? Eine Fülle von Darmleiden.

Auch die Kleidung ist durchaus nicht immer eine genügende. Ich habe als Laie oft genug gesehen, wie stark die Neger unter Erkältungen zu leiden haben, wenn die tropischen Regenmassen klatschend auf die nackte

Haut herniederprasseln. Ich weiß wohl, daß man behauptet, die Insulaner der Südsee stürben dahin, weil ihnen die europäische Kultur die europäische Kleidung gebracht hätte. Die eigentlichen Gründe dürften auf ganz anderem Gebiete liegen. Auch der Umstand, daß im Gegensatz zu Oberguinea die Frau im Urwaldgebiet Westafrikas das Lasttier ist, welches alle schwere Feldarbeit zu verrichten hat, kann nur schädlich wirken. In Togo ist, wie mir alle Togoneger bestätigen, die Frau das Hausmütterchen, welches in unserem Sinne für Küche und Kinder sorgt, während der Mann mehr die schwere Feldarbeit verrichtet. Mit tiefer Entrüstung würde der echte Duala die Zumutung abweisen, auf dem Felde zu arbeiten. Ferner ist mit Ausnahme vielleicht der Duala das Alter für die Heirat viel zu früh. Bei einigen Bergvölkern wird die künftige junge Frau oft schon mit acht Jahren und noch früher in das Haus des künftigen Mannes geführt, was sich entsprechend der Abzahlung des Kaufschillings mehrfach wiederholt. Auch Inzucht im selben Stamme ist, wie schon erwähnt, nicht selten, die manchmal wahrhaft schreckliche Formen annimmt. Die Stämme des Hochlandes, welche mehr Mais bauen und mehr Fleisch genießen, sehen entschieden viel kräftiger aus, als die Küstenneger. Es ist überhaupt erstaunlich, wie der Neger durchaus nicht so widerstandsfähig ist, als man sich denkt. Sehr alte Männer und Frauen bekommt man unter den Negern nicht oft zu sehen. Auch scheint die Zahl der Kinder, soweit es sich um Einehen handelt, durchschnittlich geringer, als bei der weißen Rasse.

Wieviele Tausende und Abertausende von Menschen sind ferner früher, zum Teil auch noch jetzt, in den entlegenen Gegenden durch Gift, durch Gottesurteile und die ewigen gegenseitigen Gefechte hingemordet worden?

Erst neulich wurde Hans zu einer Frau gerufen, der ihr Mann mit roher Gewalt wegen angeblicher Untreue Strophantusgift eingeflößt hatte. Zweifellos werden ja mit dem Fortschreiten der deutschen Herrschaft die Kriege immer seltener werden und damit auch nutzloses Blutvergießen. Aber noch auf lange Jahre hinaus wird der Giftmord eine Rolle spielen. Oft genug wird in entlegenen Gegenden ein armer Teufel, der sich den Haß des Dorffetischmannes zugezogen, oder wenn irgendwo ein Unfall oder ein Diebstahl geschehen ist, daran glauben müssen.

Aber war es denn bei uns früher anders? Hat nicht noch vor wenigen Jahren in Italien das Volk die Aerzte bei Choleraepidemien in die brennenden Häuser zu werfen versucht? Gibt es nicht noch heutigentags auch auf unseren Dörfern unzählige Schäfer Aste und weise Frauen? Nein, wir dürfen in dieser Beziehung nicht allzu stolz auf den Neger herabsehen. Doch ich schweife ab. Wir sprachen von der Bevölkerungsarmut. Auch der dichte Urwald, der Licht und Luft, die unentbehrlichen Lebensbedingungen, fernhält, und den der Neger mit seinen primitiven Werk-

zeugen nicht lichten kann, dürften einer Bevölkerungszunahme hindernd im Wege stehen. Man muß es selbst erlebt haben, wie ungeheuer schwierig das Fällen der Urwaldriesen ist. Gewiß ist das Holz mancher Bäume, speziell das der Baumwollbäume, weich und wasserhaltig, das anderer aber, wie das der Rotholz-, Adjab-, Eisen- und Ebenholzbäume ist fast so hart wie Stahl. Selbst wenn die Bäume gefällt daliegen, — ein gigantisches Trümmerfeld —, erwächst in dem dichten Gebüsch, das aus dem modernden Erdreich unter dem Einfluß der kolossalen Feuchtigkeit mit riesiger Geschwindigkeit hervorschießt, ein neuer, fast noch schlimmerer Feind des Menschen. Für den Gärtner gehört eine große Dosis Liebe und Energie dazu, um trotz all dieser Hindernisse noch den Enthusiasmus für die Sache zu behalten. Die Zahl der Schädlinge, welche sich tückisch auf das Werk des Menschen stürzen, ist ja unendlich größer, als in Europa. Termiten zernagen die Hölzer, wenn es sich nicht um Eisenholz handelt, und unzählige Käfer zerstören die Früchte. Indeß, mit zäher Geduld kann man auch aller dieser Schwierigkeiten Herr werden, und der Erfolg erfreut vielleicht mehr wie in Europa. — Durch die oben erwähnte Vieharmut ergeben sich auch für die Verpflegungsfrage weitere Schwierigkeiten.

Eine ganze Anzahl von Viehkrankheiten, die in Deutschland nicht bekannt, sind hier die Feinde der Viehzucht. Besonders die Hühner sterben in der Regenzeit in großen Mengen. Wie töricht und ohne jegliche Pflege wird allerdings auch vielfach die Viehzucht noch betrieben. Schutzlos bleibt das Vieh das ganze Jahr hindurch auf der Weide und ist natürlich allen Unbilden und den gewaltigen Tropenregen ausgesetzt. Daß infolgedessen über die Hälfte eingeht, ist wohl nicht zu verwundern. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß, nachdem die Ursachen aller dieser Schädlichkeiten erkannt sind, wir auch Mittel finden werden zu ihrer Beseitigung. Wenn erst die Bahn das Vieh in moskito- und fliegensicheren Wagen zur Küste schaffen wird, wenn erst durch Austrocknung und weiteres Ausroden die Brutplätze der krankheitsübertragenden Insekten an der Küste verschwunden sein werden, dann wird auch die sogenannte Tse-tse-Krankheit, der schlimmste Feind der afrikanischen Viehzucht, ihre Schrecken verlieren. Was an Viehbeständen trotz der Krankheiten und trotz der Indolenz der Neger noch am Leben geblieben ist, wird durch das wahnwitzige Massenabschlachten bei den Totenfeiern einzelner Stämme noch empfindlich reduziert. Je vornehmer und reicher der Tote war, je mehr muß ihm geopfert werden. In manchen Gegenden sollen bis 200 Stück Vieh bei solchen Gelegenheiten hingemordet worden sein, um den Wohlstand der Familie zu beweisen.

Aber wie vieler Geduld wird es bedürfen, um den konservativen Negern das Unhaltbare dieser Zustände begreiflich zu machen?

Noch einige Worte über die, von falscher Humanität geforderte Gleichstellung des Negers mit dem Europäer. Gott sei Dank wachsen ja dem Neger in Kamerun in sozialer Beziehung die Bäume noch nicht in den Himmel. — Nie und nimmer darf es dahin kommen, daß der Neger sich als uns völlig gleich betrachten darf. Sonst kommen wir zu den Verhältnissen wie in Südafrika oder wie in Sierra-lione in Ober-Guinea, wo keine weiße Frau sich auf dem Markte zum Einkaufen sehen lassen darf, ohne die Gefahr wüstester Beschimpfung zu erdulden, da die schwarzen Köche und Händler sonst fürchten, in ihrem Verdienst beeinträchtigt zu werden. In Lagos konnte es auch passieren, daß beim offiziellen Balle des Gouverneurs die Offiziere eines deutschen Kriegsschiffes, welche zum Tanz eingeladen wurden und anfangs nur mit den europäischen Damen tanzten, sich auf Bitte des englischen Adjutanten auch den schwarzen ladies widmen mußten. Ein schönes Vergnügen, diese in Pariser Toiletten eingezwängten Fettklumpen, die nur durch starke Parfüms die wenig netten Ausdünstungen übertäuben, im Tanze zu führen! Ein Offizier erlebte es in Trinidad, daß bei der Geburtsfeier des Königs von England die schwarze Gattin des ersten Richters der Kolonie vom Adjutanten des Gouverneurs zur Tafel geführt wurde. Ein in der Nähe stehender amerikanischer Seeoffizier bekam fast Wutanfälle bei diesem Anblick. Ich sehe nicht ein, warum nicht Neger, die höflich und anständig sind, in jeder Weise auf das humanste behandelt werden sollen, warum man nicht solchen Leuten auch einen Sitz und eventuell eine Erfrischung anbieten soll. Aber von diesem Tun und sozialer Gleichberechtigung ist doch noch ein weiter Schritt. Ich selbst lernte auf der Ausreise in Lagos einen englischen, schwarzen Rechtsanwalt Mr. R. kennen, der allein vergessen machte, daß man einen Farbigen vor sich hatte, so tadellos war seine Erziehung. Sah man aber seine mäßig gekleidete Neger-Gattin, so verflogen wieder alle Illusionen.

Der sich selbst überlassene Neger ist unfähig zur höheren Kultur und muß sich daher die Zucht eines gütigen, gleichzeitig strengen und gerechten Herrn gefallen lassen. Erst wenn Jahrhunderte lange Arbeit seine Geisteskräfte geweckt, und die Gewöhnung an die Bedürfnisse der europäischen Kultur und der Kampf ums Dasein ihn aus dem Stumpfsinn des Dahinvegetierens gerissen haben wird, erst dann kann man weiter davon reden, ihm größere Gleichberechtigung zu geben. Jedenfalls bleibt es unverständlich, warum der Neger von dem klugen Volke der Engländer fast verhätschelt wird, während weite Kreise der indischen Bevölkerung unter dem Druck mancher mittleren und unteren englischen Beamten seufzen. Weiteste Kreise in England beklagen bereits den Zwang und Druck, der in dieser Beziehung durch englische kirchliche Kreise ausgeübt wird. — Noch kön=

nen wir in Kamerun über den Neger herrschen. Nirgends sind die Bedingungen so günstig wie dort, wo reißende Ströme und Gebirge, Verschiedenheit der Sprache, der Religion und der ethnographischen Abstammung zu einer hochgradigen Zersplitterung der Stämme führen. Daher ist auch aus den eben angeführten Gründen die sogen. äthiopische Frage, die einen Zusammenschluß der farbigen Rasse gegen die europäische ins Auge faßt, in Kamerun jedenfalls ausgeschlossen. Wir dürfen eben nur die Hoffnung hegen, daß der Neger vielleicht im Laufe vieler Generationen mehr und mehr die adligen Eigenschaften der weißen Rasse annimmt!!

Betrachten wir den Neger als gleich, dann ist bis zur wahllosen Vermischung mit der farbigen Rasse nur ein Schritt.

Ein warnendes Beispiel muß uns ferner das Volk Portugals bieten. Wodurch kommt es, daß das alte Heldenvolk, das einen Vasco de Gama hervorbrachte, jetzt von den Negern als ihnen ebenbürtig hingestellt wird? Eben wegen der Vermischung mit der farbigen Rasse, wie sie bekanntlich in der ganzen Kolonie Angola vor sich gegangen ist. Früher war Angola eine blühende Kolonie, jetzt nach allen Aussagen ein Trümmerhaufen ehemaliger Größe. Wie unendlich gefährlich ist den Holländern die Mischung mit der farbigen Rasse auf Java geworden! Ueber hunderttausend Mischlinge leben dort, weder geschätzt von den Holländern noch von den eigentlichen Eingebornen, so eine ständige Quelle der allgemeinen Unzufriedenheit bildend. Ja, ich gehe noch weiter, ich sprach vorhin von der übertrieben guten Behandlung der Neger durch die Engländer in sozialer Beziehung und möchte nur erwähnen, daß zum eigentlichen Familienkreise ja die Neger auch von den Engländern nicht hinzu gezogen werden. Aber wenn man immer neue farbige juristische, medizinische und Verwaltungsbeamte in den englischen Kolonien schafft, dann hat doch eben England der farbigen Rasse schon einen kleinen Finger hingestreckt, und die ganze Hand muß wohl oder übel, wenn auch zögernd, folgen. Die Folge davon ist, daß, wie man auch schon in West-Afrika sehen kann, in steigender Zahl Mulatten, Terzeronen und Quarteronen als englische Beamte wirken. Diese heiraten dann jedoch, wenn es irgend geht, weiße Frauen, und die Mischung der Rassen schreitet fort. Dieser Prozeß steht erst im allerersten Beginn. Zweifellos hat aber England gerade durch die reine Zucht der Rasse in den Jahrhunderten seiner historischen Abgeschlossenheit seine wunderbare assimilatorische Kraft erlangt, und die Reinblütigkeit der englischen Rasse ist es doch, welche Englands Größe und Stolz ausmacht. Aber wie, frage ich, kann auf die Dauer selbst ein so hochstehendes Volk wie das englische mit seinen 40 Millionen auf die Dauer assimilierend wirken auf 400 Millionen minderwertiger Rassen? Die Europäer, welche sich schwarze Frauen nehmen, mögen sich wohl

gute Krankenpflegerinnen und hündische Sklavinnen erziehen, aber mit dem Nachwuchs erobern wir doch niemals Afrika. Meines Erachtens kann der Rassenstolz, natürlich nur im besten und edlen Sinne, garnicht scharf genug geübt werden. **Wenn Deutschland Afrika erobern will, darf dort jedenfalls kein Mischvolk entstehen.** Daher ergibt sich die zwingende Forderung, daß nach Möglichkeit weiße Frauen in immer steigender Zahl als wahre Pioniere europäischer Kultur dort wirken. Diese Frage wird sich von selbst lösen, wenn erst die Eisenbahn Kamerun erschließt vom Fels zum Meer, und der deutsche Bauer in den Hochländern Kameruns seinen Mais und Weizen bauen wird. Wir wissen jetzt, daß auch das Küstenklima für die weiße Frau keine Hölle auf Erden ist. Es ist jetzt nur noch eine reine Geldfrage, die Bedingungen für ein menschenwürdiges Unterkommen zu finden. Wenn, wie ich kürzlich in interessanten Aufsätzen eines frühern Kameruners, des Dr. Martin, las, auf den Inseln des niederländischen Archipels europäische Familien 12 bis 15 Jahre hintereinander ununterbrochen zubringen, so muß sich das auch für unsere schönen deutschen Kolonien erzielen lassen. Bedingung ist nur, daß die Frauen, welche als Mitbegründer deutscher Kultur hinausgehen, gesund sind an Leib und Seele und frei von moderner Nervosität.

Von hohem Interesse wird es dann später sein, zu beobachten, wie das Geistesleben der Neger sich gestalten wird, wenn erst durch die höhere Kultur der Kampf ums Dasein auch unter die farbige Rasse getragen sein wird. So einfach sich auch ihr Geistesleben bisher, dank den einfacheren Verhältnissen abspielt, frei von Nervosität und Zeichen hysterischer Zustände sind auch sie nicht. Ich sah im farbigen Hospital eine alte Frau, welche steif und fest behauptete, nicht rotes Blut zu haben wie die andern, sondern schwarzes. Man solle ihr Medizin geben, daß sie wieder rotes Blut bekäme, und jeden Tag bei der Visite soll sich die Komödie wiederholt haben, daß sie an ihr rotes Blut erst glaubte, wenn ihr durch einen Stecknadelstich ein Tröpfchen Blut entnommen war.

Wird nicht aber vielleicht doch die Kultur die unangenehmen Eigenschaften des Negers schärfer akzentuieren helfen? — Nach allen Berichten hat die sogenannte Kultur dem Neger im Süden der Vereinigten Staaten keinen Nutzen gebracht. Die Sterblichkeit unter ihnen soll bedeutend größer sein als bei der weißen Rasse. — Auch die Erkrankungsziffern an Nervenkrankheiten und Schwindsucht soll bei den Negern dort ungeheuer hoch sein. Indeß darf man wohl nicht vergessen, daß der Neger der Vereinigten Staaten in seinem Selbstbewußtsein als Mensch ja ständig unterdrückt wird, und schließlich ist Amerika immer nicht sein Heimatland. Auch die physische Entwickelung soll für viele Negerstämme in Afrika besser sein als in Amerika. Der Schwester des Arztes,

in dessen Hause naturgemäß häufig auch über medizinische Themata gesprochen wurde, seien diese Erörterungen verziehen. Klarer und richtiger würde das Urteil über das Geistesleben des Negers und seine Zukunft in wirtschaftlicher Beziehung, wenn man sich endlich daran gewöhnen wollte, den Neger nicht mit unsern Kindern zu vergleichen. Dieser Vergleich hinkt ganz und gar. Der Neger ist kein Kind, der Neger ist eben Neger. Das Junge des Löwen, das Junge des Tigers hat auch schon andere Eigenschaften wie die junge Katze. Gewiß, der Neger ist Mensch, und es soll und muß in ihm auch ein Werk des Schöpfers, das der Pflege bedarf, erblickt werden. Nur höre man endlich auf, ihn als uns völlig gleich zu betrachten in sozialer Beziehung. Wir wollen und müssen für ihn sorgen in hygienischer Beziehung; wir wollen ihm auch durch Schulen die elementaren Kenntnisse beibringen; aber man mache sich doch ein für alle Mal von dem Gedanken frei, ihn höhere Studien treiben zu lassen. Der schwarze Arzt, der schwarze Rechtsanwalt, der schwarze Prediger sind gefährliche Instrumente in der Hand aufrührerischer Elemente. Wir hatten diese Frage häufiger erörtert, und häufig hörte ich den Einwurf, alles wäre ja ganz gut und schön, aber man hielt die Entwicklung der farbigen Rasse und das Höherstreben der Bildungshungrigen doch nicht auf. Wenn man alle heranließe an die Krippe, käme durch die tüchtigsten unter den Negern, die höhere Stellen erreichen würden, mehr Arbeitslust und Streben unter ihnen auf. In die Indolenz der Rasse wäre mehr Bresche gelegt, und die Entwicklung der Industrie in Afrika selber würde endlich in die Wege geleitet werden. Laßt uns den Neger an die Hand nehmen und ihm zeigen, daß wir für ihn sorgen, und nicht bloß ausbeuten wollen, dann werden eine Anzahl bildungsfähiger Keime auch eher zur Entwicklung kommen. Möge in dieser Beziehung das Titelbild des Buches eine Art Symbol darstellen. Man kann nur immer wiederholen, Erziehung zur Arbeit durch Europäer, die selber erzogen sind, tut not. Manche Stämme des Hochlandes im Innern sind fleißige Ackerbauer, deren Gehöfte, deren sauber gehaltene Felder kaum viel zurückstehen hinter denen mancher deutschen Gegenden.

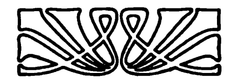
Auch die Religion scheint bei diesen Stämmen von Bedeutung zu sein, insofern als die Heidenstämme unter letztern kräftiger, selbstbewußter und sittsamer sein sollen, als die mohammedanischen Haussa und Fullah.

Ich habe versucht, aus lauter kleinen Einzelheiten, Erlebnissen des Alltages, Mosaiksteine zu sammeln, aus denen sich der Leser selbst eine Reihe von Vorstellungen über die Psychologie des Negers bilden kann. Jedenfalls glaube ich, den Neger weder in grau, noch in rosa gemalt zu haben, sondern möglichst objektiv so wie er eben ist. Der Europäer, der nur mit dem faulen, verkommenen, vor Hochmut platzenden Herero zu tun

hatte, oder der sich über die Stupidität des ostafrikanischen Küstennegers zu ärgern hatte, wird ganz naturgemäß ein anderes Urteil gewinnen, als der, der Gelegenheit hatte, eine Fülle der verschiedensten Stämme in den verschiedensten Teilen Afrikas kennen zu lernen. Nur Männer, denen Gelegenheit gegeben war, vergleichende Schlüsse zu ziehen in den verschiedenen Kolonien, sind zum maßgebenden Urteil über die Negerrasse als solche berechtigt. Darin gerade ruht ja der intime Reiz für einen geistig wahrhaft hochstehenden Menschen, als kluger Menschenkenner den Neger individualisierend zu behandeln und zu beherrschen. Dann wird man dahin kommen zu sagen, daß Afrika nicht nur nimmt, wie es leider so vielen deutschen Familien während des letzten Aufstandes in Südwest-Afrika geschehen ist, sondern auch zu geben vermag.

Mir war es z. B. ungemein interessant zu entnehmen, daß, wenigstens bis vor kurzem, in Deutsch-Ostafrika der Küstenneger als vollkommen unbrauchbar galt bezw. unfähig, Posten zu versehen, die in Westafrika schon seit Jahrzehnten zum Segen der farbigen Rasse und zum Segen des Budgets der Kolonien von Farbigen versehen werden konnten. Es wäre ein merkwürdiges Spiel der Natur, wenn tatsächlich verschiedene Stämme auch d a u e r n d , trotz der Berührung mit der höheren Kultur, so verschiedene Intelligenzgrade aufweisen sollten.

Ein rührendes Beispiel von Bildungsdrang hatten wir z. B. neulich, indem ein kleiner Diener der Schwestern zu uns herüberkam, er hätte einen Brief von seinem Vater bekommen, er sollte jetzt zur Schule gehen, und er bäte um die Erlaubnis, von 8—11 die Schule besuchen zu dürfen. Da schon drei andere Diener dieselbe Erlaubnis hatten, konnte in Rücksicht auf die Arbeit diese Erlaubnis leider nicht erteilt werden. Drei Tage hintereinander kam der Junge und quälte immer aufs neue und lief, als aus disziplinaren Gründen der einmal gegebene Befehl nicht zurückgenommen werden konnte, von dannen.



20. Kapitel.

Aus dem Alltagsleben.

Heute ging ein ganz besonders starker Tornado nieder, daß uns fast Hören und Sehen verging. Wir konnten garnicht so schnell alles in Sicherheit bringen und dicht machen. Die Gardinen rissen sich los, Schranktüren sprangen auf, das Geschirr in der Küche polterte von den Gestellen auf die Steinfliesen, und die Hängelampe auf der hinteren Veranda zerschellte. Ganz unprogrammäßig regnet und gewittert es jetzt noch, trotzdem schon vollkommene Trockenheit sein sollte. Jetzt am Abend sind nur 19° Celsius, und wir frieren wie die Störche im Schnee und haben uns einen Grog gebraut.

Die eine neue Schwester, wieder eine Anni, kam schon krank mit Fieber an. Sie liegt seit zwei Tagen im Bett und ist sehr niedergeschlagen wegen solch schlechter Ouverture.

Habe eben zwei schöne Hasen aus der Eiskammer des Dampfers bekommen. Wir werden sie heute Abend mit lieben Bekannten verzehren. Daß wir ferner mit frischen Aepfeln und saftigen Weintrauben aufwarten können, hättet Ihr Euch doch wohl kaum träumen lassen.

Bei uns herrscht jetzt großer Mangel an Hühnern, sowie sonstigem Viehzeug und Eiern. Ich habe schon ein Boot nach dem jenseitigen Bonaberi geschickt und auch von dort fast nichts bekommen.

In Rio del Rey, im Nordwesten Kameruns, besteht unter den Negern ein ungeschriebenes Gesetz, wonach kein Jüngling unter 18 Jahren Eier essen darf, ebensowenig auch Hühnerfleisch; ich glaube, deswegen sind diese schätzenswerten Dinge dort noch etwas billiger. Jedenfalls bekommen wir von dort die meisten Hühner und Eier. Später versiegte auch diese Quelle. Hoffentlich haben unsere Hühner bald ein Einsehen und besinnen sich auf ihre Pflichten. Wir müssen doch Kuchen backen zur Abschiedsfeier für unseren lieben Freund v. W., der uns leider schon jetzt verläßt, und den wir sehr vermissen werden.

Er liebte sehr Musik, und wenn er die Kapelle Sonntags in unserem Garten spielen ließ, kam er, setzte sich in die Sofaecke und hörte träumend

zu. Gerade wenn man die Menschen näher kennen und schätzen gelernt hat, muß man sich von ihnen trennen. Gleich „Schiffen, die sich nachts begegnen“, geht es auch uns, wir treffen uns auf dem Ozean des Lebens — und nachher ist wieder Dunkelheit und Schweigen. —

Heute war der Gouverneur bei uns, der etwas angegriffen von seiner großen Garua-Expedition zurückgekehrt ist. 22 Tage hintereinander im Boot bei glühendstem Sonnenbrande zu sitzen, ist auch keine Kleinigkeit. Außerdem verabschiedeten sich einige Herren, denn morgen früh fährt die „Lucie Woermann“ nach Deutschland. Daher möchte ich Euch diese Zeilen mit tausend Grüßen schnell senden, Ihr bekommt sie sonst erst vier Wochen später.

Seit 2 Wochen haben wir jetzt doch endlich Trockenzeit. Nachts kühlt es sich garnicht ab, und da man ständig ein römisches Dampfbad nimmt, möchte ich am liebsten begeistert Propaganda für antike Gewandung machen, wenigstens für den weiblichen Teil, denn ich weiß nicht recht, ob sich die Embonpoints einiger Herren besonders vorteilhaft unter einer Toga ausnehmen würden.

Bei vernünftiger Lebensweise gewöhnt man sich auch an diese Hitze. Der Körper erfährt bald nach dem Hiersein eine Umstimmung, sowohl was seinen Magen anbelangt, als auch die Haut.

Unsere vier Wassertanks am Hause sind fast erschöpft. Wenn es noch schlimmer wird, müssen die Gefangenen jeden Tag Wasser herbeitragen, denn leider gibt es auf der Josplatte noch keinen vernünftigen Brunnen. Beim Hospital soll zwar einer existieren, jedoch an chronischen Unbrauchbarkeit*) leiden. Der steinharte, lehmhaltige rote Lateritboden in den Straßen ist so ausgedörrt, daß er stellenweise handbreite tiefe Risse aufweist.

Am Neujahrstage waren fast sämtliche Weiße in der Kirche, doch muß ich offen gestehen, daß meine Andacht reichlich abgelenkt wurde durch die großen, massenhaft umherlaufenden, scheußlich kneifenden Ameisen. Draußen durchs Fenster sah ich außerdem einen kleinen prächtigen Negerstift, „mit nichts an“, als nur einem breitkrempigen silbergrauen Filzhut seines Vaters, den er sich auf dem Rücken mit einem Bindfaden festgebunden hatte, und dessen nachschleifenden Rand er wohlgefällig betrachtete.

Herr Oberst M. ist plötzlich mit seinem Adjutanten und einem Leutnant nebst zwei Kompanien nach Jaunde abmarschiert, da dort in der Nähe Unruhen ausgebrochen sind. Hoffentlich geht es ohne viel Blutvergießen ab. Gleichzeitig sollen die Unruhen hinter Edea durch diese Truppen beendet werden.

---

*) Wurde später repariert.

Es ist immer ein feierliches und rührendes Bild, wenn man die kraftvolle, wehrhafte Jugend so in den Kampf davonziehen sieht, und obwohl es keine Duala, sondern die stolzen Söhne des westlichen Sudan und Nordguineas sind, so gibt ihnen doch ihr großer Anhang bis weit vor das Dorf das Geleit. Schmerzlich gestaltet sich dann stets der Abschied von ihren laut weinenden Frauen und Kindern, die aber nicht selten selbst mitziehen und die rauhen Kriegsunbilden mit ihnen teilen.

Ein sehr trauriger Fall ereignete sich hier vor einigen Tagen. Vier Unteroffiziere gingen nachmittags dicht vor Dunkelwerden auf Jagd. Der eine glaubte, er hätte einen Affen aufs Korn genommen, da er dessen typischen Schrei aus der Gegend vernahm. Er schoß und traf seinen Freund, — der die Unvorsichtigkeit beging, aus Spaß den Schrei nachzuahmen, um die anderen anzuführen —, so unglücklich in den Kopf, daß er, ohne einen Laut von sich zu geben, sofort tot zusammenbrach. Der unglückliche Schütze ist fast wahnsinnig vor Kummer darüber geworden, wurde natürlich vom Kriegsgericht freigesprochen und gleich versetzt. — Solche Unglücksfälle sind um so bedauerlicher, als Afrika so wie so schon noch genug Opfer fordert. Ganz Duala war in Aufregung; man nimmt hier eben an allem viel regeren Anteil.

Lust und Leid, wie nahe liegen sie beieinander! Und so plötzlich und unvermittelt wie stets hier in Afrika, klopfte der Tod wieder im Hospital an und trug ein junges Menschenleben mit hinfort.

Eben habe ich unserer neuen Schwester Anni, die heute Nacht plötzlich an allgemeiner Blutvergiftung und akuter Tuberkulose gestorben ist, ein Totenkissen und Steppdecke genäht. Die beiden Schwestern hatten so furchtbar viel zu tun; zwei schwere Schwarzwasserfieberkranke, die so unendlich sorgfältiger Pflege bedürfen, sind noch da außer vielen anderen Kranken. Daß es so schnell mit der armen Schwester zu Ende gehen würde, hätte keiner gedacht, und sie hatte solchen Tatendrang.

Hans war Tag und Nacht um sie bemüht und fand sie zuletzt noch verhältnismäßig gut. Gerade als er wieder nach Hause kam, wurde er zurückgerufen und fand sie dann schon tot. Ich erfuhr es erst heute morgen, als mich mein kleiner Hans früher als gewöhnlich weckte, und wollte es zuerst gar nicht glauben. — Ich war im Nu fertig und lief nach dem Hospital, doch es war leider nur zu wahr. In dem frischen Morgenwinde wehte die Fahne schon auf Halbmast.

Es tut uns allen sehr leid um sie. Die Jungen sind auch alle ganz verstört und aufgeregt. Meine Jungen drückten ihre Teilnahme damit aus, daß sie meinten: „o, die arme Schwester, nun hat sie nicht einmal Macabo und countryshop gegessen und ist schon tot.“ An den zwei Tagen, wo sie aufgestanden war und sich schon ganz wohl fühlte, machte sie Präparate

von einem am Tage vorher an allgemeiner Sepsis verstorbenen Patienten und muß sich dabei wohl noch den Rest geholt haben.

Die Schwestern haben hier draußen einen ganz besonders schweren Stand und müssen in jeder Beziehung taktfest sein. Ich kann ihren frohen Mut, ihre Hilfsbereitschaft bei Tag und Nacht nur immer wieder aufs höchste loben.

Der Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonien tut dadurch, daß er den armen Kranken hier im fernen Lande die herrliche Wohltat liebevollster Frauenpflege zu teil werden läßt, wahrlich ein schönes, hohes Werk.

Unser Koch Arnold will durchaus im März nach Hause um zu heiraten, worüber ich natürlich sehr traurig bin, da ich dann auf die kurze Zeit noch wieder einen neuen anbändigen muß. Ich hoffe auch, er läßt sich noch bereden.

Er und der kleine Hans sind meine Lieblinge. Der Kleine in seiner roten Mütze mit der kühnen Feder sieht zu allerliebst aus. Neulich durfte er neben mir sitzen, als ich ausfuhr, da hättet Ihr bloß die Freude sehen sollen! Der Junge war ganz aus dem Häuschen, drückte mir immerzu die Hand und versicherte mir seine Liebe und Anhänglichkeit.

Er möchte zu gern mit nach Deutschland, um bei uns bleiben zu können. Vielleicht bringen wir ihn auch mit; was würdet Ihr nur dazu sagen? Ihr würdet an dem lieben Kerlchen sicher Eure Freude haben.

Ich bin überhaupt mit unseren Jungen sehr zufrieden und habe gefunden, daß sie bei milder und gerechter Behandlung und wenn man einigermaßen für ihre Anliegen Interesse zeigt, um die Finger zu wickeln sind. Ich bin ein ausgesprochener Gegner der Prügelstrafe. Es kommt oft nur darauf an, daß man die Neger von Anfang an richtig und konsequent erzieht, dann genügt schon ein Appell an ihr Ehrgefühl, und sie sind tief geknickt. Die mit Recht gefürchteten „twenty five" haben unsere Jungen nicht kennen gelernt. Man sollte Prügelstrafe auch nur bei ganz verstockten Sündern oder sehr schweren Vergehen anwenden. Ganz ohne sie wird man in Afrika leider doch nicht auskommen können.

Auf meinem heutigen Spaziergange defilierte die schwarze Leibgarde einiger Häuptlinge vorüber, allerdings mit mehr Grazie als Schneid und Strammheit und in einem lächerlich zigeunermäßigen Aufzuge. Vorauf ging eine sogenannte Musikkapelle, die Leute in wunderschönen, mit roten Goldbordüren verzierten Anzügen, in denen sie wie die abgerichteten Affen eines herumreisenden Bärenführers aussahen, aus dem Gedächtnis einen Marsch imitierend, den sie der Militärkapelle abgelauscht hatten. Die Trommel traf öfter den richtigen Ton, alle übrigen Instrumente jedoch meist daneben. Dennoch war es viel, daß sie den Rhythmus einhielten

von einer für sie ganz neuen Musik, die ihnen als etwas Fertiges vorgesetzt wurde, ohne daß sie den Entwicklungsgang derselben mitgemacht hätten.

Die „Offiziere" trugen abgelegte Uniformen aller erdenklichen Waffengattungen, daß es schien, als sei ein alter Trödelladen lebendig geworden. Den verblaßten Uniformen suchten sie mit großen abgelegten, teils auch nachgemachten Orden ein vornehmes Gepräge zu geben. Fehlte etwa zu einer Uniform z. B. der Czako, so halfen sie sich mit souveräner Verachtung alles Kleinlichen damit, daß sie ihn ruhig durch einen Marinedreimaster ersetzten.

Das elfte Gebot befolgen sie am pünklichsten, das da heißt: laß Dich nicht verblüffen! — Das Originellste aber ist, daß diese Offizierspatente verkauft werden, und zwar nicht etwa nur an besonders Tapfere oder Kluge, sondern je nachdem ein Negerjüngling betreffs Reichtum in der Wahl seines Vaters vorsichtig gewesen ist, kann er sich einen beliebigen Rang erkaufen. Für zehn Mark ist er nur ein simpler Leutnant. Wendet er aber 80 Mark an, dann kann er strahlend in der Uniform eines Majors jede Schöne betören. Uns wurde erzählt, daß sie sogar einen „General" hätten. Einige schienen Vorliebe für den Sanitätsdienst zu haben und ließen sich „Herr Unterarzt" bezw. „Herr Stabsarzt" nennen. Heute existiert diese Farçe nicht mehr.

An Kaisers Geburtstag, den Weiß und Schwarz gleich freudig feierte, waren wir wieder in der Regierungsschule, wo die Jungen ganz herrlich vierstimmig sangen und gut auswendig gelernte deutsche Vorträge hielten. Es freuten und erbauten sich noch verschiedene andere Weiße daran. Aber auch der stattliche Oberhäuptling Manga Bell verfolgte die Leistungen seiner Söhne und Enkel mit sichtlichem Interesse. Er saß mit seinem ältesten Sohn Rudolf neben uns und strahlte vor Genugtuung.

Man kann dreist sagen, daß die Negerinnen weniger begabt sind als ihre Brüder, obgleich auch hier Ausnahmen vorkommen. So kenne ich ein kleines Mädchen, das an einem Tage ein ziemlich langes Gedicht auswendig gelernt hat.

Seit einigen Tagen herrscht nun wieder der schreckliche Harmattan, daß man zu Zeiten kaum bis hundert Schritt sehen kann. Alles ist grau in grau gehüllt, wie jene melancholischen eintönigen Landschaftsbilder chinesischer Maler, und das dauert noch zwei Monate.

Neulich sah ich einem Trauertanz zu, den ich Euch gern im Bilde vorgeführt hätte. Die Tänzerinnen waren, abgesehen von einem äußerst bescheidenen Thymianschurz, vollkommen nackt und trugen entweder hinter den Ohren oder an den Fußgelenken grüne Grasbüschel zum Zeichen tiefster Trauer.

Die richtigen Buschneger tragen nicht nur bei richtigen Totenfesten, sondern eben immer ein mehr wie anspruchsloses Kostüm. Die Herren der Schöpfung bleiben daher dort zu Lande auch von langen, kostspieligen Schneiderrechnungen verschont.

Seit drei Tagen werden L.'s aus Edea zurückerwartet. Kein Mensch weiß, wo sie so lange stecken mögen, hoffentlich ist ihnen nichts passiert.

Die Kriegstrommel verkündet seit heute früh, daß der Aufstand in Jaunde zu Ende sei. — Ihr glaubt garnicht, wie schnell das geht, ich meine das Austrommeln, fast so schnell wie ein Telegramm, jedenfalls sicherer, denn Affen und stürzende Bäume lassen zuweilen keinen Telegraphendraht heil. Diese Trommelkunst ist eine Spezialität einiger besonderer Neger. Nicht alle Stämme verstehen sie, sondern sie erbt sich wie ein Vermächtnis meist in derselben Familie fort. Man hat herausgefunden, daß die Trommelsprache auf dem Rhythmus und der Klangfärbung beruht, deren Gesetzmäßigkeit ein richtiges Alphabet darstellt. Eine solche längliche, kunstvoll ausgehöhlte, mit einem etwa 40 cm langen und 5 cm breiten Schlitz versehene Holztrommel, in derem Schlitz ein Holzklöppel hin- und hergeschlagen wird, tönt drei bis vier Kilometer weit. Eine Ortschaft teilt der anderen den weitergetragenen Schall mit. So kann man sich auch erklären, mit welcher fabelhaften Geschwindigkeit hier die Gerüchte wie eine Sturmwelle durch die Lande eilen.

Auf dieselbe Weise dringt soeben eine schreckliche Nachricht hierher! Graf Pückler, der Stationsleiter in Ossidinge, nahe der englischen Grenze, zirka 14 Tagereisen von hier, ist ermordet, drei andere Weiße ebenfalls, sowie 45 schwarze Soldaten. Nur wenige entkamen. Die Stationen und die Faktoreien sind zerstört und verbrannt, und den Firmen ist enormer Schaden zugefügt! Graf P. wollte mit seinem Trupp nach einem etwas entfernten Dorfe reiten und mußte dabei einen Hohlweg passieren, als sie ganz unvermutet von aufständigen Stämmen von oben mit Steinen beworfen und schließlich mit Buschgewehren getötet wurden. Da bisher alles in tiefem Frieden zuging und kein Mensch an Aufstand dachte, waren sie auf Kampf garnicht vorbereitet gewesen, konnten sich also nicht einmal verteidigen. Ist das nicht furchtbar traurig? Graf P., der ein so kluger und friedliebender Mann und Afrikaner war, wollte jetzt nach Hause, um wieder in sein altes Regiment einzutreten.

Sofort sind Truppen dorthin abmarschiert. J.'s tun mir so leid, sie müssen jetzt auf ihrer Reise gerade in dortiger Nähe sein; wenn sie nur gut durchkommen!

Jene betreffenden Stämme sind trotzige, schwer zu regierende Gebirgsvölker, gegen welche schon früher die Truppe länger gefochten hatte,



Duala, die sich selbst zu Offizieren gemacht haben.

und welche dem weißen Manne die natürlichen Unbilden des Krieges nicht vergessen konnten.

Schweigend hatten sie sich scheinbar unterworfen, aber der alte Trotz glimmte nur weiter unter der Asche.

In aller Stille hatten sie gegen Gummi in den Faktoreien sehr große Mengen Pulver und Gewehre angekauft, mit denen sie nun solch Unheil anstifteten.

Ihr braucht aber für uns keine Sorge zu haben. In Duala ist, wie schon früher erwähnt, absolut keine Gefahr. Hier sind viel zu viel Weiße und Militär, als daß sie hier „fight" anfangen würden.

Die Kriegsschiffe sind den Negern auch noch in zu drohender Er-
lich gesinnt und würde es garnicht so weit kommen lassen.
innerung. — Außerdem ist Manga Bell bis jetzt viel zu regierungsfreund-

Dem Aqua und seiner Sippschaft wären wirkliche Aufstandsgelüste auch kaum zuzutrauen.

Außerdem sind ja die Duala, denen man seit Jahren die Waffen genommen, ganz und gar unkriegerisch geworden und vor Allem völlig uneinig. Es müßte schon selten ungeschickt verfahren werden, wenn man es zu einer Einigung der Neger gegen den Weißen kommen ließe.

Zwar sollen jetzt angeblich die Stämme am oberen Sanaga sich kriegerisch verhalten und tatsächlich schon einige Handelsstraßen gesperrt haben. Auch im Hinterlande von Jabassi sind einige Wege für die Karawanen aus dem Innern von Rebellen besetzt, aber der Kommandeur wird schon alles bald in Ordnung bringen, und ein kleiner Denkzettel ist ihnen sehr heilsam. Es ist in allen Fällen das einzig Richtige, streng und scharf vorzugehen zum Wohle Aller, der Weißen sowohl wie der Schwarzen, damit es nicht erst zu solchen Zuständen wie in Südwestafrika kommt.

Sollten diese Stämme ernstlich aufständig werden, so würde man auch nur ein gutes Werk tun, indem man die strebsameren, besseren Neger von dieser Landplage befreite. Hinter Felsen und Bäumen lauern sie vielfach den Handelskarawanen oder den Negern, die aus den Faktoreien kommen, auf, und nehmen ihnen mit roher Gewalt ihre Produkte fort, Oelpalmenkerne, Gummi oder Elfenbein, und verschleudern es dann an das richtige Schachervolk der Duala.

Sie arbeiten nicht und leben fast nur auf Kosten anderer. Manche Verkehrsstraßen sind durch diese Wegelagereien schon eingegangen, und viele tüchtige Negerstämme aus dem Innern kommen aus Furcht nicht mit den Küstenbewohnern in Berührung, mit denen sie so traurige Erfahrungen gemacht haben.

Dieser faulen Räuberhorde schwillt nun der Kopf. Sie hören durch den schier unheimlich schnellen Nachrichtendienst mit Hilfe der Palaver-

trommel von all den anderen Aufständen und denken, was die können, das können wir auch. Jetzt ist nicht viel Militär da, nun wollen wir alle Weißen totmachen und alles fortnehmen. Sie denken ja nicht weiter.

Aber zu Hause würde ja natürlich gesagt, da, seht diese habsüchtigen Weißen, nirgends können sie Frieden halten. — Alles wird verallgemeinert.

Wohl aber muß man in Kamerun, soweit ich die wahren Kenner des Landes richtig verstanden habe, die Aufstände der freiheitsliebenden Bergvölker, die ihre Farmen nicht von den Scharen der Mitläufer großer Handelskarawanen bestehlen lassen und sich Uebergriffe weißer und farbiger Händler nicht gefallen lassen wollen, unterscheiden von den Aufstandsgelüsten jener Stämme, die bloß ihre Handelsprivilegien schützen wollen, um allein den Rahm der afrikanischen Börse abzuschöpfen.

Den ersteren wird man seine Sympathie nicht versagen dürfen. Es ist leider Tatsache, daß früher so mancher weiße Glücksjäger aus schnöder Habgier gegen Treu und Glauben den Eingeborenen gegenüber handelte. Wenn diese ihn dann totschlugen, war wieder mal ein „Kulturpionier" dem „Moloch Afrika" zum Opfer gefallen, und Strafexpeditionen wurden nötig.

Wieviel mühsame, jahrelange Arbeit geht durch solche Unruhen verloren! Schlimmer aber als all der materielle ist jedoch noch der ideelle Schaden. Wie mühsam es ist, sich das Vertrauen der Schwarzen zu erwerben, kann nur der ermessen, der ihre scheue Art kennen gelernt hat.

Ihr wundert Euch, daß die Neger mit solch stoischem Gleichmut am heiligen Abend ihre Geschenke hinnahmen. Das ist Negerart. Erstens merkt man ihren Physiognomien, wenn sie sich Mühe geben, kaum eine Gemütsbewegung an, ja sie finden es „shocking", sich in offiziellen Versammlungen zu sehr hinreißen und gehen zu lassen, wie sie auch den aufgeregten, nervösen Europäer nie so recht respektieren. Das wird leider, leider von so vielen Europäern gar nicht beachtet, die nun den mangelnden Respekt durch doppelte Roheit zu erzwingen suchen. Dann aber betrachten die Neger Geschenke überhaupt als etwas ihnen ganz selbstverständlich Zustehendes. Wenn wir z. B. Mbimba nicht alle 4 bis 6 Wochen etwas schenken, dann fängt er an, das in Neger-Diplomatie zu zeigen und ist unbrauchbar. Sie sind dann im Nehmen so großartig, daß ein Schauspieler nicht hochmütiger aussehen kann. Es ist eben in ihren Augen nur unsere Pflicht, ihnen etwas zu schenken.

Große, herrliche Blumengebinde, von all den lieben Bekannten und Herrn der Messen als Aufmerksamkeit gestiftet, zierten heute meinen Geburtstagstisch. Meine Serviette stak in einem silbernen, mit den Sternbildern des nördlichen Tierkreises verzierten, von Akkra-Negern geschmiedeten Serviettenringe, der mir so gut gefiel, daß ich für Euch auch gleich solche bestellt habe.

Das größte Geschenk jedoch bildete ein großer, von der Sonne gebleichter Elefantenschädel mit den dazu gehörigen Stoßzähnen, mit welchem mir einer der Herren eine große Freude bereitete. Das kostbare Geschenk, das ich erst gar nicht annehmen wollte, ist mir doppelt wertvoll, da er das Tier selbst erlegt hatte.

Haupt L.'s, die über Land von Edea abmarschiert waren, kamen in der Nacht vom 5. in Duala an. Sie lagen in Pitti zwei Tage fast ohne Nahrung fest, da sie infolge der schlechten Wege nicht schneller vorwärtskamen und sich nicht für diesen Fall eingerichtet hatten. Nur zufällig trafen sie ein Kanu, welches sie durch die Kreeks nach Duala mit der Bitte um etwas shop (Essen) sandten. Natürlich wurde ihnen die „Libelle" mit Proviant sofort entgegengeschickt, mit der sie dann auch glücklich hier ankamen. —

Frau L. besuchte mich gleich früh am Morgen und berichtete von ihrem Unglück. Ich riet ihr, sich nur gut auszuruhen und zu pflegen, denn die strapaziöse Tour hatte sie sichtlich sehr angegriffen. Sie will auch zur Erholung nach Buea.

Nachdem am Nachmittag die Militärkapelle noch ein Ständchen dargebracht, wußte ja glücklich doch die ganze Kolonie von meinem Geburtstage. Selbst Mbimba fühlte sich veranlaßt, ein kleines Büffelhorn zu bringen, das einem hübschen Bouquet als Füllhorn diente.

Neulich boten uns Duala-Leute ein lebendes Krokodil an. Da wir jedoch keinen Behälter dafür hatten, behielten wir es nicht. Es freut sich jetzt bei den Unteroffizieren im Bassin seines Daseins und wird mit Stolz jedem Besucher vorgeführt. Dort ist überhaupt ein richtiger zoologischer Garten. Nicht nur, daß sie die verschiedenartigsten Affen halten, fast jeder Unteroffizier hat einen sprechenden Papagei, und als besonderes Unikum läuft auf dem Hofe Hans Huckebein, der Unglücksrabe, umher, ehemals seines Zeichens ein „Pfefferfresser", der aber jetzt in seinem Zustande fast gänzlicher Federlosigkeit einen trostlosen Eindruck macht. Halb könnte man ihn für einen gerupften Hahn halten; doch straft seine kühn gebogene „Habichtsnase" dieser Auffassung Lügen, und sein beutelartiger Kropf sieht dem eines Pelikan ähnlich. — Treuherzig kommt er auf jeden zugehopst, und wer ihm das Köpfchen krault, den belohnt er damit, daß er ganz verliebt die Augen verdreht und den Kopf weit nach hinten überlegt. Auch ist er für Zwieback sehr empfänglich.

Wir dagegen besitzen seit kurzem einen herrlichen lebenden Leoparden, den Hans geschenkt bekommen hat, dessen Schicksal aber noch nicht endgültig beschlossen ist. Zu einem zahmen Hauszerberus besitzt er leider keinerlei Talent. Im Augenblick hat sich die kleine „Ratte" als Nickelmann etabliert. Er sitzt im Wassertank und scheuert ihn von innen aus. Die

großen Jungen kamen nicht durch die Oeffnung. Er fördert unheimlich viel Schlamm zu Tage und gibt seiner Meinung treffend Ausdruck, indem er sagt: „O mami, here live vor stink plenty." Ihr Kauderwelsch ist wirklich oft zum Totlachen, aber ich verstehe mich prachtvoll darauf. Sogar mit den Togoleuten spreche ich brockenweis in ihrer Landessprache, die weniger melodisch als die Dualasprache klingt. Der Morgengruß heißt: odoa = Guten Morgen; der Andere erwidert: home-tole = wie geht es dir? Antwort: eo oder elejo d. h. so viel wie: gut. Nachmittags und Abends sagt man: fié nelo d. h. guten Abend, — home-tole. Der Dualagruß Njé-tu-ssé — njambe gilt dagegen für alle Tageszeiten.

Heute morgen, als ich die Betten sonnen ließ, kamen die Kettensträflinge mit einer mächtig großen Bundeslade angeschleppt und stellten sie vor der Küche nieder. Als ich fragte, von wo sie kämen und was sie brächten, erzählte mir ein unter ihnen befindlicher Kru-Neger: „Mami, we come from beach and in this box live inside one big blak tink, whiteman live for flock him and he cry too much." Ja, im ersten Augenblick wußte ich tatsächlich nicht, was sie meinten. dann aber kam mir die Erleuchtung. Das konnte nur ein Klavier sein, diese „große schwarze Kiste, auf die der weiße Mann schlägt und die dann schreit". Wie plastisch doch so ein Naturkind ihm neue Begriffe zu umschreiben versteht! — Aus dem Begleitschreiben ersah ich, daß sie sich in der Adresse geirrt hatten, und sagte ihnen Bescheid.

Aus dem Munde der kleinen „Ratte" werdet Ihr ja auch Duala genug hören. Da er mich immer drängte, ich möchte ihm doch Hosen machen lassen, er könnte doch in Deutschland unmöglich mit einem Lava-lava gehen, schickte ich zum Schneider. Bald darauf ward mir auch der „Mr. taylor" gemeldet und tatsächlich stand da ein „Ueber-Geck", dem ein kleiner Diener eine Ledertasche nachtragen mußte, in der er sein Zentimetermaß und Notizbuch trug!! Ich muß dem Jungen viel von Deutschlands Herrlichkeiten erzählen, aber ich kann ihm nicht ausreden, daß Berlin keine „Buschstadt" ist. „Busch" ist nämlich für sie etwas Schreckliches. Alle Neger, die im Innlande wohnen, sind eben für sie „Buschneger" und somit noch verschiedene Nuancen dümmer, als die mehr mit anderen Völkern in Verbindung kommenden Küstenbewohner. So sind die Hamburger z. B. in ihren Augen viel feiner und intelligenter als die Berliner. „Du Buschneger!" ist eine der schlimmsten Beleidigungen, schlimmer als „monki" (Affe) und „bameto" (gem. Hundsaffe).

In 3 Wochen sollen wir hier nun unsere Zelte abbrechen, was mir noch absolut nicht in den Kopf will, ich habe auch noch kein Stück gepackt und weiß nicht, wie ich fertig werden soll.



Eine gute Jagdbeute. (Bezirksrichter D. †)

Ich für meine Person bliebe gern wenigstens noch ein Jahr hier, denn ich liebe dieses Land zu sehr und mag garnicht an den Abschied denken. Aber, wie es auch kommen mag, ich bin zufrieden, man soll ja das neidische Göttergeschlecht nicht unnütz reizen.

Seit 5 Tagen haben wir einen sehr lieben Hausgast bei uns, Dr. Sch. aus Togo, an den Ihr Euch noch von meinen Buea-Schilderungen her erinnern werdet. Er kommt eben aus dem Innern zurück von einer Expedition zur Erforschung von Tierkrankheiten und ist nun hier auf der Durchreise. Schade, daß er nächste Woche schon wieder fort muß nach Buea.

L.'s sind auch wiedergekommen. Frau L. war während der Zeit, die ihr Mann im Busch zu tun hatte, in Buea, sieht aber leider nicht sehr erholt aus, was sie nicht wahr haben will. Sie sandten einen boy früh morgens herüber, ich möchte doch so schnell wie möglich einmal kommen, ihre Jungen hätten eben im Garten eine große Python-Schlange gefangen, ob ich die noch schnell mal sehen wollte, ehe die boys sie auffutterten. Natürlich ich eins, zwei, drei fort, wie ich ging und stand, um endlich eine lebendige zu sehen. Erst erzählte mir Herr L. ganz umständlich, wie sie in Gefangenschaft geriet, und als ich dann ungeduldig wurde, führte er mich, geheimnisvoll redend und ob ich auch keine Angst habe, nicht nach dem Hof, sondern nach der — Speisekammer und zeigte mir, vorsichtig eine große Terrine öffnend, prachtvolle — saure Heringe und gratulierte zum 1. April!

Alle 5 Minuten kroch ein neuer Gast auf den Leim. Schließlich war fast unser ganzer Kreis beisammen.

Nach langer Abwesenheit erklingen heute zum ersten Mal wieder die vertrauten Melodien der Kapelle, die einen ganz wehmütig stimmen. Es scheint, man wird hier wirklich recht empfindsam. Wie wird es uns nur erst gehen, wenn wir all das Schöne in Berlin hören und sehen werden. Ihr glaubt ja nicht, wie ausgehungert nach geistigen Genüssen wir jetzt sind.

Ach, fast wollte ich, ich wäre Anton, das ist nämlich unser jüngster Hausgenosse und mein spezieller Pflegling, von Natur ein Schimpanse, den Dr. Sch. mitgebracht, sonst aber ein ulkiges und vor allem doch ein beneidenswertes, vierhändiges Geschöpf, das uns mit seinen Kapriolen oft zum Lachen bringt. Ich könnte, wenns ginge, auch gern noch mehr Hände gebrauchen, so viele Dinge harren der Erledigung.

Anton ist anhänglich in des Wortes verwegenster Bedeutung, wie ein Kind, freut sich auch ebenso, wenn man an seinen Kasten kommt oder in dessen Bereich. Er wohnt nämlich an einer Kette auf der Veranda. Wir können ihn leider nicht frei herumlaufen lassen, weil er noch nicht die ele-

mentarsten Regeln des Salonverkehrs gelernt hat. Er erbettelt sich mit wunderhübschen großen braunen Kinderaugen seine Bananen oder Palmkerne, bricht in ein herzzerreißendes Weinen und Schreien aus, daß ihm Stimme und Luft ganz ausgehen und schlägt eigensinnig mit Kopf und Händen auf den Boden, wenn man sich einfallen läßt fortzugehen, ohne ihn mitzunehmen. Was bleibt mir da nun anderes übrig, als wie die Negerinnen mit ihren Babys, so ich mit meinem Affen Anton auf der Hüfte spazieren zu gehen. Oefter jedoch muß er auch zu Hause bleiben, doch dann rächt er sich bitter. Gestern z. B. komme ich heim, und wo und wie fand ich Anton? Mit List und Gewalt hatte er seinen Gürtel abgestreift und meine Briefschaften auf dem Schreibtisch durchstöbert. Daß er dabei aber das Tintenfaß umgestoßen hatte, dessen Inhalt viele Bogen Reinschrift für Hans verdorben hatte, genierte seinen kleinen Geist nicht im geringsten. Die bittere Flüssigkeit mochte ihn aber doch wohl vertrieben haben, denn er war, sich mit seinen schwarzen Tinten-Händen festhaltend, an der Tischdecke heruntergeklettert und wollte ausprobieren, wie ich mittags in meiner Hängematte liege und lese. So fand ich ihn denn wohlig und behaglich in die mit schwarzen Händeabdrücken verzierten Kissen eingedreht, eine Hand unterm Kopf und mit den anderen dreien im Begriff, die ersten Seiten aus einem zur Ansicht gesandten Buche zu entfernen.

Da es just Richard Dehmels „Zwei Menschen" waren, amüsierte mich mit Recht seine so geübte und geäußerte Kritik. In seiner Freude des Wiedersehens ließ er Kissen und Buch fahren und strebte meinem weißen Kleide zu, aber die gewiß herzlich gemeinte Umarmung wurde durch einen kühnen Seitensprung noch im letzten Augenblick glücklich verhindert und Antonchen gleich ins Bett gebracht.

Mit dem letzten Dampfer sind wieder viele Passanten angekommen, unter anderen ein amerikanischer Bischof, ein schöner Greis in langem Silberhaar, der uns auch besuchte. Er gehört zu einer Art Heilsarmee oder Temperenzlerorden und wollte nun auch an der westafrikanischen Küste unter den Negern dafür eventuell Propaganda machen. — Trotzdem die Heilsarmee in Deutschland vielen unverständlich bleiben wird, obgleich sie zweifelsohne sehr segensreich wirkt, hier würde die Form ihres Gottesdienstes von den geistig viel tiefer stehenden Negern vielleicht viel eher verstanden werden. Eine Lehre, ihnen spielend beigebracht, würde ihrem Charakter viel mehr entsprechen, als die ernste Methode unserer Kirche. Aber die armen Negerlein tun mir jetzt schon ordentlich leid. Sie werden ja so wie so schon ganz irre an den klugen, weißen Männern, die ihnen so vielerlei Religion bringen. Wenn nun noch die Heilsarmee dazu käme, dann wäre das Chaos ja fertig. Uebrigens sagte der amerikanische Bischof

selber, daß die Verhältnisse an der westafrikanischen Küste für seine Bestrebungen noch nicht reif seien. Das Nebeneinanderarbeiten verschiedener Konfessionen, nochzumal in einem heidnischen Lande hat überhaupt seine großen Schattenseiten. Der Unterschied ist den Negern unfaßbar, und so kommen die seltsamsten Resultate zu Tage.

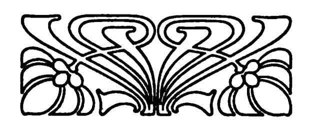
Ein anderer Gast, von Beruf Amateurnaturforscher, der so fabelhaft gelehrt war, daß er sogar Maccaroni-Plantagen gesehen hatte, der behauptete, jeden Baum in Afrika bei seinem lateinischen Rufnamen zu kennen, schenkte uns ebenfalls die Ehre seines Besuches.

Ich hatte schon viel von ihm gehört und wollte mich doch gern von seiner Klugheit überzeugen. Zu diesem Zweck pflanzte ich boshafterweise einen alten Elefantenschwanz im Garten ein, und da der gute Mann alles viel besser kannte als unsere Gelehrten gewöhnlich, trotzdem er gerade acht Tage in den Tropen war, verstand ich ihn auch für unseren Garten zu interessieren.

Nachdem er mir viele gute botanische Ratschläge gegeben hatte, führte ich ihn zu jener ominösen Pflanze, die ich von weit aus dem Innern mitgebracht bekommen hätte, und die nun, trotzdem ich sie wie meinen Augapfel hütete und fleißig begösse, doch nicht wachsen wollte und so aussähe, als vertrockene sie. Was ich da wohl anfangen könne? Die Pflanze sollte so hoch wie ein Birnbaum werden und herrlich süße Früchte tragen. Er besah sie aufmerksam von allen Seiten und sagte, das wäre ihm allerdings sehr interessant, und ob ich ihm nicht vielleicht morgen einen Ableger davon schicken könnte, was ich ja natürlich mit toternstem Gesicht herzlich gern versprach. Ich möchte aber kühn behaupten, daß die Borste auch unter seiner sorgfältigsten Pflege bis heute sicherlich noch keine Wurzel gefaßt hat.

Fr. L. hat heute Geburtstag. Wir machten natürlich mittags unseren Geburtstagsknicks, aber Dr. Sch. und ich waren uns einig, daß wir noch etwas Besonderes anstellen müßten, und so beschlossen wir, einen „Huldigungszug vom König vom Bamum" darzustellen. Ich ging zu Herrn S., dessen junge Frau letzthin auch hier ankam, und palaverte die Sache aus. Er versprach auch, 30 Kruleute mit Fackeln und Lampions zu stellen. Ich kann Euch nur sagen, die Vorbereitungen und Maskierungen machten uns ungeheuren Spaß. Keine Wanddekoration oder Decke war vor des Dr.'s Händen sicher, alles konnte er verwenden. Um 8 Uhr brach der Zug von unserem Hause aus auf. Vorauf gingen die Fackelträger und unsere boys mit großen Tiertanzmasken vorm Gesicht und Fetischen in den Händen, es folgten Massa als König mit umgestülptem Lampenbassin als Krone und echtem Häuptlingsszepter, urkomisch anzusehen; dann Dr. Sch. als Dolmetscher in blauer Laboratoriumsschürze, Kuhmaske mit Palmfaser-

bart und Puff als Turban, Herr S. mit Krimstecher und aufgerollter Seekarte ausgerüstet, stellte einen Admiral dar, und seine junge Frau mit Hängezopf und großen roten Blumenim Haar „Lotte Bach“. Dann kam ich als Hausfapriester mit einer heiligen Schildkröte (unserer Tischglocke) am Gängelbande und Schwester Anna als Togoschöne mit großem Basthut und Wangi (Brusttuch). Nebenher liefen viele boys mit Kalabartellern und Palavertrommeln, auf die sie aus Leibeskräften paukten. „Ratte“ blies auf einem großen Elefantenzahn, den mir Dr. Sch. zum Andenken geschenkt hatte, und der ein altvererbtes Prunkstück eines Häuptlings war, wie der Erzengel Michael auf der Posaune des jüngsten Gerichts, so daß tatsächlich nun halb Duala ganz erschrocken zusammengelaufen kam und sich vergeblich nach der Bedeutung dieses so ungewohnten „plays“ der Weißen erkundigten. Andere Jungen trugen feierlichst Hocker für den König und sein Gefolge. So zogen wir musizierend durch die Magoallee hinunter zu dem Geburtstagskinde und dort durch alle Zimmer. Der König grunzte unglaublich unverständliche Sachen zusammen, die sein Dolmetscher übersetzte. Ich überreichte ihr aus einer Blechbüchse eine kleine, weiße, zahme Ratte als sehr heiliges und seltenes Tier, das dem Besitzer nur Glück bringen sollte, dessen eigentliche Wiege jedoch im Laboratorium gestanden hatte. Nachdem unser Hokuspokus fertig war, führten die Kruneger bei Fackelbeleuchtung vor der Veranda einen wilden Tanz auf. Sie führten ein verwegenes Kriegsspiel mit Attacken und Rückzügen und schließlicher Erbeutung des Anführers auf. Hei, mit welcher Kühnheit griffen sie an und verteidigten sich; da sah man Kraft und wilden Mut, da waren die schwarzen Gesellen in ihrem Element! Im Wintergarten oder Zirkus Busch konnte das Zusammenspiel kein exakteres sein, als dies improvisierte Kaum waren nun die Krujungen abgezogen, wir wieder in menschlicher Haut und bereit, kühlen „Bumswein“ auf das Wohl des Geburtstagskindes zu trinken, da erschienen durch unseren Heidenlärm aufmerksam gemacht, sämtliche Offiziere auch mit Lampions und brachten, da sie jetzt erst davon erfahren hatten, ihre Grüße und Glückwünsche vor; auf diese Weise hatten L.'s nun doch die ganze Stube voller fideler Menschen.



21. Kapitel.

Die Wunder des Sanaga.

Einen herrlichen Beschluß unseres kameruner Aufenthaltes sollte eine Fahrt nach dem Sanagastrom bilden, die Hans behufs weiteren Studiums hygienischer und wirtschaftlicher Fragen zu unternehmen hatte. Der Sanaga ist der größte und majestätischste Strom Kameruns, wie schon ein Blick auf die Karte beweist.

Welch wunderbare Verkehrsader könnte er bilden, wenn er, wie der Benue, der linke Nebenfluß des Niger, fast in seinem ganzen Laufe schiffbar wäre. Leider aber macht der Rand des westafrikanischen Plateaus seiner Schiffbarkeit schon in der Nähe von Edea bei den berühmten Sanagafällen ein Ende. Im Oberlauf ist er nur noch streckenweise schiffbar, da sich das innerafrikanische Plateau im Süden Kameruns von etwa 900 bis 1000 Meter Höhe in mehreren Terrassen mehr oder weniger langsam zur Küste abdacht. Erst nach dem Süden, nach dem Kongobecken zu, erfolgt diese Abdachung derartig, daß wir dort ein Stromsystem mit ausgezeichneter Schiffbarkeit besitzen.

Wieder hieß es am Reisetage schon in der Nacht aufstehen, um beim ersten Morgengrauen aufzubrechen. Die Fahrt ist weit, und wir wollten es vermeiden, unterwegs noch zu übernachten, um noch an demselben Tage in Edea zu landen. Glücklicherweise konnten wir zur Fahrt den „Mungo" benutzen. Es ist das, wie der „Soden", ein äußerst flachgehender Heckraddampfer, bestimmt, auch die flachsten Stellen in den Flußgebieten der Küste zu passieren (ähnlich den sogenannten Missisippidampfern). Diese Dampfer führen auch ein Revolvergeschütz für etwaige Flußexpeditionen mit sich. Noch zogen dichte Nebelschwaden über den breiten Wurifluß, als wir mit dem Ebbestrom flußabwärts fuhren. Wie schon früher erwähnt, wird der Wuri nach der Mündung zu immer breiter und ist namentlich das Passieren des besonders breiten Quaquabeckens, wenn ein Tornado daherbraust, mit diesen flachen Raddampfern direkt gefährlich. Dieselben dürfen daher auch nur bei ruhigem Wetter das Quaquabecken passieren.

Es wurde ein herrlicher Sonnenaufgang. Die Luft war, da es in der Nacht tüchtig geregnet hatte, selten klar. Wir sahen die Insel Fer-

nando Po in großartiger Klarheit vor uns. Am Kamerungebirge konnte man schon mit bloßem Auge Buea und die gewaltigen Lavafelder erkennen. Auch die Fortsetzung des Kamerungebirges war deutlich zu sehen ebenso die drei mächtigen und imposanten Gipfel des Kupeberges, des Manenguba und des Nlolako. Dort ist ja in Kamerun „das Land der Verheißung,“ das Zukunftsland der weißen Rasse. Selbst die Vorberge bei Jabassi und Edea, kurz, die ganzen Ausläufer des westafrikanischen Plateaus Kameruns waren in seltener Deutlichkeit sichtbar. Unser Weg führte uns zunächst durch den Quaquakreek, dessen Ufer im Anfange die typische Mangrovenlandschaft darstellen. Säter wurden die Ufer, auf denen sich verhältnismäßig reiche Negeransiedlungen ausdehnten, etwas höher und zeigten den Charakter wie am Abo.

Zu bewundern war die ungemeine Geschicklichkeit, mit welcher der farbige Lotse das Fahrzeug in dem teilweise außerordentlich engen Flußbette durchdirigierte. Jeden Augenblick zweigten sich neue Seitenkreeks ab, immer wieder den eigenartig düsteren Charakter der Mangrovenlandschaft zeigend. Das Steuern auf solchen Flußdampfern ist um so schwerer,, als das Steuer gegen die sonstige Regel ganz nach vorn gelegt ist, so daß also schon der geringste Ruck an der Steuerkurbel den Dampfer nach Steuerbord oder Backbord ausscheeren läßt.

Die Lotsen bekommen allerdings auch recht gute Bezahlung, bis monatlich 180 Mark.

Ziemlich stark belästigt wurden wir während der Fahrt durch die Stechfliegen, diesen bitteren Feinden der Menschen und Tiere im tropischen Afrika. Sind sie es doch, welche den Menschen die tötliche Schlafkrankheit, den Haustieren die Tse-tse und ähnliche Krankheiten bringen. Mit ganz unglaublicher Hartnäckigkeit kamen die betreffenden Fliegen (Glossina f. bezw. p.), deren Stiche ziemlich schmerzhaft sind, immer wieder zu ihrem Opfer zurück. Der Mensch kann sich aber bei Vorsicht und durch Schleier ꝛc. sehr wohl gegen diese Stiche schützen. Da die Tiere, wie ich später sehen sollte, nachts nicht schwärmen, so ist es daher auch geboten, wenn man Vieh durch Strecken mit Stechfliegenplage bringen will, den Transport nachts zu bewerkstelligen. —

Etwas nach Mittag gelangten wir im Sanagastrome an.

Welch ein mächtiger, gewaltiger Strom!

Der Rhein bei Köln ist ein Zwerg dagegen. Mit brausender Gewalt stürzten seine gelben, schlammigen Fluten jetzt daher. Die Strömung war so stark, daß der Dampfer, wenn er in der Mitte gefahren wäre, rettungslos mit dem Strome mitgetrieben wäre. So mußten wir die Gegenströmung am Ufer benutzen. Imponierend wirkten vor allem die wunderbaren, grünen Kulissen, welche der Urwald an beiden Seiten darstellte. Ich

wurde nicht müde, die immer wechselnden Bilder, welche durch die verschiedene Färbung und Größe der Bäume und Blätter gegeben waren, zu bewundern. Herrliche Orchideen, wie ich sie bisher in solcher Pracht noch nicht gesehen, halfen mit stellenweise üppig wachsenden Wasserrosen und brennendroten bezw. weißen Blüten einiger Urwaldbäume das landschaftliche Bild vervollständigen. Nicht selten kamen wir an ebenfalls dicht bewaldeten Inseln vorüber, von denen Scharen erschreckter Papageien und Turakos aufflogen. Häufig machten uns die Neger auf Affenherden aufmerksam, die sich in den Zweigen wiegten. In diesem Gebiet kommen auch nicht selten Schimpansen vor. Leider werden die Tiere dort ziemlich viel gefangen und für teures Geld an die Händler verkauft. Die meisten sterben aber bald nach der Ankunft in Europa. Die Gorilla finden sich mehr in der Richtung nach Jaunde zu. Interessant war mir zu hören, daß in diesen Landstrichen noch eine Affenart vorkommen soll, welche in der Mitte steht zwischen dem Schimpansen und dem Gorilla.

Leider wird der Sanaga in der Trockenzeit sehr flach, so daß man stellenweise durch ihn hindurchwaten kann, was ein schweres Hindernis für den schnellen Transport ist.

Es war schon dunkle Nacht, als wir in Edea anlangten, wo wir in liebenswürdigster Weise im Bezirksamt aufgenommen wurden. Ich muß sagen, ich war doch von der langen Bootsfahrt recht ermüdet, und dennoch konnte ich anfangs keinen Schlummer finden. Zu mannigfache Eindrücke hatten mitgewirkt. Aus der Ferne hörte ich das dumpfe Rauschen der berühmten Sanagafälle, die wir am anderen Morgen besuchen sollten. Mit größter Spannung blickte ich dem Besuch entgegen.

Soweit aus den Worten des stellvertretenden Bezirksamtmanns hervorging, scheinen sich die Verhältnisse im Bezirk in zufriedenstellender Weise zu entwickeln, und die Bevölkerung ist friedlich geworden. Im allgemeinen soll der Stamm der Bakoko, welcher hier am Sanaga wohnt, ziemlich zahlreich sein. Sie sind auch ganz gute Ackerbauer.

Auch in diesem Gebiet wirken zwei Missionen gleichzeitig, die katholischen Palotiner und die evangelische Baseler Mission. Beide haben ihre Niederlassungen in der Nähe der Mündung des Quaquakreeks im Sanaga. An der katholischen Station Marienberg waren wir auf der Fahrt auf dem Sanaga flußaufwärts vorbeigefahren, während die evangelische Mission Lobetal weiter flußabwärts liegt.

Die Kaufleute sollen gute Geschäfte machen durch Einkauf von Gummi, Elfenbein und besonders Palmöl. Vor allen Dingen ist hier wichtig, daß sie sich nicht, wie an anderen Plätzen der Küste durch sinnlose Konkurrenz in den Preisen bei den Eingeborenen unterbieten. Auch die Preise für Lebensmittel sind bescheidener wie in Duala, wenn sie auch allerdings

schon lange nicht mehr so ideal sind, wie früher. Für ein Buschhuhn zahlt man hier nur 50 Pfennige, gegenüber 1 Mark in Duala, während Schafe oder Ziegen von mittlerer Größe höchstens 6—8 Mark kosten. Man kann sich nur immer wieder aufs Neue darüber wundern, wie es möglich ist, daß solch enorme Preisdifferenz in so kurzer Entfernung vorkommen kann. (Wie erinnerlich kostet in Kribi ein Huhn 3—4 Mark.)

Von größter Bedeutung ist, daß Edea, welches jahrelang nur ganz untergeordnete Bedeutung hatte, durch die energische Tätigkeit des Bezirksamtes letzthin seine Wirksamkeit immer weiter ausdehnt. Dazu gehört auch der Plan, eine gute Straße von Edea nach Jaunde zu bauen, wodurch die Verbindung zwischen Jaunde und Duala außerordentlich abgekürzt würde. Man baut auch einen Weg zwischen Duala und Edea, der wegen der vielen Sümpfe aber sehr schwierig ist. Die Entfernung zwischen Jaunde und Edea beträgt ungefähr etwa 8—10 Tagemärsche. Leider soll der Weg soweit er bisher von den Negern benutzt wurde, erhebliche Terrainschwierigkeiten bieten, und würde daher eine genaue Trassierung noch notwendig sein. Der gute Ausbau dieser Straße hätte den großen Vorteil, daß die schon früher erwähnte Jaundestraße erheblich entlastet werden könnte.

Leider fehlt es bisher in Kamerun noch sehr an Unterkunftshäusern an den Karawanenstraßen, welche etwa je einen Tagemarsch von einander entfernt zu errichten wären. Wenn man bedenkt, welch riesiger Verkehr allein auf der Jaundestraße herrscht, wie außerordentlich viele Europäer, die ihre Zelte und Küchengeräte immer mit sich schleppen müssen, auf den Hauptkarawanenstraßen täglich unterwegs sind, so ergibt sich schon daraus, daß durch die Einrichtung von Unterkunftshäusern eine Menge Arbeitskräfte für das Bestellen von Kulturen frei gemacht werden könnten. Bei Tisch wurde neulich das Thema ausführlich erörtert, und ärztlicherseits ist schon seit Jahren für die Errichtung dieser Unterkunftshäuser in energischer Weise plaidiert worden. In Ostafrika hat sich bekanntlich eine Bewegung gegen die Unterkunftshäuser erhoben, nachdem man festgestellt hatte, daß die Europäer speziell in den Unterkunftshäusern leicht von einer bestimmten Zeckenart mit einer Infektionskrankheit, dem sogenannten Zeckenfieber, infiziert werden können. Indeß scheint erstens diese Krankheit in Kamerun gar nicht vorzukommen, und zweitens kann man ja die Häuschen so bauen, daß die Zecken sich nicht darin aufhalten, also eventuell aus Wellblech. Um die Ansteckung der Europäer an Malaria zu vermeiden, müßten solche Unterkunftshäuser mindestens einen Kilometer entfernt von der nächsten Negerniederlassung errichtet werden. Wie man weiß, sind es gerade die Negerkinder, welche chronisch malariakrank sind, an denen sich die Malariamoskitos infizieren. Da nun die Malariamoskitos sich am liebsten in der Nähe der Hütten aufhalten, deren Bewohner sie durch ihre Stiche heim-

suchen, und sie sich meist nicht weiter als einen Kilometer davon entfernen, würden Unterkunftshütten einen Kilometer entfernt von einer ständigen Negerniederlassung zu errichten sein. — Diese Kenntnis ist natürlich für die hygienische Entwicklung Afrikas von ungeheurer Bedeutung geworden. Man kann sich heute erklären, warum Europäer, die ganz isoliert im Busch, getrennt von Negerniederlassungen gewohnt haben, das Klima jahrelang ganz ausgezeichnet ertragen haben. In der Nähe von Unterkunftshäusern, die übrigens in Togo schon längst zum Segen der Reisenden existieren, wären auch Unterkunftshütten für die Karawanenträger zu errichten, welche zum Zweck der Lüftung und damit sich kein Ungeziefer ansammelt, auf erhöhtem festgestapften Boden zu erbauen sind. Da solche Hütten nicht ständig bewohnt sind, kann sich auch kein Ungeziefer dort ansammeln. Die Verwaltung über die Unterkunftsstationen könnte ja der Häuptling des nächsten Dorfes übernehmen. Wie viele Aufstände und Morde sind, wie schon früher erwähnt, allein darauf zurückzuführen, daß Karawanenträger mit List oder Gewalt den Eingeborenen das rauben, was sich jene mühsam selber gepflanzt. Dabei macht die Anlage von Kulturen in der Nähe solcher Rasthäuser nicht die geringste Schwierigkeit, da die Pflanzen sich von selbst ohne Zutun des Menschen vermehren. In der Nähe eines Papaya-, eines Oel-, eines Mangobaumes, einer Plante 2c. sprießen bald meist eine Menge von Tochterpflänzchen auf.

Man verzeihe mir als Frau diese kleine koloniale Abschweifung, aber ich hielt das Thema für viel zu wichtig, um es hier nicht ganz kurz zu erwähnen.

Am anderen Tage hatten wir Gelegenheit, uns den Ort selbst anzuschauen. Die Hütten der Eingeborenen unterscheiden sich nicht viel von denen in Duala. Es hatte aber alles noch einen viel primitiveren Anstrich, und Negerhaushaltungen wie in Duala, die zuweilen schon einen fast europäischen Anstrich haben, fehlten hier gänzlich.

Im Kanu ging es dann nach dem anderen Ufer hinüber, um die sogenannten „Südfälle“ zu schauen, über die man schon von der Station aus einen guten Ueberblick hatte.

Wirbelnd und kochend schoß die gewaltige Wassermasse des Sanaga dahin. Es hatte hier in den letzten Tagen sehr stark geregnet. Daher war das Erklimmen des rechten Ufers wegen des feuchten, lehmigen Bodens mit größten Schwierigkeiten verbunden. Durch dichten Urwald ging es auf kaum erkennbarem Pfade über vermoderte Urwaldriesen hinfort nach der Stelle, die uns den besten Ausblick gewähren sollte. Der Wald war hier so dicht, daß man vom Fluß gar nichts sehen konnte. Wir kamen uns bei dem ständigen Bücken und Klettern über und zwischen Lianen, wie Mitglieder einer Akrobaten-Gesellschaft vor. Einige Neger

mußten mit Haumessern vorausgehen, um den Weg wenigstens einigermaßen frei zu machen. Endlich standen wir vor dem Ziel. Wahrlich, ein majestätischer Anblick, wie die ungeheuren Wassermengen tosend und brausender Gewalt von dem breiten, ca. 20 Meter hohen Felsen herunterstürzten! Eigentlich ist es nicht ein ein einziger Fall, sondern ein größerer, und rechts und links davon kleinere Fälle, voneinander durch kleine Felseninseln getrennt, die alle mit üppigem Grün bedeckt sind. Gerade die Einrahmung des ganzen landschaftlichen Bildes durch den prachtvollen Urwald gab der Szenerie etwas unbeschreiblich Schönes und Großartiges. Gewiß gibt es höhere Wasserfälle, aber nicht sehr viele mit größerer Wassermenge und nur äußerst wenige mit so herrlicher Umgebung.

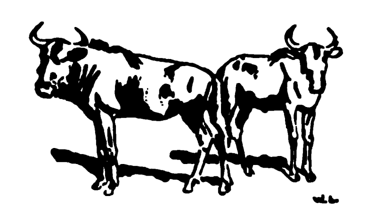
In der Trockenzeit soll der Wasserfall nicht entfernt den großartigen Eindruck machen und ebenso auch nicht auf der Höhe der Regenzeit, da dann die Niveaudifferenz zwischen Oberlauf und Unterlauf zu sehr verwischt ist. Am besten ist ein Besuch in der sogenannten Uebergangszeit.

Wir fuhren jetzt mit dem Kanu nach den sogen. „Nordfällen.“ Der Sanaga spaltet sich nämlich dicht hinter Edea in zwei Arme. Wieder galt es einen anstrengenden Marsch durch Urwald und über moosbewachsene, glitschrige Felsen, bis wir unser Ziel erreichten. Man mußte hier von Fels zu Fels mit größter Vorsicht klettern, was ohne gegenseitige Hilfe kaum möglich gewesen wäre. Dafür standen wir aber auch mit einem Mal plötzlich auf einer Felsplatte dicht vor, ja, gewissermaßen fast mitten in dem Wasserfall. Brüllend und schäumend donnerten die Wogen über gigantische Felsblöcke in einen Kessel ca. 30 Meter hinunter, aus welchem eine Gischtwolke uns in kurzer Zeit über und über besprühte. Ueber dem Wasserfall stand, da die Luft dicht mit Wassertröpfchen erfüllt war, ein herrlicher Regenbogen. Auch hier wieder war es nicht ein Wasserfall, sondern sieben, welche amphitheatralisch im Halbkreise unsern Standpunkt umgaben. Ein unvergeßlicher Anblick, wie aus der dichten grünen Wand des Urwaldes die breiten Silberströme der Fälle sich tosend nach unten stürzten. Der Fall, neben dem wir standen, war bei weitem der majestätischste. Mehrfach kamen mächtige Stämme angesaust, die mit donnernder Gewalt in den Hexenkessel hinuntergeschleudert wurden, wo sie auf und ab tanzend ein Spielball der Wässer waren. Stundenlang hätte man dem grandiosen Schauspiel zuschauen mögen. Es war, als ob eine hypnotische Kraft dem Falle innewohnte. Unwillkürlich mußte ich an Schillers „Taucher“ denken. Vielleicht hätte die Phantasie des Dichters, die ja bekanntlich durch einen einfachen Mühlbach zu jenem herrlichen Gedichte angeregt wurde, noch gewaltigere Akkorde gefunden, um sein Inneres ausströmen zu lassen, hätte er dieses Wunder der Natur schauen können.

Ich sprach später einen Herrn, welcher sowohl die Sanaga- wie auch die Niagarafälle gesehen hatte, und die Niagarafälle zweifellos für gigantischer erklärte, indeß hätten die Sanagafälle auf ihn einen weit poetischeren Eindruck gemacht, wegen der reichen Gliederung der Fälle und der herrlichen und üppigen Natur ringsum. Leider stellten sich die Aufnahmen, die wir von den Fällen machten, später als verdorben heraus. Ich erwähne noch, daß jeder Ingenieur, der nach Kamerun kommt, und von dem Sanaga etwas sieht oder hört, in tötlicher Sicherheit mit Enthusiasmus ausrechnet, daß die Fälle industriell ausgenutzt werden müßten, um ganz Kamerun mit elektrischer Kraft und Licht zu versehen. Nun, schon viele Millionen Tonnen Wasser sind den Sanaga hinabgeflossen und in Afrika muß gut Ding gute Weile haben. Schön wäre es ja.

Auf der Rückfahrt nach Duala hatten wir noch das Unglück, mit dem „Mungo" auf einer Untiefe im Quaquakreek festzukommen, und es dauerte fast 2 Stunden, ehe wir mit steigendem Wasser wieder los kamen.

Zweifellos bot diese Sanagafahrt für mich einen der Glanzpunkte meines Kameruner Aufenthaltes dar.



22. Kapitel.

Heimreise.

„Schnupdiwupp im Sauseschritt geht die Zeit, wir schreiten mit," sagt einmal Wilhelm Busch witzig und wahr. Wenn ich bedenke, wie lange wir nun schon an dieser Küste mit ihrem Gemisch von Mangroven, Sumpf, Busch, unerzogenen Menschenkindern und allem giftigen und ungiftigem Gewürm uns aufhalten, so kommt mir die Zeit außerordentlich kurz vor. Es muß doch wohl nicht so ganz uninteressant sein.

Es mag zum Teil an unseren vielen Erlebnissen, an all dem Neuen, den Kreuz- und Querfahrten liegen, welche uns die Nase in Manches stecken ließen, was sonst nicht jedem bekannt wird, zum größten Teil aber an der göttlichen Ursprünglichkeit der Natur und des Landes. Ohne dieses deutsche „Neu-Land" persönlich zu kennen, lassen sich seine Verhältnisse, seine Licht- und Schattenseiten gar nicht beurteilen. Nur langjährige Erfahrungen und Vergleiche mit ähnlichen fremden Kolonien werden für die Zukunft brauchbare Wegweiser abgeben müssen, wie unsere schöne, hoffnungsreiche Kolonie von persönlichen, rein menschlichen Gesichtspunkten aus immer mehr zu kultivieren und nutzbringend weiter auszubauen ist. In Kamerun gibt es noch unendlich viel gänzlich unerschlossenes Gebiet, und in seinem Schoße ruhen noch kostbare Schätze, die zu heben der Zukunft vorbehalten ist. Möge ihm eine glückliche Zukunft beschieden sein zu Nutz und Frommen edlen deutschen Blutes! Aber mag die Kultur nun noch so lange und noch so intensiv Reinigungsversuche anstellen, das afrikanische Gesicht läßt sich nicht wegwaschen. — Soweit meine Beobachtungen in Bezug auf die Weißen reichen, scheinen auch von ihnen manche sich nicht auf die Dauer diesem Einflusse entziehen zu können. Sie werden eben mit der Zeit „Afrikaner." Der Begriff ist nun dehnbar wie eine Gummistrippe. Es kann sich ein Naturmensch herausbilden, der mit souveräner Verachtung auf Europens übertünchte Höflichkeit herabschaut, der in Palmwein ebenbürtigen Ersatz für Münchener Löwenbräu erblickt, der in jeder schwarzen Eva-Tochter ein Ideal sieht, der aber doch, ohne unbedingt ganz zu versimpeln und zu verbauern, ein sogen. guter Kerl bleiben kann. Er kann da-



Unschädlich gemacht! (Spitzschnäutziges westafrikanisches Krokodil.)

riieren zwischen raffiniertem Kultur- und Genußmenschen und den wilden Söhnen der Natur, die schrankenlos jedem Triebe folgen.

Daß es vielfache Uebergänge gibt zwischen diesen Extremen, daß sich viele auch überhaupt garnicht in ein Schema bringen lassen, ist selbstverständlich und entspricht auch der menschlichen Natur. Soviel aber steht fest, daß diese Küste für den geistig hochstehenden Europäer einen eigentümlichen Reiz gewinnen muß. Diese schrankenlose Freiheit, die vielfach nur durch selbstgestellte Gesetze gehemmt wird, hat viel Verlockendes an sich.

Ja, in der Tat, das Land mit seinen großen Gegensätzen, das in Kriegen von schrankenloser Grausamkeit so manches Menschenblut gekostet hat, birgt viel des Interessanten in sich. Ist es nicht eine schöne und dankbare Aufgabe, in dieses Chaos Ordnung zu bringen und darüber zu herrschen?

Doch ich will hier kein langes Exposé liefern über Dinge, über die sich jeder schließlich doch sein eigenes Urteil bilden wird, sondern zum Schluß nur noch kurz berichten, daß wir, namentlich ich wohl, (denn Hans kommt ja bestimmt wieder) schweren Herzens Abschied nahmen von liebgewonnenen Menschen, von den Stätten unserer Freude mit dem unbestimmten Gefühl, du siehst ja diese Zauberwelt, in der du etwas wirken konntest, wahrscheinlich doch nicht wieder. (Da ich in der Heimat nötig bin.)

Die lange Seefahrt wurde zu einer hochinteressanten, da wir, absichtlich mit einem kleinen Zwischendampfer fahrend, alle die kleinen Nester an der Küste kennen lernten, und somit auch einen kleinen Einblick gewannen in die verschiedenen fremden Kolonien.

Vor Lagos stand, wie fast immer, eine schlechte See, so daß die Bootsfahrt bis zum Barredampfer einen zweifelhaften Genuß bildete.

Der Barredampfer führte uns in etwa 50 Minuten zur Stadt, die, längs der Lagune sich erstreckend, im Europäer-Viertel schon einen völlig europäischen Eindruck machte.

Mit Hilfe von Rikschas, die uns freundlichst zur Verfügung gestellt wurden, konnten wir auch noch einen Abstecher durch die dichtgebaute Eingeborenenstadt mit ihren schönen Markthallen, Schlachthäusern und anderen öffentlichen Einrichtungen machen. Lagos hat auch bereits elektrisches Licht.

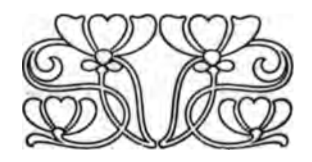
Der Gouverneur, Mac Gregor, früher selber Arzt, hat in Verbindung mit anderen namhaften englischen Malariaforschern die früher als Malarianest äußerst verrufene Stadt zu einer fast gesunden gemacht. Auch das französische Conakry in Ober-Guinea machte mit seinen wunderhübschen weiten Anlagen einen ganz ausgezeichneten Eindruck.

Auch hier sah man, daß intensiv gearbeitet wurde.

Die Perle aller auf der Heimreise berührten Orte aber war und

bleibt doch wohl Madeira. Die Lieblichkeit und das Imposante zu beschreiben, mit der eines Morgens im Dämmerschein die blau-violetten Bergesgipfel mit ihren grünen Mänteln auftauchten, wie die letzten Schleierfetzen der Nacht hinter den steilen Schluchten sich verkrochen, und die junge, siegreiche Sonne die Wände wie mit Alpenglühen überzog, oder wie das Meer lebendig ward durch die unzähligen kleinen Boote, die sich vom Ufer loslösten und unser Schiff umschwärmten, im Hintergrunde einige grünspanartig angelaufene, jedes Malerauge entzückende alte Wracks, davon ließe sich gar viel erzählen! Doch es ist dies schon so oft und von viel berufenerer Feder geschehen, daß ich davon absehen möchte. Wer dort oben von Bel monte über die unter ihm ruhende, von Weinbergen durchzogene Stadt und das unbegrenzte Meer seinen Blick hat schweifen lassen, oder im Schlitten über die glattgeschliffenen Steine die Saltouche road in lieber Gesellschaft an den blühenden, duftenden Hecken, Altanen und Gärten vorbeigesaust ist, der sage mir, ob es ein schöneres Fleckchen Erde gibt!

Der wunderbare Tag auf dieser portugiesischen Insel war ein würdiges, schönes Finale meiner Reise nach einer unserer schönsten Kolonien: Kamerun.



Verzeichnis der Abbildungen.

Druckfehlerberichtigung.

Ueberall: Patres statt Paters.
„ Jungen „ Jungens.
„ Sanaga „ Sannaga.

Seite 17, untere Zeile: liegt statt liegen.
„ 24, 9. Zeile: Nachtmahl statt Nachtmal.
„ 30, 23. „ scheue statt schöne.
„ 30, 2. unterste Zeile: emporspringen statt emporsgringen.
„ 31, 21. Zeile: einfachen statt einfacheu.
„ 34, 2. Zeile von unten: nach dem statt nachdem.




DT 566 .Z5
"Mola koko"! Grusse aus Kameru
Stanford University Libraries
3 6105 041 546 339

